

GENEVA LEE

Die große
Royals-Saga
geht weiter



ROYAL

ROYAL

Secrets

blanvalet

ROMAN

Buch

Die Intrigen am Königshof haben ihren Höhepunkt erreicht. Alexander und seine engsten Vertrauten kommen einer politischen Verschwörung unermesslichen Ausmaßes auf die Spur. Kaum jemandem kann er noch trauen. Die Verräter befinden sich in seiner unmittelbaren Nähe. Und es ist Clara und ihr ungeborenes Kind, auf die sie es abgesehen haben. Ihr Leben steht auf dem Spiel, und um sie zu retten, geht Alexander ein hohes Risiko ein. Er könnte alles verlieren – seine Krone und seine Zukunft. Doch für die Liebe zu Clara ist er bereit, all das in Kauf zu nehmen ...

Autorin

Geneva Lee ist eine hoffnungslose Romantikerin und liebt Geschichten mit starken, gefährlichen Helden. Mit der »Royal«-Saga, der Liebesgeschichte zwischen dem englischen Kronprinzen Alexander und der bürgerlichen Clara, traf sie mitten ins Herz der Leserinnen und eroberte die internationalen Bestsellerlisten im Sturm. Geneva Lee lebt zusammen mit ihrer Familie im Mittleren Westen der USA.

Geneva Lee ist online zu finden unter:

www.genevalee.com, www.facebook.com/genevaleeauthor

Von Geneva Lee bereits erschienen

Secret Sins – Stärker als das Schicksal

Die Royal-Saga

Royal Passion (01) • Royal Desire (02) • Royal Love (03) • Royal Dream (04) • Royal Kiss (05)
• Royal Forever (06) • Royal Destiny (07)

Die Love-Vegas-Trilogie

Game of Hearts (01) • Game of Passion (02) • Game of Destiny (03)

Die Girls-in-Love-Reihe

Now and Forever – Weil ich dich liebe (01) • Now and Forever – Mein größter Wunsch bist du (E-Book-Kurzgeschichte) • With or Without You – Mein Herz gehört dir (02) • Next to You – Du bist mein größtes Glück (03)

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

GENEVA LEE



ROYAL

Secrets

Roman

Band 10

Deutsch von Charlotte Seydel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Consume Me« bei Ivy Estate, New York.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright der Originalausgabe © 2019 by Geneva Lee
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020
by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Susann Rehlein
Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com
(LANTERIA; Pacrovka)
JaB · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-25736-1
V001

www.blanvalet.de

Für Ceej.
Danke, dass du mir ein Licht gewesen bist.
Du wirst mir fehlen.



|

Alexander

Keiner von uns hatte geschlafen, und es bestand nicht die geringste Aussicht, dass in absehbarer Zeit jemand zum Ausruhen käme. Nicht heute Nacht. Nicht bevor wir sie gefunden hatten. Mein engster Kreis war in den letzten Monaten beträchtlich angewachsen, doch das war es nicht, was sich jetzt nicht richtig anfühlte. Es hatte Zeiten gegeben, in denen nur Norris und Brex in einer solchen Krise bei mir gewesen waren. Heute Abend war keiner der beiden hier. Ich vertraute meinen neuen Verbündeten, aber das machte es nicht leichter, die Abwesenheit von Brex und Norris zu ertragen – insbesondere da einer von ihnen der Letzte war, mit dem man Clara gesehen hatte.

»Noch mal«, wiederholte ich und wurde meiner eigenen Frage langsam überdrüssig. Wir mussten etwas übersehen haben, irgendeinen Hinweis darauf, was sich zwischen dem Herzinfarkt und meiner Feststellung, dass Clara nicht da war, ereignet hatte.

Sarah schluckte und sah sich hilfesuchend nach einem Retter um, doch

niemand sprang ihr zur Seite. Sie hatte sich umgezogen und trug eine weite Hose und einen farblich nicht dazu passenden Pullover. Ihr dunkles Haar war von der Party noch elegant gelockt, ihr Make-up jedoch tränenverschmiert. »Norris und Clara haben mich nach draußen gebracht. Norris hat einen Wagen gerufen. Er ist vorgefahren, und Norris hat mir hineingeholfen. Ein oder zwei Minuten später ist der Fahrer ohne die beiden losgefahren und hat mich hergebracht.« Sie zögerte und biss sich auf die Unterlippe, während sich ihre Augen erneut mit Tränen füllten. »Es tut mir leid, Alex. Ich dachte, sie würden doch dableiben wollen oder ... Eigentlich habe ich nicht wirklich nachgedacht. Ich war ... war ...«

»Schon okay«, sagte Edward müde und bemühte sich, Mitgefühl aufzubringen. Ich hörte deutlich die Verzweiflung in seiner Stimme. Er hatte sich nicht umgezogen. Nachdem er das Krankenhaus verlassen hatte, war ihm nicht genügend Zeit geblieben, dann hatte ich schon angerufen und ihn hergebeten. Irgendwo unterwegs waren ihm Smokingjacke und Krawatte abhandengekommen. Sein Mann war, immer noch vollständig bekleidet, an seiner Seite. »Du warst aufgelöst. Niemand macht dir Vorwürfe«, sagte er mit fester Stimme zu Sarah.

Doch, ich machte ihr Vorwürfe, weshalb ich jetzt lieber schwieg. Wie konnte sie nicht bemerkt haben, was vor sich ging? Warum hatte Norris sie zuerst in den Wagen gesetzt? Das ergab alles keinen Sinn. Die Teile passten nicht zusammen, sie ergaben kein klares Bild – sie ergaben gar kein Bild. »Warum hast du den Fahrer nicht gefragt, wo sie sind?«

»Ich habe nicht nachgedacht!« Sie ließ den Kopf hängen und weinte stumme Tränen. »Ich habe einfach angenommen, sie würden mit einem anderen Wagen kommen, oder sie wären wieder reingegangen oder ...«

Gegenüber von ihr zwang sich Belle zu einem mitfühlenden Lächeln. Die beste Freundin meiner Frau hatte noch kein Wort gesagt, seit sie mit ihrem Mann vor einer Stunde gekommen war. Doch während Belle benommen und abwesend wirkte, verfolgte Smith aufmerksam jedes Wort. Ich konnte fast sehen, wie er alles für eine spätere Analyse in seinem Kopf ablegte.

Doch was würde er entdecken, was ich nicht schon wusste? Sarah hatte uns

erzählt, woran sie sich erinnerte, und es kostete mich Mühe, nicht noch mehr vorwurfsvolle Fragen zu stellen. Ihre Geschichte hatte sich kein bisschen verändert, seit ich sie vor ein paar Stunden geweckt hatte. Sie hatte, noch in ihrem Partykleid, auf einem Sofa in der Belgischen Suite gelegen und fest geschlafen. Die Erleichterung, die ich empfunden hatte, als ich sie fand, war von kurzer Dauer gewesen. Sie war allein, und ihre Erklärung, wie sie nach Hause gekommen war, ergab keinen Sinn. Nicht weil sie nicht klar war. Ich glaubte ihr, dass sie ichbezogen genug war, nicht darauf zu achten, dass die anderen nicht mitgekommen waren. Was keinen Sinn ergab, war die Verletzung des Protokolls.

Wer ganz einfach keinen Sinn ergab, war Norris.

Er hätte Sarah nicht mit einem Fahrer nach Hause geschickt, wenn ich ihn bat, sie nach Hause zu bringen. Er hätte meine Frau nicht in einen anderen Wagen gesetzt. Doch was er nicht getan hätte, war nichts, verglichen mit dem, was er getan *hätte*.

Er hätte meine Frau beschützt, als wäre es seine eigene.

Er hätte sie sicher nach Hause gebracht, wenn ich ihn darum gebeten hätte.

Er würde ans Telefon gehen.

Ich konnte mir nicht erklären, warum er nichts von alledem getan hatte oder warum ich ihn selbst jetzt, Stunden später, nicht erreichen konnte. Vielleicht weil ich der einzigen Erklärung, die zu meinem besten Freund und vertrauensvollen Berater passte, nicht ins Auge sehen wollte. Nur eine Sache hätte ihn davon abgehalten, und diese Möglichkeit mochte ich mir nicht vorstellen, schon gar nicht, solange Clara vermisst wurde.

Im Türrahmen erschien eine Gestalt, ich hob den Blick und sah Georgia, die sich wachsam im Raum umschaute. Nachdem Norris vermisst wurde und Brex gegangen war, hatte sie ohne mit der Wimper zu zucken die Führung übernommen, die normalerweise einem von ihnen oblag. Ich wäre dankbar gewesen, wenn ich nicht auch auf sie wütend gewesen wäre.

»Die Suche ist abgeschlossen«, sagte sie. Sie zögerte einen Sekundenbruchteil, ehe sie mir erklärte, was ich bereits wusste. »Weder Norris noch Clara befinden sich auf dem Gelände. Wir haben das Material aus den

Überwachungskameras gesichtet, die zwei sind nie durchs Tor gekommen. Wir versuchen, den Fahrer zu orten, der Sarah nach Hause gebracht hat.«

Ich wartete auf das *Aber*, das auf den Satz folgen würde.

»Aber wir werden ihn nicht finden«, sagte ich, als sie es nicht tat. »War er auf dem Material aus der Überwachungskamera?«

»Der MI-5 schuldete mir noch einen Gefallen. Die haben das gecheckt. Der Fahrer hat seine Strecke sorgfältig gewählt.« Die Aussage war schlicht, aber mit Bedeutung aufgeladen. Georgia schien – ebenso wie ich – zu verstehen, in was für einer heiklen Lage wir uns befanden. Würden wir diese Information jetzt genauer analysieren, würden wir die anderen womöglich in Panik versetzen. Und es gab noch eine andere Überlegung: Wir vertrauten allen Personen in diesem Raum. Das hieß aber nicht, dass wir ihnen auch vertrauen sollten.

»Ich verstehe das nicht«, platzte Edward heraus. »Wo soll sie sein? Wo ist Norris? Denkst du, dass sie gegangen ist? Ich weiß, dass ihr zwei darüber gesprochen habt.«

Bei seinen Worten setzte mein Herz aus, ich war überrascht, dass sie ihm davon erzählt hatte. Vor allem weil sie sich nach dem Streit, in dem ich sie um ihren Auszug gebeten hatte – um sie und die Kinder vor mir zu schützen –, strikt geweigert hatte, überhaupt darüber nachzudenken. »Das hat sie dir erzählt?«

»Sie erzählt mir eine Menge«, sagte er sanft.

»Sie hat mir gesagt, dass sie auf gar keinen Fall ausziehen wird.« Seine Stimme brach, als ihm die Bedeutung seiner Worte bewusst wurde.

In diesem Moment wünschten wir uns alle, sie hätte mich ganz einfach verlassen. Wir alle wünschten es uns, weil wir eine Sache mit Sicherheit wussten: Clara würde nicht gehen.

Mit jeder Minute, die verstrich, ohne dass wir etwas von ihr oder Norris hörten, wurde klarer, dass es keine harmlose Erklärung für das gab, was passiert war. Wir würden nicht herausfinden, dass sie sich einen Ausflug erschlichen, sich aufs Land zurückgezogen oder einen Unfall gehabt hatte. Mit jedem Moment schied eine weitere Möglichkeit aus und brachte uns dem Albtraum näher, dem ich mich nicht stellen wollte.

»Kann man sie irgendwie orten?«, fragte Smith steif und sah von Georgia zu mir.

»Sarah ist nicht mit unserem Wagen hergebracht worden«, sagte ich. »Wir müssen davon ausgehen ...« Ich konnte mich nicht überwinden auszusprechen, was mein Gehirn wusste, mein Herz aber nicht akzeptieren konnte.

»Nicht über den Wagen«, stellte er klar.

Belle, die ins Feuer geblickt hatte, drehte sich um und starrte ihn an. Vor Schreck stand ihr der Mund offen, während sie verarbeitete, was er gefragt hatte. »Sie orten?«

»Nein«, sagte ich kühl. Selbst ich war nicht besitzergreifend genug, um meiner Frau einen Peilsender einsetzen zu lassen. Ich versuchte die leise Stimme in mir zu ignorieren, die sich wünschte, ich hätte es getan, als ich es vor einigen Wochen erwogen hatte. »Wir können sie nicht orten.«

Nicht so.

Sarah entfuhr ein Schluchzer, und sie zog die Knie an die Brust und schlang die Arme darum. »Das ist alles meine Schuld.«

Ein guter Mann hätte seine Schwester vielleicht getröstet, aber ich hatte keine Zeit, mich um sie zu kümmern. Nervenzusammenbrüche brachten uns nicht weiter. Wir brauchten einen Plan, wir mussten alle Möglichkeiten in Betracht ziehen. Tränen und Selbstvorwürfe waren Störungen, die wir uns nicht leisten konnten. »Du solltest ins Bett gehen.«

Sie wischte sich durchs Gesicht und schüttelte den Kopf. »Ich sollte bleiben. Vielleicht fällt mir noch etwas ein.«

Das bezweifelte ich und, den Gesichtern der anderen nach zu urteilen, sie auch. David legte ihr einen Arm um die Schulter. »Komm. Ich bringe dich zurück in die Suite.«

Sarah ließ sich von ihm aufhelfen, blieb jedoch an der Tür stehen. »Alex, darf ich in meinem alten Zimmer bleiben – nur für heute Nacht?«

Ihre Angst drang zu mir durch und hinterließ einen kleinen Riss in der Rüstung, hinter der ich mich verbarg. Alle benahmen sich, als würden wir eine Beerdigung planen, merkte ich, nicht, als würden wir eine Strategie

besprechen. Ich schob diesen Gedanken beiseite und nickte. »Natürlich.«

Sie waren noch nicht ganz aus der Tür, als Brex mit grimmiger Miene im Türrahmen auftauchte und zur Begrüßung nickte, als sie an ihm vorbeigingen. Doch als sie weg waren, trat er nicht ein. Stattdessen wartete er, dass ich ihn aufforderte, die Schwelle zu meinem Arbeitszimmer zu übertreten. Eine ganze Weile sahen wir uns durchdringend in die Augen. Das übliche Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden, seine Augen waren schwarze Scherben.

»Ich habe ihn angerufen«, erklärte Georgia. »Wir werden seine Hilfe brauchen.«

Sie hatte ihn angerufen, und er war gekommen. Ich hatte ihn ebenfalls anrufen wollen, hatte mir jedoch keine Illusionen gemacht, dass er käme, wenn ich anriefe. Aber wenn Georgia ihn bat, kam Brex, und ich war froh, dass sie es getan hatte.

»Mein Zugangscode war noch gültig«, sagte er. In seinen Worten steckte eine Frage.

Ich vertraute Brex. Ich hatte gehofft, dass er zurückkommen würde. Allerdings nicht unter diesen Umständen. »Ich bin froh, dass du da bist.«

Das genügte nicht. Eines Tages mussten wir darüber sprechen, warum er überhaupt gekündigt hatte. Ich musste ihm erklären, warum ich meine frühere Beziehung mit Georgia geheim gehalten hatte. Ich musste mich entschuldigen. Aber wahre Freunde tauchten immer auf, wenn man sie brauchte, egal wie sehr man sie verletzt hatte.

Brex trat zu uns ins Büro, wollte sich jedoch nicht setzen, sondern lehnte sich lieber an die Wand. Georgia nahm in dem Sessel Platz, den Sarah gerade verlassen hatte, und atmete tief durch. Dann blickte sie zu meiner Überraschung zu Edward und Belle.

»Wir müssen es ihm sagen. Er muss es wissen«, forderte sie leise, aber mit fester Stimme. Belle öffnete den Mund, sagte jedoch nichts, sondern sah stattdessen mit flehender Miene zu Georgia. Edward ließ den Kopf in die Hände sinken, dann sah er auf und traf ihren Blick.

Ich hatte keine Ahnung, was die drei mir hätten zu sagen haben können, aber mir lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Ich wartete und fürchtete

mich mit jeder Sekunde mehr vor dem, was es sein könnte. Georgia war Claras Leibwächterin, Edward und Belle waren ihre besten Freunde. Clara hatte eine andere Beziehung zu ihnen als zu mir. Sie gingen zusammen shoppen und tratschten, und bis zu diesem Moment war ich niemals eifersüchtig auf einen von ihnen gewesen. Ich bildete mir ein, dass meine Frau mir alles Wichtige erzählte. Bis jetzt hatte ich nie Grund gehabt, etwas anderes zu vermuten.

»Mir *was* sagen?« Ich zwang die Frage über meine Lippen. Eine Million Möglichkeiten schossen mir durch den Kopf. Vielleicht hatte ich mich getäuscht. Vielleicht wollte sie mich verlassen. Hatte mein Bruder das Thema deshalb aufgebracht? Gab es einen anderen? Diese Möglichkeit war lachhaft, aber als das angespannte Schweigen zwischen ihnen anhielt, zwang ich mich zu der Einsicht, dass ich meine Frau vielleicht nicht so gut kannte, wie ich dachte.

Georgia sah erwartungsvoll zu Belle. »Sag es ihm.«

»Ich?« Belle suchte die Hand ihres Ehemanns.

Eifersucht ergriff mich. Sie hatte jemanden, der sie tröstete und ihr Kraft gab, sich dem Grauen zu stellen.

»Du weißt mehr als ich«, drängte Georgia, »und er muss so viel wissen wie möglich.«

Belle schloss kurz die Augen, und ich erkannte die Geste wieder. Sie bezog Kraft aus einer Quelle, tief in ihrem Inneren – irgendwie schienen alle Frauen eine derartige Quelle zu besitzen. Bei zahlreichen Gelegenheiten hatte ich Clara dasselbe tun sehen. Immer, kurz bevor sie mir etwas gesagt hatte, das ich nicht hören wollte.

Ich machte einen Schritt auf den Schreibtisch zu und umfasste die Kante, um mich zu stützen.

»Es geht um das Baby«, begann Belle, und ich verstärkte den Griff um das Holz. Sie schien es zu bemerken und zögerte.

»Was ist mit dem Baby?« Ich musste mich ermahnen zu atmen, während ich auf ihre Antwort wartete.

»Es gibt ein Problem mit dem Herzen des Babys«, sagte Edward, als offensichtlich wurde, dass Belle es nicht konnte.

»Wie meinst du das?«, presste ich heraus.

Nachdem Edward die Bombe hatte platzen lassen, schien Belle in der Lage zu sein weiterzusprechen. »Es gibt ein Problem mit einer Herzkammer. Das Baby wird ... muss nach der Geburt operiert werden. Clara wollte nicht, dass du dir Sorgen machst. Sie dachte, du würdest vielleicht ...«

Mehr hörte ich nicht, obwohl sich ihre Lippen weiter bewegten. Das Herz des Babys. Clara hatte mich absichtlich von den Arztterminen ausgeschlossen, weil etwas mit dem Herzen des Babys nicht in Ordnung war.

»Alexander?«, drängte Georgia, als ich nichts sagte.

Ich schüttelte den Kopf und wollte, dass sie fortführen. Es kostete mich Kraft, mich auf das zu konzentrieren, was sie sagten, denn innerlich war ich tief erschüttert.

»Sie war bei einem Spezialisten. Er hat ihr geraten, Stress zu vermeiden.« Belle weinte, aber ich konnte kein Mitgefühl für sie aufbringen. Ich konnte nichts fühlen außer Scham. Man hatte ihr *was* geraten? Wie lange hatte sie es gewusst? Wie viel Stress hatte ich ihr in dieser Zeit zugemutet? Warum hatte sie zugelassen, dass ich sie dominierte, wenn sie es gewusst hatte? Hatte sie deshalb Erlösung bei mir gesucht? Ich dachte an den Moment nach der Pressekonferenz zurück. Ich hatte sie wegschicken wollen, hatte ihr gesagt, es wäre vorbei. Jetzt sah ich vor mir, wie sie auf dem Boden zusammengebrochen war, um Atem gerungen und mich angefleht hatte, sie etwas anderes fühlen zu lassen.

Damals hatte sie es bereits gewusst.

Daran bestand kein Zweifel. In der Erinnerung an diesen Moment konnte ich es sehen – ich würde ihn niemals aus meinem Gedächtnis löschen können. Er war in meine Seele eingebrannt. Ich hatte mich so sehr bemüht, sie aufzugeben – und wenn ich es getan hätte ...

Wäre sie dann jetzt in Sicherheit? Hätte das Baby gelitten? Gab es irgendeine Entscheidung, die uns nicht vernichten würde?

»Was passiert?«, murmelte ich und brachte nicht die Kraft auf, lauter zu sprechen, Belle hörte mich trotzdem. »Was passiert mit dem Baby, wenn ...?«

Ich konnte es nicht aussprechen. Ich konnte es nicht denken. Ich konnte nicht zugeben, was ich bereits wusste.

Was passiert mit dem Baby, wenn wir sie nicht rechtzeitig finden?

Claras Freunde – ihre wahren Vertrauten – tauschten einen Blick, der genug sagte. Dann flüsterte Belle die Worte, die mich töteten.

»Es tut mir so leid.«



2

Clara

Sie war weg. Einen Wimpernschlag lang hatte ich sie gesehen, und schon war sie wieder in die Tür geflüchtet, aus der sie gekommen war – doch das erklärte nicht ihre geisterähnliche Erscheinung. Einen Moment hatte ich sie für jemand anders gehalten. Dann war ich näher getreten und hatte meinen Fehler bemerkt.

Es war nicht Sarah, was bedeutete, dass Alexanders Schwester woanders war. War sie entkommen? Welche Chance hatte sie, nachdem ...?

Ich verdrängte das Bild von Norris' Gesicht, von dem Blut, das aus seinem Mund strömte, doch zu spät. Mein Magen rebellierte.

Vielleicht spielte mir meine Fantasie einen Streich. Vielleicht hatte ich mir das Mädchen nur eingebildet. Ich musste unter Schock stehen oder unter irgendwelchen Nebenwirkungen von dem, was auch immer sie mir verabreicht hatten. Ich rieb mir schützend über den Bauch und spürte einen beruhigenden Tritt. Hauptsache dem Baby ging es gut, das war alles, was zählte.

Fürs Erste.

Aber wie lange würde das der Fall sein? Ich wusste nicht, wo ich war oder warum ich hier war.

Das Zimmer war warm, wenn auch so gemütlich wie eine Gefängniszelle. Ich wollte es nicht verlassen, um etwas hinterherzujagen, das ein Produkt meiner Fantasie gewesen sein könnte. Doch das Mädchen war das erste Zeichen von Leben, das ich gesehen hatte, was bedeutete, dass mir keine andere Wahl blieb. Nicht, wenn ich uns sicher hier herausbringen wollte.

Der Flur lag genauso still und verlassen vor mir wie vor einigen Minuten. Als ich den Hall meiner nackten Füße auf dem kalten Betonboden hörte, zuckte ich zusammen. Konnten sie mich hören? Wer auch immer mich hergebracht hatte? Ich suchte nach Kameras, konnte jedoch keine entdecken.

Egal, wie sehr ich mich bemühte, das alles ergab keinen Sinn. Wer war sie? Warum war sie hier? Warum war ich hier?

Angst stieg in mir auf und krampfte meinen Magen zusammen, bis ich dachte, ich müsste mich wieder übergeben. Ich kämpfte gegen die Übelkeit an. Ich konnte es mir nicht erlauben, noch mehr Flüssigkeit zu verlieren.

Es gab einen Hoffnungsschimmer in diesem Albtraum: Ich war nicht aus Versehen hier gelandet. Man hatte mich hergebracht. Das tröstlich zu finden war merkwürdig, aber es bedeutete doch sicher, dass jemand kommen würde. Irgendwann. Und wenn es so weit war, würde ich Antworten erhalten. Ich würde danach verlangen.

Und dann würde ich sie um das Leben meines Kindes anflehen.

Das war ein ernüchternder Gedanke. Ich hatte mich die letzten Monate darauf vorbereitet, um dieses Baby zu kämpfen – dafür zu sorgen, dass er oder sie leben würde. Mit so einer Situation hatte ich jedoch nicht gerechnet.

Ich strich mit der Hand über die Wand, aber der Beton gab nichts preis. Es gab keine geheimen Gänge, keine versteckten Türen. Die einzigen waren die, die mir von den beiden Enden des Flurs entgegenstarrten – sie waren verschlossen. Sie führten zu unbekannten Orten.

Es gab auch keinen Hinweis auf das Geistermädchen. Ich musste es mir eingebildet haben. Nach allem, was heute Abend geschehen war – wenn es

immer noch heute Abend war –, konnte ich mir nicht trauen.

Ich dachte zurück und ging noch einmal den gesamten Abend durch. Wir waren zu der Geburtstagsfeier gefahren. Alexander und ich hatten uns davongestohlen und uns im Museum geliebt. Meine Gedanken wanderten zu dem Gefühl seiner Zähne in meinem Fleisch. Instinktiv strich ich mit den Fingern über meine Brüste und spürte die empfindlichen Stellen, an denen er mich gezeichnet hatte.

Diese Erinnerung war real. Ein Teil von mir wollte dahin fliehen – zu diesem letzten Moment, in dem ich sicher und beschützt in seinen Armen gewesen war. Doch die Bissspuren erinnerten mich noch an etwas anderes: Ich war stärker, als irgendjemand vermutete.

Das hatte Alexander mir gezeigt.

Jemand meinte, mich brechen zu können. Das war der erste Fehler. Ich rechnete damit, dass noch weitere Fehler folgen würden.

Ich wollte mich nicht von dieser Erinnerung lösen, doch sie half mir nicht weiter. Dennoch gestattete ich mir, noch eine Sekunde daran zu denken, wie sich seine Haut auf meiner angefühlt hatte, konnte ihn noch zwischen meinen Beinen spüren. In mir drohte etwas zu zerbrechen. Wie viel Zeit war seit diesem Moment vergangen? Suchte er jetzt nach mir? Ich sandte ihm einen stillen Gruß.

Er sollte wissen, dass ich am Leben war. Dass ich den Weg zu ihm zurückfinden würde. Ich wünschte, er spürte in diesem Moment meine Liebe. Ich schob den Schmerz beiseite, der mich zu überwältigen drohte, und konzentrierte mich wieder auf die Details der Party. Ich hatte mit Anders getanzt.

Nein, das war, bevor Alexander mich entführt hatte.

Rechtzeitig zum Anschneiden der Torte waren wir auf die Party zurückgekehrt. Mein Magen drehte sich erneut um, und das Baby trat, als wäre es verstimmt über dieses Wechselbad der Gefühle.

Mary hatte einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall erlitten.

Warum war alles so verschwommen, je näher ich dem Moment meiner Entführung kam? Etwas hatte ich übersehen, etwas, das nicht an diesem Abend

passiert war ... Schlagartig fiel mir ein, wie man mich aus dem Child Watch Symposium geschafft hatte. An jenem Tag hatte Alexander auf mich gewartet. Was wäre passiert, wenn er heute Abend auf mich gewartet hätte?

Doch das war unmöglich gewesen. Er war mit seiner Großmutter beschäftigt. Er war mit ihr ins Krankenhaus gefahren. Norris hatte sich um mich gekümmert.

Ich schlug mir die Hand vor den Mund und sank an die Wand.

Wir hatten nicht aufgepasst, weil wir alle auf Mary konzentriert gewesen waren. Wir waren abgelenkt gewesen.

Dass bei dem Angriff auf Child Watch niemand verletzt wurde, war kein Wunder gewesen. Der Angriff war ein Testlauf, bei dem sie die zwei wichtigsten Fakten über mein öffentliches Leben erfahren hatten – Alexander würde immer kommen, um mich zu holen, und Norris würde mich mit seinem Leben beschützen.

Und nun hatten sie beide Hindernisse aus dem Weg geräumt.

Alexander war abgelenkt, weil er ins Krankenhaus gefahren war. Was sie mit Norris gemacht hatten, unserem besten Freund und ständigem Begleiter, wollte ich mir gar nicht vorstellen.

Wenn sie dazu fähig waren, wozu waren sie noch in der Lage?

Ich musste dieses Mädchen finden. Ich hatte sie mir nicht eingebildet. Ich wurde nicht verrückt. Ja, man hatte mir Drogen verabreicht und mich hergebracht, aber jetzt funktionierte mein Kopf wieder einwandfrei. Sie war aus Fleisch und Blut – und die einzige Hoffnung auf Antworten.

Bislang war ich auf und ab getigert und hatte gewartet, dass sie sich zeigte, während ich die Ereignisse durchgegangen war, die mich hierhergebracht hatten. Jetzt packte mich neue Entschlossenheit. Ich eilte zur ersten Tür und drehte den Türknauf. Er bewegte sich nicht.

Der zweite ebenso wenig.

Auch der dritte nicht.

Keiner.

Selbst der Raum, in dem ich aufgewacht war, war jetzt verschlossen. Es gab nur einen Raum, den ich betreten konnte, doch dort warteten keine

Antworten auf mich, nur ein zerlesenes Buch und eine Kommode mit Kleidung, die für jemand anders bestimmt war.

Das Geistermädchen.

Ich wusste nicht, wie ich sie sonst nennen sollte. Befand sie sich hinter einer dieser Türen? Warum war sie zu mir gekommen? Das hier musste ihr Zimmer sein. Sie musste mich gesehen oder gehört haben, dass man mich hergebracht hatte. Vielleicht hatte sie Antworten.

Die Tatsache, dass sie sich hinter einer dieser verschlossenen Türen befand, bedeutete allerdings, dass sie keine Verbündete war.

Panik stieg in mir auf, und das Baby wand sich und reagierte auf irgendeinen Hormoncocktail, den meine Angst auslöste.

»Beruhige dich«, befahl ich mir. Alexander würde inzwischen nach mir suchen. Sarah hatte gesehen, was passiert war. Es sei denn, sie war hier.

Es sei denn, sie war bei Norris ...

Wenn ich mir aber um ihre Sicherheit Sorgen machte, konnte ich nicht herausfinden, wo ich war. Ich musste zwei Dinge tun – Ruhe bewahren und dieses Mädchen finden.

Das Herz des Babys kam an erster Stelle, aber es war nicht leicht, in dieser schrecklichen Situation buddhistisch gelassen zu sein. Das musste ich aber, zu unser beider Wohl.

Ich klopfte an die nun verschlossene Tür des Raumes, in dem ich aufgewacht war. Ich war lange genug benommen herumgelaufen. Ich hatte lange genug gewartet, dass eine Tür aufging. Ich hatte die Nase voll.

»Hallo?«, rief ich. »Warum zeigt ihr feigen Arschlöcher euch nicht? Soll das ein Scherz sein?«

Das war es nicht. Zumindest nicht die Art Scherz, bei dem man am Ende feststellte, dass Freunde einen die ganze Zeit über gefilmt hatten, während man sich zum Affen machte. Ich wünschte, es wäre so. Ich wünschte, dass eine Tür aufgehen und meine besten Freunde lachend hereinkommen und verkünden würden, dass das der schlechteste Scherz der Welt war.

Nein, dies war kein Scherz. Sobald es um Leben und Tod ging, gab es nichts zu lachen. Ich hatte das schon einmal erlebt. Ich hatte dem Tod ins Gesicht

gesehen und würde es jetzt wieder tun.

»Mein Mann findet euch!«, schrie ich, und meine Wut kam wie ein Bumerang zurück und verstärkte meinen Ärger noch. Er würde kommen. Das wusste ich. Das Baby trat so fest, als wollte es diese Meinung unterstreichen. Er oder sie war genauso renitent wie ich.

Gut so, das Baby musste ein Kämpfer sein. Es sollte bald zur Welt kommen und würde bei der Operation die ganze sture Beharrlichkeit seiner Mutter und seines Vaters brauchen.

Aber es konnte auch hier geboren werden.

Diese Erkenntnis traf mich wie ein Schlag. Das Baby sollte noch nicht kommen, aber wenn, was würde dann passieren?

Es war niemand da, um uns zu helfen. Es gab keine lebensrettende Operation. Keine Hoffnung.

Danach suchte ich aber – nach Hoffnung. Ich hätte alles genommen. Einen Fetzen Hoffnung. Einen Krümel.

Doch je länger ich mich umsah und immer dieselben verschlossenen Türen erblickte, desto schwerer wurde es, die Panik zu unterdrücken. Ich wusste nicht, wo ich war. Ich wusste nicht, warum ich hier war.

Ich sank auf dem abgewetzten Teppich in dem kleinen Zimmer am Ende des Flurs auf die Knie und schickte ein Gebet gen Himmel.

Ich betete für Alexander.



3

Alexander

Wortlos stolperte ich aus dem Raum und ging zu unseren Privatgemächern. In jedem Zimmer, durch das ich kam, stieß ich auf Clara und spürte zugleich auf das schmerzlichste ihre Abwesenheit. Im Wohnzimmer waren überall Spuren von ihr: rote Rosen auf dem Beistelltisch – eine sentimentale Geste –, auf dem Sofa lag ein Buch, das sie las, Fotos von uns mit Elizabeth. Im Schlafzimmer war es noch schlimmer, dort fühlte ich mich wie ein räudiger, einsamer Hund, ich hätte jaulen mögen. Ihr Parfüm hing in der Luft, ihr Morgenrock lag über dem Bett. Ich hatte sie einmal gescholten, weil sie das Personal nicht so oft hier hereinließ, doch Clara wollte ungestört sein, insbesondere abends. Als ich den Seidenmorgenrock in die Hand nahm, war ich dankbar, dass sie so stur auf ihrer Unabhängigkeit bestand.

Sie war nicht da. Damit hatte ich gerechnet. Aber hier, in dem privatesten Zimmer des Palastes, empfand ich ihre Abwesenheit stärker, und zugleich fühlte ich mich ihr besonders nah. Die zwei Gefühle rangen miteinander und

zerrissen mich innerlich. Ich drückte ihren Morgenrock an mein Gesicht und atmete ihren Geruch ein – Rosen und Vanille – *Zuhause*.

Ich hatte erwartet, dass mich ihr Duft trösten würde – dass ich mich ihr näher fühlen würde. Stattdessen zwang er mich in die Knie, ich brach zusammen und vergrub das Gesicht in ihrem Duft. Tränen liefen mir über die Wangen, während ich mich an die Seide klammerte, als könnte ich Clara darin irgendwie finden.

Doch sie war weg.

Sie war verloren.

Ich hatte versagt. Ich hatte versprochen, sie zu beschützen, und ich hatte versagt. Ich war besessen gewesen von meiner Aufgabe und hatte alles zu ihrem Schutz unternommen, und dennoch war sie entführt worden. Und an ihrer Stelle war nichts. Ihre Abwesenheit war wie ein schwarzes Loch, das mich zu verschlingen drohte. Zuerst nahm es mir die Beherrschung. Als Nächstes den Glauben. Dann meine Hoffnung, am Ende blieb nichts übrig als eine Hülle, die die Bruchstücke meines Herzens barg.

Mehr war ohne sie von mir nicht übrig.

Meine Finger tasteten nach der Seide, suchten nach Clara und wussten, dass sie sie nie wieder berühren würden. Bald würde ihr Duft verblassen. Bald würde sie aus meinem Leben verschwunden sein, aber niemals aus meinen Erinnerungen. Bald würde aus Clara eine Ansammlung von Erinnerungen geworden sein.

Der Morgenrock glitt mir aus den Händen, und Galle brannte in meiner Kehle. Ich erbrach mich, bis ich körperlich so leer war, wie ich mich fühlte.

Die Tür ging auf, und Edward spähte herein. Sein Blick wanderte zu dem Erbrochenen und dem Morgenrock daneben. Stumm kam er zu mir und kniete sich neben mich, und ich klammerte mich an ihn.

»Wir werden sie finden«, versprach er leise.

»Was, wenn nicht?«, fragte ich. Es gab noch weitere Variationen dieser Frage. Was, wenn wir sie fanden, aber es zu spät war? Was, wenn er sie fand, und sie nicht mehr ...? Was, wenn wir uns täuschten? Was, wenn wir sie nicht finden konnten?

»Wir werden sie finden«, sagte er mit der Überzeugung eines Mannes, der seine Seele nicht vom Körper abgespalten hatte. Mir fehlte die Kraft zu glauben, doch ich zwang mich, mich an seine Zuversicht zu halten. »Vielleicht solltest du dich hinlegen«, sagte er milde.

Ich schüttelte den Kopf. Ohne Clara würde ich keine Ruhe finden. Einerseits wäre ich gern in unser gemeinsames Bett gekrochen und hätte mich in den Erinnerungen an ihren Körper verloren, der sich an meinen presste. Andererseits wollte ich dieses Zimmer niederbrennen. Weder das eine noch das andere würde sie mir wiederbringen.

Ich hatte keinen Glauben mehr, aber als ich in mich hineinhorchte, fand ich etwas Wertvolleres: Entschlossenheit. Kalte, eiserne Entschlossenheit. Ich wusste nicht, was meiner Frau zugestoßen war, doch ich würde alles tun, um sie zu finden. Selbst vor einem Verbrechen würde ich nicht zurückschrecken. Keine Sünde war mir zu schwer, kein Opfer zu groß. Ich würde alles tun. Ich war zu allem fähig. Und wenn ich herausfand, wer sie entführt hatte, würde ich das Leben aus ihm herauspressen. Aus einer Person. Aus zehn. Aus hunderten. Mit meinen eigenen Händen würde ich ihnen den Atem rauben.

»Hol Smith«, sagte ich, »Brex. Georgia. Ich muss allein mit ihnen sprechen.«

»Und ich?«, fragte Edward ohne ein Anzeichen von Enttäuschung. Er war schon aus vielen vertraulichen Unterredungen ausgeschlossen worden.

Diesmal überließ ich ihm die Entscheidung. »Ich will dich da nicht mit hineinziehen. Ich werde alles tun, um sie zurückzubekommen.«

»Ich weiß«, sagte er schnell. »Ich auch.«

Ich wich zurück und musterte ihn. Stimmte das? Und wenn, dürfte ich es zulassen? Dürfte ich dieses Geschenk annehmen? »Edward, das weiß ich, aber vielleicht solltest du es nicht tun. Kannst du weiterleben, wenn du jemanden getötet hast?«

»Und du?«, fragte er.

»Das tue ich bereits«, sagte ich leise. Ich hatte ja schon getötet – nicht nur im Krieg. Todesfälle, die nicht untersucht, die nicht aufgeklärt worden waren. Ich ging nicht ins Detail, das hätte Edward nicht ertragen.

Wie erwartet schluckte er schwer bei meinem Geständnis. Ich konnte sehen,

wie er mit sich rang. Er liebte Clara wie seine eigene Schwester. Ich wusste, dass er alles tun würde, um sie zu retten und mir zu helfen.

»Clara würde nicht wollen, dass du ihretwegen jemanden verletzt. Sie wird mir niemals vergeben, wenn ich das zulasse.«

»Und wird sie dir vergeben, wenn du jemanden verletzt? Wenn du jemanden tötest?« Er stockte bei der Frage, und ich hatte meine Antwort. Edward war bereit, jede Sünde zu begehen, um die ich ihn bat, aber das war nicht nötig. Nicht, wenn ich selbst dazu bereit war. Nicht, wenn es um uns herum Leute gab, die mit dieser Entscheidung leben konnten.

»Das spielt keine Rolle«, sagte ich knapp. »Meine Frau muss mir nicht vergeben, sie muss zurückkommen.«

»Ich will nicht nutzlos herumsitzen. Das habe ich schon genug getan, es reicht für ein ganzes Leben«, sagte Edward bitter. Ich fragte mich, wie viel von der Wut, die ich in ihm spürte, gegen unseren Vater gerichtet war und wie viel davon mir zukam.

»Du kannst einiges tun.« Dinge, bei denen er keine Schuld auf sich laden würde. »Jemand muss sich um Sarah und Belle kümmern und sie beruhigen.«

»Wie lange?«, fragte er seufzend.

Ich hatte erwartet, dass er mir widersprechen würde, aber heute war keine Zeit für kleinlichen Zwist. Wir mussten uns alle fügen. Es wurde Zeit, dass wir alle unsere Plätze einnahmen. »Solange es dauert.«

Mein Arbeitszimmer war zu klein, um anständig planen zu können, außerdem mussten wir vollkommen ungestört sein. Im Morgengrauen versammelten wir uns darum in einem alten Konferenzraum, der meinem Großvater während des Kriegs für geheime Unterredungen gedient hatte. Der Raum war aus verschiedenen Gründen ideal. In der Mitte stand ein großer Besprechungstisch, an dem wir alle Platz fanden, und an der Wand hing eine große Tafel – ein Relikt aus Tagen, in denen man Karten und strategische Bewegungen diskutiert hatte. Ich nahm mir vor, Computer herbringen zu lassen.

»Ein Kriegszimmer?«, fragte Brex und sah sich in dem Raum um. »Wie weit

wollen wir gehen?»

»Wir müssen ungestört sein«, sagte ich, knöpfte die Ärmel auf und rollte sie hoch. Irgendjemand, wahrscheinlich Edward, hatte vorgeschlagen, ich sollte duschen, aber wir durften keine Zeit verlieren. Keiner hier hatte geschlafen. Keiner hatte geduscht. Sie waren Soldaten, die auf Anweisungen ihres Königs warteten, und ich würde nicht den Hauch von Schwäche zeigen oder ein Sonderrecht beanspruchen. »Ich will nicht, dass von hier etwas nach außen dringt.«

»Wir werden diese Information nicht unendlich lang unter Verschluss halten können«, sagte Brex und drehte einen Stuhl herum, um sich rittlings darauf zu setzen.

»Darum sollten wir meine Frau schnell finden«, schoss ich zurück. Ich hatte meine Angst und meinen Schmerz weggepackt, damit sie mich nicht länger lähmten. »Ich will eins klarstellen, es gibt nur eine mögliche Lösung: dass Clara nach Hause kommt. Es ist mir egal, was wir dafür tun müssen. Mit wem wir dazu ins Bett steigen müssen. Es gibt *nichts*, was ich nicht tun würde. Ist das klar?«

Jeder meiner drei Begleiter nickte.

»Wenn einer von euch sich nicht die Hände schmutzig machen will, sollte er gehen. Ich werde ihm deshalb keine Vorwürfe machen.« Niemand stand auf. Niemand ging. Das hatte ich nicht anders erwartet, aber es war mir wichtig zu wissen, dass sie freiwillig hier waren. Jeder von ihnen war zu einem Mord fähig. Jeder von ihnen hatte bereits zuvor getötet, doch die Zeiten änderten sich und Menschen ebenso. »Ich weiß, dass ich viel von euch verlange.«

»Du weißt, warum wir hier sind«, murmelte Georgia.

Wir waren eine Familie – eine seltsame, verdrehte Familie. Wir fühlten uns stärker verbunden, als es Blutsbande vermocht hätten, wobei uns in gewisser Weise auch Blut verband – aber es war das Blut anderer, das an unseren Händen klebte. Vom Krieg. Oder einer Verschwörung. Wir hatten alle für König und Land getötet. Jetzt war es an der Zeit, unsere Hände erneut in Blut zu tauchen. Diesmal für unsere Königin.

»Das war ein gut organisierter Überfall«, sagte Smith und lehnte sich in

seinem Stuhl zurück. »Ich hoffe, Sie vertrauen den Menschen in diesem Raum.«

»Das tue ich.« Ich wusste, worauf er hinauswollte.

»Es ist unwahrscheinlich, dass dieser Übergriff ohne Unterstützung von innen stattfinden konnte«, sagte er. »Sie müssen jeden überprüfen.«

»Das habe ich bereits angeordnet«, sagte Georgia und erhielt dafür einen scharfen Blick von Brex. Bei dem stummen Vorwurf auf seinem Gesicht kniff sie die Augen zusammen. »Du warst nicht da, um dich darum zu kümmern. Jemand musste nachdenken.«

»Danke«, sagte ich, um jede Diskussion im Keim zu ersticken. »Wenn das stimmt, dann müssen wir einige Leute in Bewegung setzen. Brex, du weißt, wem wir vertrauen können. Teile Leute für den Schutz meiner Familie ein. Elizabeth, Edward, Sarah – ich will wissen, wer auf sie aufpasst.«

Er nickte. »Ich weiß, wen ich nehme.«

»Gut. Ich will dennoch ...«

»Und meine Frau?«, unterbrach mich Smith. Er sah mich durchdringend an. »Ich hätte sie fast verloren, weil ich diese Familie geschützt habe.«

»Wenn Sie aussteigen wollen ...«, sagte ich kühl.

»Das habe ich nicht gesagt. Ich habe doch schon eingewilligt«, erinnerte er mich, »aber meine Frau ist ebenfalls schwanger, und ich muss mehr Wert auf ihre Sicherheit legen. Vielmehr hat sie oberste Priorität.«

Georgia zog eine Augenbraue nach oben, aber wenn sie erwartet hatte, dass ich ihn zurechtwies, wurde sie überrascht. Von einem Mann wie Smith Price hatte ich nichts anderes erwartet, darum hatte ich Vertrauen zu ihm gefasst. Er war der einzige Mann, der annähernd dieselbe zehrende Liebe für seine Frau empfand wie ich für Clara. Es bedeutete, dass er zu denselben dunklen Handlungen fähig war wie ich. Ich bildete mir allerdings nicht ein, dass er so weit gehen würde wie ich, um meine Frau zu retten. Trotzdem, er war schon weiter gegangen als die meisten.

Jeder in diesem Raum hatte das getan, darum waren sie hier.

»Wollen Sie einen meiner Männer haben? Sehr gern, aber ...«

Smith schien darüber nachzudenken. Er selbst hatte darauf hingewiesen,

dass wir vermutlich mehrere Verräter in unseren Reihen hatten. Wenn er meine Security nutzte, war es, als würde er Russisches Roulette mit seiner Frau spielen. »Georgia?«

»Ich kenne jemanden.« Damit schien die Sache erledigt. Angesichts ihrer Verbindungen und ihrer Vergangenheit wollte ich nicht mehr darüber wissen.

»Du willst das geheim halten«, lenkte Brex das Gespräch wieder auf das vorige Thema zurück. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie das gehen soll, und verstehe nicht, warum.«

»Weil alles andere die komplette Katastrophe wäre«, sagte Georgia geradeheraus. »Wir werden nicht mehr niesen können, ohne dass die Presse uns dabei filmt.«

»Aber wir können doch nicht so tun, als wäre nichts passiert«, sagte er.

»Da hat er recht. Wir können die Nachricht vom Tod meiner Großmutter nicht länger zurückhalten. Das ist zwar unglücklich, wird aber für Ablenkung sorgen. Sie wird allerdings auch das Interesse auf Clara lenken.« Ich räusperte mich und gab wieder, was der Arzt über die Tabletten meiner Großmutter gesagt hatte. »Es könnte ein ganz normaler Herzinfarkt gewesen sein, aber der Arzt schien zu vermuten, dass mehr dahintersteckt.«

»Wie tief reicht dieses Komplott?« Brex stieß einen leisen Pfiff aus.

»Würde Clara so etwas tun?«, fragte Smith, und alle drehten sich zu ihm um und starrten ihn an. Er hob abwehrend die Hände. »Sie wirkt nett, aber wir haben nicht viel Zeit miteinander verbracht.«

»Das freut mich zu hören«, sagte ich. Allein die Vorstellung, dass meine Frau mit einem anderen Mann alleine sein könnte, riss an meinen Nerven. Ich kämpfte gegen das Bild an, dass sie jetzt mit einem Mann allein sein könnte. Dass jemand sie anfasste. »Nein. Meine Frau hat meine Großmutter nicht vergiftet.«

»Niemand würde es ihr verübeln«, bemerkte Georgia.

Das stimmte. Mary war weder in der Familie noch in der Öffentlichkeit beliebt gewesen. Zumindest bei niemandem, der ihr begegnet war. »Großmutterns Tod und gleich darauf die Entführung – das war einfach ein unglücklicher Zufall.«

»Ach, ja?«, fragte Brex. Er und Smith tauschten einen finsternen Blick.

Die beiden wussten etwas. »Raus damit«, befahl ich.

»Der Herzinfarkt Ihrer Großmutter war eine hübsche Ablenkung. Er hat die ganze Party gesprengt«, erklärte Smith. »Sie sind ohne nachzudenken mit ihr ins Krankenhaus gefahren.«

»Ich hatte alles unter Kontrolle«, zischte ich, leicht gekränkt, dass er so eine geringe Meinung von mir hatte. »Ich habe Norris mit ihr weggeschickt. Er hat sich ans Protokoll gehalten und stand mit mir in Kontakt, bis plötzlich Funkstille herrschte.«

»Das ist das Problem. Sie haben sich an das Protokoll gehalten. Im Notfall wird die Königin evakuiert, richtig?«

»Natürlich.«

»Wie bei dem Angriff auf das Child Watch Symposium?« Er hatte das fehlende Puzzleteil gefunden, auf einmal fielen auch die anderen an ihren Platz.

»Wir wussten nicht, warum der Anschlag auf das Symposium stattgefunden hat«, sagte Brex. »Niemand ist verletzt worden. Wozu also das Ganze?«

»Das war kein Anschlag.« Einen Moment drehte sich der Raum um mich, als mir klar wurde, was wir übersehen hatten.

»Das war die Generalprobe.« Georgia schlug mit der Faust auf den Tisch.

Wir hatten den Anschlag auf das Child Watch Symposium, an dem meine Frau im Januar teilgenommen hatte, aus jedem erdenklichen Blickwinkel analysiert, doch jetzt schien alles offensichtlich. Wer auch immer dahintersteckte, hatte niemanden verletzen wollen. Meine Frau war zwar das Ziel gewesen, doch nicht so, wie wir gedacht hatten.

»Aber da haben wir uns nicht ans Protokoll gehalten«, merkte Brex an.

»Weil Clara stur war und du aufgetaucht bist.« Georgia zeigte mit dem Finger auf mich.

Ich war an dem Tag eingetroffen, kurz nachdem die erste Bombe detoniert war. Ich war gekommen, sobald ich von einer möglichen Bedrohung gehört hatte – und das hatte jemand bemerkt.

»Fuck«, brüllte ich. Ich hatte ihnen alle nötigen Informationen geliefert:

Wem ich vertraute, wer mich und meine Familie umgab, und wie ich reagierte, wenn meine Frau in Gefahr war.

»Man musste Sie ablenken«, sagte Smith.

»Dann haben die meine Großmutter vergiftet.« Plötzlich ergab alles Sinn. Ich war automatisch mit ihr ins Krankenhaus gefahren, ich war dazu erzogen, mich um die Bedürfnisse meiner Familie zu kümmern.

»Aber was ist mit Clara und dem Medikament? Ich verstehe nicht, wie das zusammenpasst«, gestand Brex.

»Die drehen uns eine Nase.« Georgia lachte freudlos. »Es wird eine Untersuchung von Marys Tod geben. Der Arzt weiß, dass Clara ihr das Medikament gegeben hat. Im Grunde sagen die: Ihr seid am Arsch. Die wissen, dass wir nicht verheimlichen können, dass Clara weg ist. Und was werden die Leute dann denken?«

»Sie hatte nichts mit dem Tod meiner Großmutter zu tun.« Heiße Wut stieg in mir auf und schnürte mir die Brust zu. Es war lächerlich, überhaupt an diese Möglichkeit zu denken.

»Aber wie wird es aussehen, wenn sie nicht reagiert oder einer Befragung zustimmt?«

»Die wollen uns zwingen zuzugeben, dass sie weg ist.«

»Aber ohne Beweis werden die Leute denken ...« Brex verstummte, als hielte er es für überflüssig, das Offensichtliche auszusprechen.

»Dass sie schuldig ist.« Es war ein brillantes Manöver, äußerst geschickt eingefädelt. Es hatte nicht nach dem ausgesehen, was es war. Jetzt allerdings war alles klar. Jemand hatte die Ereignisse wie Dominosteine aufgebaut. Wie viele würden noch umkippen?

»Vielleicht können wir die Situation zu unserem Vorteil nutzen«, sagte Smith.

»Wie?«, fragte Georgia. Das war eine verdammt gute Frage.

»Lassen wir zu, dass sich der Skandal aufbaut. Wir behaupten, die Königin ist entsetzt, und lassen an die Presse durchsickern, dass sie das Haus nicht mehr verlässt«, schlug er vor.

»Die Öffentlichkeit wird sie kreuzigen«, gab Brex zu bedenken.

»Umso besser, dann sind sie beschäftigt.« Allmählich verstand ich, worauf er hinauswollte. Das Ganze gefiel mir nicht, insbesondere missfiel mir die Rolle, die ich in diesem Szenario spielen sollte. »Du wirst sie ablenken müssen, armer Kerl, und uns die Arbeit überlassen«, sagte Brex bedauernd.

»Darum sind wir hier.« Ich deutete auf die Runde. »Ihr drei könnt euch frei bewegen, aber ich werde überwacht.«

»Wird der König nicht ständig überwacht?«, fragte Georgia trocken.

»Zum Glück ist dies kein Schachturnier. Die königliche Familie ist vorbereitet.« Ich ging zur Tafel und drückte einen Knopf, der eine Lösung für mein Problem bot. In der Ecke senkte sich der geflieste Boden etwas ab und öffnete sich zu einem verborgenen Treppenhaus, das nach unten führte.

»Wohin führt die Treppe?« Brex' Blick machte deutlich, dass er es missbilligte, nicht über etwaige Geheimgänge informiert zu sein.

»Davon weiß nur der Monarch«, erklärte ich. »Bis jetzt. Der König kann sich freier bewegen als irgendjemandem außerhalb dieses Raumes bewusst ist.«

»Ich hoffe, wir sind alle vertrauenswürdig«, sagte Smith. Ihn schien diese Enthüllung am wenigsten zu beeindrucken.

»Ich zweifle nicht an der Loyalität einer einzigen Person in diesem Raum.«

»Und die Übrigen?«, fragte Georgia, die den Hinweis verstand.

»Ich will, dass sie überwacht werden, vor allem mein Onkel.« Er hatte Clara gebeten, ihm das Medikament mitzubringen, und er war kurz nach dem Anschlag auf das Child Watch Symposium wieder in meinem Leben aufgetaucht. Doch im Grunde schien mir das zu einfach. Aber wenn Henry nicht verantwortlich war, musste jemand in seinem Umfeld involviert sein. »Sorgt dafür, dass er in London bleibt.«

Georgia nickte.

»Alexander, was ist mit Norris?«, fragte Brex.

Ich hatte es bislang sorgsam vermieden, über ihn zu sprechen. So schwierig es war, Claras Verschwinden zu akzeptieren, ich war darauf vorbereitet gewesen, dass ihr etwas passieren konnte. Nie hatte ich jedoch damit gerechnet, dass Norris jemals etwas zustoßen könnte.

»Könnte er übergelaufen sein?«, fragte Smith. Seine Frage traf auf drei

wütende Augenpaare. »Wohl nicht.«

»Das würde er niemals tun«, sagte Georgia, und in ihrer Stimme schwang Wut.

Smith zuckte die breiten Schultern. »Hoffentlich habt ihr recht.«

»Haben wir«, versicherte ihm Brex.

»Das freut mich zu hören.« Smith klang aufrichtig, doch er zögerte einen Moment. »Es ist nur, wenn er nichts damit zu tun hat, wo ist er dann?«

Hätte sich mein Herz noch in meiner Brust befunden, wäre es vermutlich schmerzhafter gewesen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Es gab nur eine Erklärung, warum Norris verstummt war. Doch das Herz war mir herausgerissen worden, es war ein klaffendes Loch zurückgeblieben, und ich empfand keinen Schmerz. »Tot.«

»Vielleicht ist er ja nicht ...«, setzte Georgia sanft an, dann verließ sie der Mut.

Keiner von uns wollte glauben, dass Norris tot war. Ich rechnete immer noch damit, dass er jeden Augenblick hereinkam und mich für den Umgang mit der Situation kritisierte. Doch inzwischen war so viel Zeit vergangen, dass ich nicht mehr daran glaubte. Später würde ich um ihn trauern. Später würde ich mich mit diesem furchtbaren Verlust befassen. Im Moment war mein Platz hier, wie es seiner gewesen wäre. »Norris würde wollen, dass wir Clara suchen. Das würde er jetzt tun.«

Georgia nickte, die Vorstellung, dass er tot war, schien sie sehr mitzunehmen.

»Ich werde es erst glauben, wenn ich seine Leiche begrabe.« Brex war ebenso stur wie ich, vielleicht sogar noch sturer. Ich wünschte, ich könnte etwas Hoffnung aufbringen, aber die war mir genommen worden. »Warum sollten sie ihn umbringen und nicht ...«

»Weil sie das nicht tun würden«, unterbrach ihn Georgia, bevor er die Befürchtung aussprechen konnte.

Die Luft um uns herum wurde stickig, bis Smith schließlich mit Logik argumentierte. »Warum sollten sie sie umbringen? Das ergibt keinen Sinn. Wenn sie tot ist, haben sie kein Druckmittel mehr. Es ist viel sinnvoller, sie

gefangen zu halten.«

Ich wollte Trost darin finden, doch der Gedanke, dass meine Frau und der Tod im selben Satz erwähnt wurden, machte das unmöglich.

»Wir werden das nicht allein stemmen können«, sagte Smith und wechselte das Thema. »Ist es möglich, dass der Geisterrat involviert ist?«

Brex sah ihn an, als fürchte er um Smiths geistige Gesundheit. »Was für ein Rat?«

»Smith und ich haben kürzlich eine Legende getroffen – den Geisterrat«, erklärte ich. »Inoffiziell bekannt als die Königsmacher.«

»Du meinst ...?« Er kratzte sich im Nacken.

»Manchmal müssen Monarchen abgesetzt werden, und das entscheidet normalerweise dieser Rat«, sagte Smith sachlich.

»Hast du sie verärgert?«, fragte Georgia.

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber vielleicht können sie uns helfen. Sie sind mächtig, und sie haben eine Menge Verbindungen zu Leuten, die Dinge wissen.«

»Ich hatte nicht den Eindruck, dass die ein Interesse daran haben, Ihre besten Freunde zu werden«, erklärte Smith.

Das stimmte, aber ich musste jede Waffe in Erwägung ziehen, die mir zur Verfügung stand, und der Geisterrat war zweifellos eine Waffe.

»Ich werde ein Treffen anberaumen«, sagte ich. »In der Zwischenzeit, Brex?«

»Ich werde mir mit Georgia noch mal das Material aus den Überwachungskameras ansehen und die Kameras im Umkreis des Museums checken. In London gibt es überall Kameras. Wir müssen nur die richtigen finden.« Seine Zuversicht baute mich auf, obwohl ich wusste, dass sie nur gespielt war. Er stand auf und nickte Georgia zu.

Sie hielt einen Moment inne, öffnete den Mund und schloss ihn wieder, als wollte sie etwas sagen, hätte jedoch den Mut verloren. Das passte so gar nicht zu Georgia. »Ja?«

»Das mit dem Baby habe ich gerade erst herausgefunden«, sagte sie leise. »Clara wollte es dir sagen. Ich dachte, du solltest es wissen. Ich glaube, sie wollte es selbst nicht wahrhaben, und hat deshalb nichts gesagt.«

»Ich bin nicht wütend auf meine Frau«, sagte ich ruhig. Georgia sah mich an, als wollte sie noch etwas sagen, doch stattdessen folgte sie Brex aus unserem neuen, inoffiziellen Besprechungsraum.

»Sollen wir die Geister treffen?«, fragte ich Smith. Ich fand es furchtbar, so planlos zu sein, und konnte nur hoffen, dass Smith klarer sah als ich. Mir standen mehr Mittel zur Verfügung als den meisten Männern – das hieß aber nicht, dass sie ausreichen würden.

»Das könnten wir«, antwortete er ausweichend. Wenn er müde war, zeigte er es jedenfalls nicht. Andererseits hatte er als Anwalt für die kriminelle Elite dieser Stadt auch merkwürdige Arbeitszeiten gehabt. Er war solche Situationen gewöhnt und konnte damit umgehen. Darum behielt ich ihn jetzt bei mir. »Wir sollten zuerst noch jemand anders treffen.«

»Wen?«

»Das wird Ihnen nicht gefallen«, warnte er mich.

»Wohin gehen wir?« Ich stand auf, die Entscheidung war bereits gefallen. Mir war es ernst gewesen, als ich sagte, ich würde alles tun, um Clara zurückzubekommen.

Ich dachte an den Tag, an dem wir den Geisterrat getroffen hatten. Damals hatte ich gedacht, ich würde meine Grenzen kennen.

Anscheinend wollte Smith das jetzt testen. »Ich habe Sie einmal gefragt, ob Sie bereit wären, Ihre Seele zu verkaufen. Nun denn. Es ist an der Zeit, den Teufel zu treffen.«



4

Clara

Ich gab auf. Nachdem das Mädchen fortgelaufen war, war ich den dunklen Flur auf und ab gegangen und hatte die Türen überprüft, aber keine ließ sich öffnen. Wer auch immer das Mädchen war – wenn sie überhaupt real war –, sie war weg. Es gab auch keinen Hinweis auf andere Menschen, aber ich konnte doch nicht allein hier sein. Wenn jemand mich hätte tot sehen wollen, wäre ich es längst. Ich war hilflos gewesen, man hatte mich bewusstlos gemacht und hergebracht. Doch ich war wieder aufgewacht, was hieß, jemand wollte, dass ich am Leben war. Kein sonderlich beruhigender Gedanke, aber alles, woran ich mich klammern konnte. Irgendwann würde jemand kommen und mir erklären, warum ich hier war. Man würde mir etwas zu essen bringen. Ich konnte mit demjenigen reden, ihn anflehen, mich freizulassen und mein ungeborenes Baby zu schützen.

All das sagte ich mir, um ruhig zu bleiben, denn ich wusste, wenn ich zu lange darüber nachdachte ...

Darum wartete ich mit offener Tür in dem kleinen Zimmer, in dem ich die Kleidung gefunden und das Mädchen gesehen hatte. Irgendwie hätte ich die Tür gern geschlossen und die Kommode davorgeschoben. Ich wollte mich verbarrikadieren, bis Alexander mich fand.

Ich stellte mir vor, dass er jetzt hier wäre und die Arme um mich legte. Fast konnte ich spüren, wie er seinen starken Körper an meinen presste, konnte das selbstsichere Grinsen auf seinem Gesicht sehen. Meine Finger glitten über meinen Bauch, ich wünschte, ich könnte durch sein Haar streichen, wenn er mich erleichtert an sich zog, um mich zu küssen. Ich schloss die Augen, und einen Moment lang hätte ich schwören können, dass ich seinen Duft wahrnahm – Bergamotte und Vetiver und etwas, das unbeschreiblich nach ihm roch. Ich wusste, wenn ich die Augen öffnete, würde sich der falsche Frieden in Nichts auflösen. Er war nicht da. Ich war nicht in Sicherheit.

Ich wollte es nicht wahrhaben, aber ich konnte nicht ignorieren, was ich gesehen hatte, als ich den Flur hinuntergelaufen war – oder vielmehr, was ich nicht gesehen hatte. Es gab keine Fenster. Kein Licht. Die Türen in dem Flur waren schwer und gesichert. Eine von ihnen musste hinausführen, und ich wollte nicht wissen, was hinter den anderen lag. Bei meinen Recherchen hatte ich nicht viel herausgefunden, bis auf eine Sache: Ich war eine Gefangene und der Ort, an dem man mich gefangen hielt, war gut gesichert.

Wie sollte er mich also finden?

Ich schluckte gegen die aufsteigende Panik an. Es half nichts, die Nerven zu verlieren, ich musste an das Baby denken. Man hatte mir Drogen verabreicht und mich hierhergebracht, was bereits genug Stress bedeutete. Mehr durfte ich dem Herzen des Babys nicht zumuten.

Gerade wollte ich wieder den Flur hinunterwandern, in der Hoffnung, einen Hinweis zu entdecken, als eine lächelnde Frau in der Tür erschien.

Sie zupfte an ihrer weißen Schwestertracht, und mein Adrenalinpegel schoss in die Höhe. Warum trug sie diese Uniform? Schützend legte ich die Hände über meinen gewölbten Bauch.

Ich hätte doch die Tür verbarrikadieren sollen. Ich hätte warten sollen, bis Alexander kam.

»Würden Sie bitte mitkommen, Miss Bishop?«, fragte sie in freundlichem Ton, als würde sie mich im Wartezimmer eines Arztes aufrufen. Doch das war falsch. Das alles war falsch.

»Ich bin verheiratet«, entgegnete ich kühl.

»Laut unseren Akten sind Sie das nicht. Ich bitte um Verzeihung.«

Machte sie Witze? Ich starrte sie an und wartete, dass sie einknickte und zugab, dass sie wusste, wer ich war. Wie konnte sie das nicht wissen? Doch sie wandte nicht den Blick ab, sie grinste nicht und runzelte nicht die Stirn. Sie blickte mit leeren Augen zurück. »Wie erklären Sie sich das?«

»Das habe ich nicht zu beurteilen.« Sie trat zur Seite und lächelte breiter. Der dunkle Flur verschluckte alles, nur das Weiß ihrer Augen und ihrer Zähne leuchtete.

Ich umfasste fester meinen Bauch. »Ich werde nirgendwo hingehen, ehe Sie mir sagen, wo ich bin.«

»Der Arzt besteht darauf, nach dem Baby zu sehen. Sie hatten ein traumatisches Erlebnis, und bei dem Herzproblem des Babys ist ein Test angeraten.«

Mein eigenes Herz setzte aus. Was immer ihre merkwürdigen Akten sagten, *das* war korrekt. Sie wussten von dem Baby, also warum logen sie, was meine Identität anging? Ich durfte ihr nicht vertrauen. Ich durfte diesem Arzt nicht vertrauen. Aber mir blieben keine anderen Optionen. Ich hatte die Türen ausprobiert. Ich hatte jede Ecke durchkämmt, die mir zur Verfügung stand. Welche andere Wahl hatte ich, wenn ich sehen wollte, wohin eine dieser anderen Türen führte?

»Und wenn ich nicht kooperiere?«, fragte ich und ahnte die Antwort bereits.

»Dann muss ich Sie betäuben.« Das Lächeln verschwand und wich einer missbilligenden Miene. »Der Arzt besteht auf diesen Tests.«

Betäubung bedeutete, dass ich nicht sah, wo sie mich hinbrachten oder wer die Tests durchführte. Mir würden wertvolle Informationen entgehen, ich musste mitspielen, auch wenn ich kämpfen wollte. Doch wenn ich bei Bewusstsein war und dieser Arzt oder irgendjemand anders versuchte, mir oder dem Baby wehzutun, wussten sie nicht, was ihnen blühte. Niemand würde mir

oder meinem Baby etwas antun.

»Gut«, stimmte ich zu.

Sie trat in den Türrahmen, setzte wieder ihr beunruhigendes Lächeln auf und wartete auf mich. Der Flur sah noch genauso aus. Es gab keine offene Tür, nichts deutete darauf hin, woher sie gekommen war. Ich folgte ihr einige Schritte, dann blieb sie vor einer Tür stehen. *Zwei Türen von meinem Zimmer entfernt, auf der gegenüberliegenden Seite.* Ich merkte es mir. Die Schwester zögerte eine Sekunde, dann hallte ein lautes Surren und Klacken durch den leeren Raum. Sie war automatisch von jemandem entriegelt worden. Von jemandem, der uns beobachtete – das machte die Dinge komplizierter.

»Warum bin ich hier?«, fragte ich sie und zögerte an der Schwelle. Was auch immer auf der anderen Seite dieser Tür war, konnte meine Rettung oder mein Verderben bedeuten. Doch hierzubleiben war keine Option. Es war nichts als die Illusion von Sicherheit. Egal, was ich auf der anderen Seite vorfand, ich konnte es zu meinem Vorteil nutzen. Und das musste ich tun.

Sie tätschelte mir mitfühlend den Arm und schüttelte den Kopf. »Dazu habe ich nicht die Freigabe.«

Freigabe? Das war eine seltsame Wortwahl. Ich verdrängte den Gedanken. Ich musste wachsam bleiben, musste herausfinden, wo ich war und wie ich entkommen konnte. Vielleicht sollte ich anfangen, mir eine Verbündete zu suchen.

»Wie heißen Sie?« Ich wechselte die Taktik. Norris hatte mir einst erzählt, dass Menschen gern von sich sprachen. Er hatte gesagt, dass man in freundlichen Gesprächen mehr Geheimnisse erfuhr als in einem Verhör. Hoffentlich hatte er recht – hoffentlich ging es ihm gut.

»June.« Sie schob mich über die Schwelle und verhielt sich noch immer, als wäre dies ein ganz normaler Tag in einer ganz normalen Praxis. Aber das hier war nicht normal. Nichts war normal, wie konnte sie also so tun?

Als ich durch die Tür trat, wurde alles noch seltsamer.



5

Alexander

Ich fragte nicht, wohin wir fuhren. Ich ging davon aus, dass ich es lieber nicht wissen wollte. Es war mir ernst, ich würde alles tun und mit jedem kooperieren, um Clara sicher nach Hause zu bringen. Mein Körper fühlte sich so hohl an, als wäre er ohne jede Lebenskraft. Immerhin erwachte zumindest eine kleine Flamme in mir flackernd zum Leben. Ich wusste nicht, woher dieser Funke kam, doch er gab mir jetzt neue Stärke. Er trieb mich an, dabei wäre ich eigentlich am liebsten zusammengebrochen. Vielleicht war es Leugnen. Vielleicht Liebe. Es war mir egal, solange nichts diese Flamme auslöschte.

»Nehmen wir meinen Wagen. Die Presse würde Ihrem folgen«, riet Smith, als wir uns dem privaten Parkplatz näherten, auf dem ein halbes Dutzend Range Rover und einige Personalwagen warteten.

»Da haben Sie wahrscheinlich recht«, stimmte ich zu. Die Presse würde draußen campieren und, nachdem die Nachricht vom Tod meiner Großmutter

durchgesickert war, noch brutaler agieren. »Dass mich ein übereifriger Paparazzi beim Treffen mit einem Verbrecher ablichtet, hat mir gerade noch gefehlt.«

»Woher wissen Sie, dass ich Sie zu einem Verbrecher bringe?«, fragte Smith und holte die Schlüssel aus der Hosentasche.

»Na, der Teufel ist vermutlich kein Heiliger«, sagte ich mit einem etwas bemühten Grinsen.

Ich musste ihn nicht fragen, welcher Wagen ihm gehörte. An einem anderen Tag wäre ich vielleicht von dem schwarzen Bugatti beeindruckt gewesen. Heute nahm ich die protzige Zurschaustellung von Reichtum gar nicht wahr.

Ich war Feuer und Eis – ich brannte, und zugleich war ich wie betäubt.

»Und der fällt nicht auf?«, fragte ich, plötzlich unsicher, ob sein Plan so klug war.

»Doch«, sagte Smith mit hohlem Lachen. »Aber die Leute werden auf den Wagen achten. Nicht auf Sie.«

Es half, dass die Fenster deutlich stärker getönt waren als gesetzlich zugelassen. Der Motor sprang röhrend an, und ich glitt auf den Beifahrersitz. Wir fuhren durch das hintere Tor, und Smith fädelt sich elegant in den morgendlichen Verkehr ein. Ich wandte den Blick ab, spürte sie jedoch – die Presseleute, die Gaffer, die Touristen. Alle wollten einen Blick auf mich erhaschen – auf mein Leben.

Ein Tor. Ein Zaun. Schlossmauern. Sie genügten nicht. Dass es keine Grenzen gab, war mir zuwider. Dass jede meiner Bewegungen so geplant werden musste, dass sie keinen Anlass zu Spekulationen gab. Es quälte mich, dass ich angenommen hatte, der Thron würde meine Familie schützen.

Ich hasste die Krone, die man mir gegeben hatte. Schwer war sie, lastete auf mir, scheinbar war ich mächtig, aber ohne Einfluss. Die Krone bedeutete nichts. Ich hatte mich für ein Leben voller Pflichten entschieden, und das Schicksal belohnte mich mit Schmerz.

Smith versuchte nicht, mir ein Gespräch aufzudrängen. Stundenlang waren wir mit den anderen Theorien und Strategien durchgegangen. Ich brauchte Zeit, um meinen Gedanken nachzuhängen, und er vermutlich auch. Doch als

wir schließlich die Stadt hinter uns ließen, verstand ich immer noch nicht, was all das zu bedeuten hatte.

Als wir Surrey erreichten, rechnete ich mit einem idyllischen alten Anwesen. Stattdessen bog Smith in eine lange Einfahrt ein. Die baumgesäumte Straße wurde nur von einer kleinen Pförtnerloge unterbrochen. Nirgends war ein Haus zu sehen.

Smith hielt den Wagen an und fuhr das Fenster herunter. »Smith Price.«

»Erwartet er Sie?«, fragte der Wachmann.

»Ich glaube, ich stehe auf der Liste«, erwiderte Smith trocken.

Einen Moment später nickte der Mann, und wir fuhren auf das Gelände. Die Bäume wurden vorübergehend dichter und schirmten das dahinter liegende Gebäude ab. Als sie schließlich aufhörten, starrte ich auf ein Haus, das problemlos mit der Pracht der meisten königlichen Anwesen konkurrieren konnte. Anders als die Besitztümer meiner Familie war dies hier eindeutig neu gebaut. Die kreisförmige Auffahrt war mit glatten Steinen gepflastert, in der Mitte plätscherte ein Brunnen. Die weitläufige Villa dahinter, mit Dachziegeln aus Terrakotta, gehörte nach Italien, nicht nach London.

Ich musste Smith nicht erst fragen, wo wir waren, ich hatte dieses Haus schon im Zusammenhang mit dem MI-5 gesehen. Es hatte sich in mein Gehirn eingebrannt.

»Das ist also die Hölle«, sagte ich nachdenklich.

»Haben Sie mehr Flammen erwartet?«, fragte Smith. Er hielt vor dem Eingang und parkte den Bugatti so routiniert, als wäre er schon öfter hier gewesen.

Er war schon hier gewesen. Natürlich. Er hatte für Hammond und eine gewisse Anzahl anderer widerwärtiger Londoner Geschäftsleute gearbeitet.

»Seltsamerweise nicht.« Wenn es eine Hölle auf Erden gab – oder zumindest in England –, war es das Anwesen der Familie DeAngelo.

Die DeAngelos gehörten zu Londons führenden Verbrechersyndikaten. Man hatte mich bei zahlreichen Gelegenheiten über ihre Aktivitäten informiert. Sie mordeten, intrigierten, wuschen Geld – und soeben war ich im Bauch der Bestie gelandet.

Zwei massive Türflügel ragten vor uns auf – nachdem ich sie passiert hätte, gäbe es kein Zurück mehr.

»Klopfen wir?«, fragte ich Smith, als wir die Stufen erklommen hatten.

Zur Antwort öffnete sich knarrend ein Türflügel, und ein Wachmann winkte uns herein. Er trug einen schwarzen Anzug, der weder seine Wampe noch das Waffenholster unter dem linken Arm verbarg.

»Bitte.« Er bedeutete mir, Arme und Beine zu spreizen.

Meine Augenbrauen schossen nach oben. Ich konnte mich nicht erinnern, wann man mich das letzte Mal gefilzt hatte. Vielmehr war ich wohl noch nie gefilzt worden. »Ich habe keine Waffe.«

Diese Aussage spielte für ihn keine Rolle. Wenn er wusste, wer ich war, und die Chancen, dass er es nicht wusste, gingen gegen null, gab er sich ahnungslos, während er meine Arme und Beine abtastete.

Als er sich an meinen Begleiter wandte, reichte Smith dem Mann eine kleine Pistole. »Bitte.«

Damit hatte er offenbar das Vertrauen des Mannes gewonnen, denn Smith entging der Überprüfung. Dass er eine Waffe trug, überraschte mich nicht.

»Hier entlang.« Der Wachmann deutete mit dem Kopf, und wir folgten ihm durch einen mit Marmor ausgelegten Flur.

»Sie sollten auch eine Waffe tragen«, riet mir Smith.

»Die Waffen habe ich im Krieg gelassen«, murmelte ich. Der Gedanke war mir auch schon gekommen, aber ich hatte mich an die Vorstellung geklammert, dass zumindest etwas in meinem Leben normal sein könnte. Ich hätte mich nicht stärker täuschen können, und meine blinde Arroganz war mich teuer zu stehen gekommen.

»Was auch immer das für ein Spiel ist«, fuhr Smith leise fort, da der Wachmann vermutlich jedes Wort hörte, »der Einsatz ist jetzt höher. Sie sollten vorbereitet sein, vor allem jetzt, nachdem ...«

Er brachte den Satz nicht zu Ende, aber ich wusste, worauf er hinauswollte. Nachdem Norris vermisst wurde, war ich so angreifbar wie noch nie zuvor. Er hatte eine Waffe getragen, wie jeder in meinem Team.

Lange Zeit hatte ich so getan, als hätte ich in dem Gesamtgefüge eine andere

Rolle – Vater, Ehemann und König. Ich hatte mich am Rand des Spielbretts gehalten und die anderen Spieler bewegt, ihr Leben für meinen Schutz riskiert.

Für den Schutz der Königin.

Und jemand hatte mich ausgetrickst.

Vielleicht würde er es wieder tun. Das nächste Mal durfte es mich nicht unvorbereitet treffen. »Ich lasse mir von Brex eine besorgen.«

»Das wäre klug.«

Der Mann führte uns in ein großes Wohnzimmer, in dem zwei Männer in Anzügen in Sesseln saßen. Draußen vor den Panoramafenstern erstreckte sich grüner Rollrasen bis zu einem Wald. Ein Bild von gepflegter Bürgerlichkeit – doch das war eine Lüge. Nichts an DeAngelos Familie oder seinen Partnern war anständig oder bürgerlich.

»Stören wir?«, fragte Smith.

»Nein.« Der ältere Mann nickte, und beide standen auf. »Mr. Ford und ich sind mit unserem Geschäft fertig.«

Die zwei schüttelten einander die Hände und verabschiedeten sich derart locker, dass man hätte meinen können, sie hätten sich nur zum Tee getroffen.

»Eure Majestät.« Ford, der jüngere von beiden, nickte im Vorbeigehen, schien jedoch nicht erstaunt zu sein, dass sich der König von England mit dem Chef eines Verbrecherkartells traf. Ebenso wenig zeigte er Anzeichen von Demut oder zog eine Verbeugung in Erwägung. Stattdessen schlenderte er an uns vorbei aus dem Raum und kehrte in die dunkle Welt zurück, in der er lebte.

»Smith Price. Ich habe nicht damit gerechnet, Sie hier zu sehen.« Marcus DeAngelo ließ den Blick über mich gleiten, kniff leicht die Augen zusammen und wandte sich dann meinem Begleiter zu. Es war der einzige Hinweis darauf, dass ihn meine Anwesenheit überraschte. »Ich hatte gehofft, Sie wären gekommen, um mein Jobangebot anzunehmen, aber wie es aussieht, haben Sie eine andere Gesellschaft gefunden, der Sie Ihr Talent zur Verfügung stellen.«

»Ich habe mich zur Ruhe gesetzt«, sagte Smith.

»Man hat mich davon unterrichtet.« DeAngelo hielt inne, um sich einen Drink einzuschenken. Jede Verzögerung zerrte an meinen Nerven, wir

verschwendeten Zeit, indem wir Nettigkeiten mit einem bekannten Verbrecher austauschten. »Aber nun sind Sie hier – und in so vielversprechender Gesellschaft. Sieht aus, als hätten Sie eine neue Familie gefunden.«

»Ich bin jetzt sauber.«

»Das würde ich nicht sagen«, erwiderte DeAngelo. Er hob die Kristallkaraffe und bot uns einen Drink an.

Ich hätte gern einen genommen, und genau deshalb sollte ich ablehnen. Ich musste einen klaren Kopf behalten, insbesondere in Gegenwart eines Wolfs.

»Nein, danke.« Ich verlagerte das Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Es war schwierig, höflich zu einem Mann zu sein, der aktiv gegen mein Land arbeitete, der mit Waffen handelte und den Drogenhandel beherrschte. Es war schwer zu ignorieren, dass dies noch seine geringsten Sünden waren.

DeAngelo deutete auf eine Sitzgruppe. »Nehmen Sie Platz, Gentlemen.«

Er war nicht der Typ, der mich mit meinem Titel ansprach. Und ich war nicht der Typ, der gehorchte.

»Er hat Sie freundlich gebeten«, sagte Smith leise, weil er mein Dilemma wohl ahnte. Wir setzten uns.

Schließlich hatte ich mich darauf eingelassen herzukommen.

»Welches Problem führt euch her?« DeAngelo ließ nachdenklich den Bourbon im Glas kreisen, während er auf unsere Antwort wartete.

»Warum nehmen Sie an, wir hätten ein Problem?«, fragte Smith lässig. Er mochte nicht mehr als Anwalt praktizieren, dennoch war er einer.

»Wenn Sie herkommen, um mich um Hilfe zu bitten, nehme ich an, dass es ein Problem gibt. Insbesondere, wenn ...« DeAngelo richtete seinen Blick auf mich.

Es war ein merkwürdiges Spiel, das wir hier spielten, wir tänzelten um die Tatsache herum, dass ihn und mich mehr als dieses spontane Treffen verband. DeAngelo wollte offenbar auch nicht so tun, als wäre das anders.

Smith hatte offenbar eine andere Reaktion erwartet. Er sah von DeAngelo zu mir und zog die Augenbrauen zusammen. »Was ist?«

»Er muss neu in Ihrem Kreis sein«, sagte DeAngelo gedehnt. »Wenn er es nicht weiß.«

»Es ist allgemein bekannt, dass Sie die Waffe besorgt haben, mit der mein Vater getötet wurde«, sagte ich kühl. Wenn er sein Blatt offen zeigte, konnte ich es auch. Der König schlug schließlich die meisten anderen Farben.

»Das macht die Sache komplizierter«, sagte Smith und warf mir einen Blick zu.

Es war nicht meine Schuld, dass ich es ihm nicht erzählt hatte. Schließlich hatte ich nicht gewusst, wohin wir fahren. Aber wenn ich so tat, als hätte ich nicht geahnt, wohin er uns brachte, machte ich mir etwas vor.

Smith war Teil der Untersuchung gewesen, die von Jack Hammond zu Oliver Jacobson geführt hatte. Er wusste mehr als die meisten über den Mord an meinem Vater, aber die Information über die Waffe hatte ich ihm vorenthalten. Es war mir nicht wichtig erschienen. Zum anderen hatte ich auch nicht gewusst, dass er Verbindungen zur Familie DeAngelo pflegte.

»Ist das so?«, fragte DeAngelo, und seine Lippen zuckten. »Es war ein Geschäftsvorgang. Ebenso wie vermutlich Ihr Besuch heute Nachmittag.«

»Der MI-5 würde ihn lieber für etwas Größeres drankriegen«, erklärte ich Smith, ohne DeAngelo aus den Augen zu lassen. Smith täuschte sich. Dieser Mann war nicht der Teufel, er hatte jedoch seine Seele an ihn verkauft – und irgendwann würde die Hölle kommen, um abzukassieren. Niemand konnte ewig mit dem Feuer spielen, ohne sich die Finger zu verbrennen.

»Ja, das stimmt.« Diese Tatsache schien ihn nicht im Geringsten zu beunruhigen. Vielleicht wusste er immer schon, dass seine Zeit begrenzt war. Vielleicht hatte er es deshalb getan.

»Es hat eine Sicherheitsverletzung gegeben, und wir fragen uns, was Sie über ein paar jüngere Ereignisse wissen.«

»Den Bombenanschlag auf das Symposium, nehme ich an?«

Mir lief es eiskalt den Nacken hinunter. Es konnte kein Zufall sein, dass er das Symposium ansprach. Nicht nachdem wir wussten, dass an jenem Tag so viel mehr stattgefunden hatte als nur ein missglückter Anschlag. Es kostete mich Anstrengung, meine Stimme ruhig zu halten. Fast so viel Anstrengung, wie ihn nicht zu packen und die Information aus ihm herauszuprügeln. »Ja. Wir glauben, dass es womöglich eine Gruppe gibt, die eine Verschwörung

gegen den König plant.«

»Wann gibt es die nicht?«, schnaubte er, und seine Augen blitzten amüsiert.

Ich schlug mit der Faust auf den Beistelltisch. »Das ist kein Witz.«

Einen Moment legte sich Schweigen über uns, und wir taxierten einander. Auf der einen Seite saß ich – das Symbol für Recht und Ordnung in diesem Land. Mir gegenüber starrte mich DeAngelo an, das Gegenteil von mir – er stand für Chaos und Eigennutz. Und dazwischen ein Mann, der zu keinem von uns gehörte, der im eigenen Interesse und nach seinen eigenen Moralvorstellungen handelte, die ich nicht immer verstand. Wir bildeten die ganze Bandbreite an Moral. Ich konnte ebenso eigennützig sein wie DeAngelo. Ich würde alles tun und ohne zu zögern jemandem schaden, um Clara zurückzubekommen. Ich konnte nur hoffen, dass umgekehrt dasselbe für ihn galt – dass er zu Güte fähig war.

»Wem haben die etwas angetan?«, fragte DeAngelo clever. Er hatte immer noch keinen Schluck getrunken. An dem Glas hielt er sich nur fest, es diene dazu, ihn zu stabilisieren, seine wahren Gefühle zu überspielen.

»Einem Ratgeber«, sagte ich schnell und tauschte einen Blick mit Smith. Er hatte nicht klargestellt, warum er Londons führenden Kopf eines Verbrecherkartells einbeziehen wollte, doch wenn wir DeAngelo sagten, dass Clara vermisst wurde, konnte das katastrophale Folgen haben.

DeAngelo stellte seinen Drink auf dem Tisch ab, beugte sich vor und legte die Hände auf die Knie. »Wenn Sie mich belügen, bekommen Sie nur die Hälfte der Informationen, die Sie brauchen.«

»Sie müssen nicht mehr wissen als das«, erwiderte Smith mit Nachdruck und schlüpfte wieder einmal in die Rolle meines Beraters.

»Gut.« Der ältere Mann setzte sich zurück und schien verblüfft über die Zurückweisung. »Wie dem auch sei, Ihre Geheimniskrämerei hilft mir nicht herauszufinden, wer letztlich gehandelt hat.«

Seine Worte waren ein Faustschlag in meinen Magen. Es gab immer Gruppen, die Ränke gegen die Regierung schmiedeten. Hier ging es um mehr. Dies war persönlich, das spürte ich tief in meinem Inneren. Dieser Terror richtete sich gegen keinen anderen als gegen mich. Es war eine Reihe von

Übergriffen geplant worden, die dazu dienten, meine Familie zu bestrafen, aber ich verstand nicht, wofür.

»Seit Sie den Thron bestiegen haben, haben Sie für einigen Widerspruch gesorgt. Also, ich stimme dem ganz und gar zu«, fügte DeAngelo hinzu.

»Hängt Ihre Zustimmung damit zusammen, dass keine Anklage gegen Sie erhoben wurde?«, fragte ich geradeheraus. Ich hatte mich damals gefragt, wie mein Vater mit der Information umgegangen wäre, die wir über DeAngelos Beteiligung an dem Attentat hatten.

»Andere sind weniger erfreut«, fuhr DeAngelo fort. »Ich wäre nicht überrascht, wenn der Geisterrat involviert wäre.«

»Das ist er nicht«, sagte ich knapp. Der Rat hatte keinen Anlass zu handeln – nicht in dieser Weise. Wenn die Königsmacher, der geheime Rat aus Abgeordneten, der nach Lust und Laune Monarchen absetzte, etwas damit zu tun hätte, wären sie gegen mich vorgegangen. Nicht gegen Clara.

»Wenn Sie sich so sicher sind, müssen Sie sie getroffen haben.« Als ich nichts erwiderte, zuckte er mit den Schultern. »Es gibt andere Gruppen – nationale Terroristen, ausländische Terroristen. Ich frage mich immer noch, warum Sie zu mir gekommen sind.«

Er wusste etwas. Darum kam er immer wieder auf diesen Punkt zurück. Er wusste, was wir nicht wussten, und war erst zufrieden, wenn wir das zugaben.

»Haben Sie etwas damit zu tun?«, fragte Smith unumwunden.

DeAngelo lachte bellend und schüttelte den Kopf, als hätte er gerade einen guten Witz gehört. »Du verletzt meine Gefühle. Ich habe nichts gegen die Krone. Warum sollte sich ein mächtiger Mann mit einem zahnlosen Tiger belasten?«

So sah er mich also. Oder uns. Unser Nichtstun war ein Zeichen von Schwäche. »Die Monarchie hat bereitwillig über Ihre Beteiligung an der Ermordung des Königs hinweggesehen. Vielleicht sollten wir diese Entscheidung rückgängig machen.«

»Wird der MI-5 das zulassen?«, fragte er kühl.

»Die werden tun, was ich verlange«, gab ich zurück.

»Sind Sie sich da sicher? Ist es nicht eher umgekehrt? Der König mag ein

zahnloser Tiger sein, aber er ist gut erzogen.«

Ehe er die letzte Beleidigung ausgesprochen hatte, war ich aufgesprungen. »Sie werden feststellen, dass ich nicht wie mein Vater bin. Ich schicke keine anderen Männer, die die Drecksarbeit für mich erledigen.«

»Und darum sind Sie hier.« DeAngelo sank etwas tiefer in seinen Sessel. »Setzen Sie sich, ehe meine Wachen kommen und die Situation fehlinterpretieren.«

»Ich bin schon einmal angeschossen worden«, erinnerte ich ihn leise. »Ich wette, ich könnte Ihnen die Luftröhre zerquetschen, ehe die mich aufhalten.«

DeAngelo blinzelte, dann erschien ein katzenähnliches Grinsen auf seinem Gesicht. »Sie sind nicht wie Ihr Vater. Das ist gut. Sie werden einiges an Kraft und Energie brauchen, wenn Sie das Land von Grund auf umkrempeln wollen. Jetzt setzen Sie sich bitte und lassen Sie uns in aller Ruhe das Problem besprechen. Ich verbünde mich nicht mit Männern, die nicht bereit sind, ihre eigenen Schlachten zu führen.«

Er hatte mich getestet, und ich hatte bestanden. Ein kurzer Blick zu Smith bestätigte, dass dieser das die ganze Zeit gewusst hatte. Ich fragte mich, ob einer von beiden wusste, wie kurz ich davor gewesen war, meine Drohung wahrzumachen.

»Sie werden uns helfen«, sagte Smith.

»Nicht umsonst. Alles hat seinen Preis«, sagte DeAngelo, »vor allem Informationen.«

Ich dachte sofort an Geld. Ich hatte Geld. Bei dem Gedanken, den Mann zu bezahlen, der maßgeblich am Tod meines Vaters beteiligt gewesen war, drehte sich mir der Magen um.

Doch Smith war Anwalt und auf Geschäfte mit Männern wie DeAngelo spezialisiert. »Könnten Sie sich einen Tausch vorstellen?«

»Wenn es wertvolle Informationen sind.«

»Das könnte ich genauso sagen«, konterte Smith.

»Einer von uns muss wohl ein Risiko eingehen«, sagte DeAngelo. »Vielleicht kann ich euch helfen. Vielleicht könnt ihr mir helfen. Aber nur einer von uns ist gekommen, um Hilfe zu erbitten.«

»Für eine bedeutende Information bekommen Sie den Namen des Mannes, der mit dem MI-5 zusammenarbeitet«, bot Smith an.

Er hatte gerade ohne mit der Wimper zu zucken das Todesurteil über einen Mann unterschrieben. Ich kannte den Namen. Smith musste das aus unserer Unterhaltung vorhin geschlossen haben. Es war nicht schwer, diesen Schluss zu ziehen, dennoch war es ein Bluff. Wie sonst hätte ich von der Waffe wissen können oder dass der MI-5 aktiv gegen DeAngelo ermittelte?

DeAngelos Schultern erstarrten, seine Augen waren nur noch schwarze Knöpfe. Endlich hatten wir sein Interesse geweckt. »Ich kann euch von einer Theorie berichten und euch in eine Richtung schicken. Für den Rest werdet ihr mit dem MI-18 sprechen wollen.«

»Es gibt keinen MI-18«, erwiderte ich.

»Diese Frage ist unter Ihrem Niveau«, sagte DeAngelo.

»Das genügt nicht, um einen Namen zu bekommen.« Smith hielt sich nicht damit auf, über die Existenz einer militärischen Spionageeinheit zu diskutieren.

DeAngelo schnalzte mit der Zunge und ließ die angespannten Schultern sinken. Er wusste, dass er uns am Kragen hatte, es war nur eine Frage der Zeit, bis wir ihm gaben, was er wollte. »Ich habe meine Theorie noch nicht erklärt. Was wisst ihr über die Kolonie?«

»Das war kompletter Blödsinn«, murmelte ich, riss energisch die Tür des Bugatti auf und erntete dafür einen strengen Blick von Smith. Vermutlich würde er mich von jetzt auf gleich im Stich lassen, wenn ich sein verdammt Auto nicht pfleglich behandelte.

Also, warum vertraute ich ihm? Warum verließ ich mich auf einen Mann, dem das Leben so wenig bedeutete?

»Wieso?« Smith ließ sich hinter das Lenkrad gleiten. »Den Eindruck habe ich nicht gehabt.«

»Ich habe es schon gleich am Anfang gedacht, als Sie Ethan Small ausgeliefert haben. Der Preis ist zu hoch.« Ich kam mir schlecht vor, dass wir ihm den Namen verraten hatten. Ich war darauf vorbereitet gewesen, so weit zu gehen wie nötig, um Clara zu finden, doch es am Ende auch zu tun, fühlte

sich anders an.

»Es musste ein Preis gezahlt werden.« Smith ließ die Worte offen, eine Erinnerung daran, dass ich die Wahl gehabt und mich entschieden hatte, den Scheck zu unterzeichnen. »Sie sollten nicht nachträglich mit Ihren Entscheidungen hadern«, riet er, lenkte den Wagen um die kreisförmige Auffahrt und wartete, dass die Tore geöffnet wurden.

Ich hatte es gewusst, und ich würde es wieder tun. »Mach ich nicht.«

»Ethan Small hat die Waffe geliefert, die Ihren Vater getötet hat«, erinnerte mich Smith.

»Und seither hatte er ein so schlechtes Gewissen, dass er mit uns zusammengearbeitet hat.«

»Dem Gefängnis entgehen zu wollen ist nicht Zusammenarbeiten. Es steht außer Frage, dass Claras Leben vor seinem kommt.« Etwas in seiner Stimme forderte mich heraus, ihm zu widersprechen. Ich wurde erneut auf die Probe gestellt.

»Ich will eins klarstellen. Niemand wird mich daran hindern, zu ihr zu kommen. *Niemand*.« Es gab keinen einzigen Menschen auf der Welt, den ich nicht für die Sicherheit meiner Frau und meiner Kinder opfern würde. »Einschließlich Sie oder Ihre Frau oder unsere Freunde.«

»Ist ja schon gut.« Diese Offenbarung perlte an Smith ab. Möglicherweise, weil er jeden von uns für Belle verraten würde.

Darum vertrauten wir einander. Deshalb arbeiteten wir zusammen. Und darum würden wir auch niemals Freunde werden.

Dieses Wissen erleichterte es mir, die Aufmerksamkeit wieder auf die aktuelle Situation zu richten. »Wenn diese Kolonie tatsächlich existiert, gibt es jemanden, dem wir ein paar Fragen stellen sollten.«

»Ich nehme an, Sie meinen Oliver Jacobson.« Smith spie den Namen aus. »Was ist mit unserer anderen Spur? Oder wollen Sie mir auch weismachen, dass es den MI-18 nicht gibt?«

»Sie wussten das?«, fragte ich und versuchte nicht, meine Überraschung zu verbergen. Kaum ein Geheimnis war besser gehütet als die Existenz des MI-18. Theoretisch durfte selbst ich nicht davon wissen.

»Nein«, gab Smith zu und lenkte den Bugatti in Richtung London, »aber an dieser Stelle hatte DeAngelo keinen Grund zu bluffen.«

Ich hatte DeAngelo kein Stück vom MI-18 verraten. Alle wussten vom MI-5 und dem MI-6. Es gab eine Reihe anderer Abteilungen, einige waren noch in Amt und Würden, die meisten stillgelegt. Soweit die anderen Abteilungen, die Öffentlichkeit oder auch die Monarchie wussten, war der militärische Spionagedienst 18 niemals eingesetzt worden. Und doch existierte der MI-18 seit dem Zweiten Weltkrieg, als es notwendig geworden war, Einzelpersonen und Gruppen mit umstürzlerischen Gedanken aufzuspüren – Leute, die von britischen Atombunkern aus die Alliierten schwächten.

»Genau genommen dürfte ich gar nicht von ihm wissen«, gestand ich. »Das ist eine Operation der höchsten Geheimhaltungsstufe. Keine Akten. Keine Berichte. Nur der MI-18 weiß vom MI-18.«

»Und woher wissen Sie dann von ihm?«, fragte Smith nachdenklich.

Ich atmete tief ein, bevor ich antwortete. Ich war dabei, ein Geheimnis preiszugeben – ein Geheimnis, das jemanden das Leben kosten konnte.
»Norris.«



6

Norris

Ein unerträgliches Piepen drang durch die Dunkelheit. Wie eine Pistolenkugel schoss es durch sein Gehirn. Blinzeln öffneten Norris die Augen und blickte auf eine weißgekachelte Decke. Das Wort Krankenhaus tauchte in seinem trägen Hirn auf, doch als er sich bewegen wollte, war ihm das nicht möglich. Auf der Suche nach der Ursache entdeckte er zwei dicke Lederriemen um seine Handgelenke. Seine Beine spürte er nicht und wusste somit nicht, ob sie ebenfalls festgeschnallt waren oder Schlimmeres. Sein Instinkt übernahm die Führung, und er kämpfte gegen die Fesseln an, während langsam seine Erinnerung an die letzten Ereignisse zurückkehrte.

Er war auf einer Party gewesen, und etwas Furchtbares war geschehen.

Mary, Alexanders Großmutter, war zusammengebrochen. Man hatte ihn gebeten, die Königin nach Hause zu bringen.

An den Rest der Nacht erinnerte er sich nur bruchstückhaft.

Clara war besorgt gewesen, hatte jedoch die Fassung gewahrt.

Sarah hatte stumm auf dem Rücksitz gesessen.

Das Mondlicht war auf die Motorhaube des Range Rover gefallen und hatte etwas Ungewöhnliches preisgegeben.

Dann hatte er einen brennenden Schmerz neben seiner linken Niere gespürt und Claras erschrockenes Gesicht gesehen, das schließlich im Schwarz versunken war.

»Blau.«

Clara.

Norris konnte nur hoffen, dass es ihm gelungen war, sie zu warnen. Dass sie verstanden hatte, was er ihr zu sagen versuchte. Der Range Rover war nicht ihrer. Die königliche Familie nutzte ausschließlich schwarze Modelle. Der Wagen war blau gewesen. Hatte das als Warnung genügt? Vielleicht hatte sie Zeit gehabt, zu schreien oder wegzulaufen. Er befand sich in einem Krankenhaus. Wer auch immer versucht hatte, ihn zum Schweigen zu bringen – oder eher, ihn umzubringen –, war gescheitert.

Doch das erklärte nicht, weshalb er am Bett festgebunden war.

Norris' Erfahrung nach war es nie ein gutes Zeichen, wenn man angebunden in einem fremden Raum aufwachte.

Er brauchte ungewöhnlich lange, um zu begreifen, was das bedeutete. Zweifellos hatte man ihm Beruhigungsmittel verabreicht. Wenn er hier war, hatte er versagt. Clara hatte keine Hilfe erhalten. Eine andere Erklärung für die Fesseln gab es nicht. Aber was war mit ihr passiert?

Er ließ sich einen Moment Zeit, entspannte sich, so gut er konnte, und versuchte, nicht darüber nachzudenken, warum er seine Beine nicht spürte. Zuerst musste er unbedingt seine Hände frei bekommen, um die Füße würde er sich anschließend kümmern. Sich von Lederfesseln zu befreien war schwierig, aber nicht unmöglich. Er hatte es gelernt, bevor er anfang, für Alexanders Familie zu arbeiten. Doch es war Jahre her, seit Norris Agent gewesen war und noch länger, seit er sich in einer solchen Lage befunden hatte.

Und er hatte keine Zeit zu verlieren, er musste es auf die harte Tour machen. Der Trick bestand darin, die Knochen der einen Hand so ruckartig zu brechen, dass er die zweite befreien konnte, ehe die erste zu stark

angeschwollen war.

Auch das Brechen der Knochen war nicht gerade ein Spaziergang. Er verdrehte mit aller Macht das Handgelenk und schlug es so fest wie möglich gegen das Leder. Mit Metallfesseln ging es schneller.

Er musste die Hebelwirkung verstärken, doch als er versuchte, den Oberkörper zu bewegen, schossen weiße Blitze durch seine Seite. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er ließ sich keuchend zurücksinken. Seiner Erinnerung und den Schmerzen nach zu urteilen, handelte es sich um eine Stichwunde, was die Sache kein bisschen leichter machte. Doch jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, sich zu bemitleiden. Nicht, wenn seine Familie in Gefahr war. Als er seine Bemühungen wieder aufnahm, wurde er schließlich mit einem splitternden Krachen belohnt.

Nur noch ein paarmal, dann würde er die Hand herausziehen können. Auf einem Monitor neben dem Bett schoss eine Kurve nach oben, und er fluchte – an den Herzschlag hatte er nicht gedacht. Er versuchte, ihn zu beruhigen, und beobachtete den Monitor, während er weiter die Manschette bearbeitete.

Doch es war zu spät.

Eine Frau im weißen Kittel stürzte ins Zimmer. »Mr. Norris, entspannen Sie sich bitte. Sie sind verletzt.«

Norris hielt inne und überdachte seine Lage. Sie wusste nicht, dass er eine Hand fast aus der Fessel befreit hatte, doch je länger sie sprach, desto deutlicher würde die Schwellung hervortreten und gegen das Leder drücken, was seine Lage stark verschlechterte.

Dennoch, er brauchte Informationen. »Befreien Sie mich von den Dingen, dann entspanne ich mich, Doktor ...?«

Sie korrigierte ihn nicht. Stattdessen ging sie zu den Monitoren und studierte gründlich die Daten. Sie war jünger als er, aber nicht viel. Auf ihrem Kittel fand sich kein Krankenhaussymbol, darunter trug sie Straßenkleidung.

Irgendeine Privatärztin. Die Tatsache, dass sie ihm nicht ihren Namen verriet, war ebenfalls aufschlussreich.

»Ich fürchte, das ist angesichts der Umstände nicht möglich. Bei Ihnen besteht Fluchtgefahr«, informierte sie ihn, kümmerte sich weiter um die Geräte

und weigerte sich, ihn beim Sprechen anzusehen.

Norris war sich nicht ganz sicher, was er von ihr halten sollte, aber er hatte kein gutes Gefühl. Hier war einiges schräg und sie ganz besonders.

Aber warum hielt man ihn am Leben? Es sei denn ...

»Ich möchte mit dem König sprechen. Er würde das niemals zulassen.« Es war ein Test.

»Was denken Sie, wer das hier angeordnet hat?« Durchgefallen. Unter keinen Umständen hätte Alexander ihn in einem Krankenhaus anbinden lassen. Doch sie verschlimmerte ihre Lage noch. »Sie werden verdächtigt, an einem Komplott beteiligt zu sein.«

»Komplott? Was für ein Komplott?«, fragte er leise. Ihm lief die Zeit davon. Seine Hand begann zu pochen.

»Entführung«, sagte sie. »Versuchter Mord.«

Bald würde es einen echten Grund geben, ihn wegen Mordes zu verhaften. Wenn er es schaffte, sich zu befreien, würde ihn niemand mehr aufhalten.

»Aber die Königin? Ist sie in Sicherheit?«

Das war alles, was wirklich zählte. Die Vorwürfe gegen ihn würden sich bald klären. Egal, in welcher Gefahr er sich befand, seine erste Sorge galt seiner Familie.

Sie sah ihn durchdringend an. »Sagen *Sie* es uns.«



7

Clara

Die Neonlichter und weißen Wände des Krankenhausflurs fühlten sich vertrauenerweckend und sicher an – doch mir war klar, dass ich keineswegs in Sicherheit war. Ich kam mir vor wie Alice, die durch das Kaninchenloch gefallen ist. Hier war nichts so, wie es schien. Ich hatte zwar keine Ahnung, wo ich mich befand, doch trotz der Neonröhren und des geschäftigen Kliniktreibens wusste ich, dass ich nicht in Sicherheit war. Es gab keine Fenster, und jede Tür wurde hinter mir abgeschlossen.

Es waren weitere Menschen hier, doch niemand sah in meine Richtung, wenn ich in meinen zu kleinen Kleidern an ihnen vorbeikam. Niemand schien sich für mich zu interessieren. Ich war ein Geist, der zwischen den Lebenden hindurchglitt – ungesehen, unbemerkt, nicht von Belang. Ich versuchte, mich auf Einzelheiten zu konzentrieren – ein Mann in einem weißen Kittel untersuchte eine Blutprobe, es gab eine Reihe nummerierter Zimmer mit getönten Glasscheiben, ein leeres Bett wurde vorbeigeschoben –, doch all das

war nicht auffällig. Die Normalität machte es umso schauriger. Dies könnte irgendein Krankenhaus sein, wäre es nicht mit einem anonymen Gefängnis verbunden und ich aus freiem Willen hergekommen. Und da waren diese Menschen – vermutlich Ärzte und Krankenschwestern. Wussten sie, dass man mich entführt hatte? Waren alle hier informiert?

Und warum war das passiert? Es lief immer auf dieselbe Frage hinaus: warum?

»Der Arzt ist gleich bei Ihnen«, erklärte mir June, wedelte mit einem Ausweis vor einem Kartenlesegerät herum und führte mich in ein Zimmer.

Zuvor hatte sie gewartet, bis jemand ihr die Tür aufschloss, hier öffnete ihr der Ausweis.

Sie zeigte auf einen Untersuchungstisch, auf dem ein zusammengefaltetes Stück Stoff lag. Ich nahm es, es war so normal, so vertraut – ein Krankenhauskittel aus Baumwolle. Es passte nicht zu meiner Lage. Das letzte Mal, als ich so etwas angezogen hatte, hatte ich mit meiner besten Freundin auf meinen Arzt gewartet.

Ich betastete den abgetragenen Stoff, und als ich merkte, dass er schon oft gewaschen worden war, krampfte sich mein Magen zusammen. Was war das hier für ein Ort? Vielleicht war das alles nicht real. Vielleicht war ich in einem Albtraum gefangen.

»Bitte ziehen Sie das an. Ich Sorge dafür, dass man Ihnen neue Kleidung bringt. Offensichtlich hat jemand vergessen, Ihre Unterkunft anständig auszustatten.« Sie zog einen Vorhang in der Mitte des Raums zu und wartete auf der anderen Seite.

Ihr Verhalten machte alles nur noch schlimmer. Sie war heiter, freundlich – es war, als wäre nichts von alledem verkehrt. Man hatte mich entführt, hielt mich gefangen, und jetzt wurde ich behandelt wie ... wie ...

Ich verstand es nicht. Ich wusste nicht, was ich war – etwas zwischen einem Gast und einer Gefangenen. Ich durfte nicht einfach gehen, aber ich wurde nicht schlecht behandelt. Das Rumoren in meinem Magen erinnerte mich jedoch daran, dass ich auch nicht gut behandelt wurde.

»Kann ich etwas zu essen bekommen?«, fragte ich und rieb mir über den

Bauch.

»Ach, Sie armes Ding, natürlich. *Nach den Untersuchungen*. Sie müssen nüchtern sein«, erklärte sie und nahm mir die zu kleinen Kleider ab, dann reichte sie mir einen Becher und deutete auf ein Bad.

Ich wusste genau, was ich zu machen hatte, aber ich konnte nicht weiter so tun, als wäre das alles normal. Ich wollte Antworten, wollte beruhigt werden. Ich wollte meinen Mann.

»Was machen die?«, fragte ich, als die Panik schließlich die Oberhand gewann. »Was wird aus meinem Baby?«

»Machen Sie sich deshalb keine Sorgen. Sie sind in guten Händen«, antwortete June ruhig. »Jeder verdient die beste Pflege, egal was er getan hat.«

Bei ihren Worten stockte mir einen Moment der Atem. »Getan?«, wiederholte ich. »Was soll das heißen?«

»Ich habe nur Zugang zu Ihrer medizinischen Akte, Miss Bishop«, sagte sie, »aber eine Frau wird nicht ohne Grund hierhergeschickt.«

»Wo ist hier?« Ich kam mir vor wie eine hängen gebliebene Schallplatte. »Wissen Sie, wer ich bin?«

»Clara Bishop«, antwortete June blinzeln. Sie legte den Kopf schief und musterte mich einen Moment, als würde sie mich analysieren.

»Ja«, sagte ich langsam. »Ich war Clara Bishop. Jetzt bin ich die Königin.«

»Die Königin?« Ihre Augenbrauen schossen nach oben, dann begann sie zu lachen. »Das habe ich ja noch nie gehört.«

Warum verhielt sie sich so? Sie musste es doch wissen. Ich war nicht zufällig hier gelandet. Die Welt um mich begann, sich zu drehen – oder war ich hier die Verrückte? Was, wenn das stimmte? Was, wenn nichts davon real war? Was, wenn nichts, an das ich glaubte, stimmte? Ich taumelte und legte mir eine Hand auf den Bauch. Das Baby trat, und sofort fühlte ich mich geerdet. Da war mein Beweis, in mir wuchs Alexanders Kind heran. Dieses Baby war aus unserer Liebe entstanden – aus lebendiger Leidenschaft. Ich spürte es. Auch getrennt von Alexander war ich immer bei ihm. Sein Herz schlug in meiner Brust. Seine Stärke hielt mich davon ab zusammenzubrechen.

Jemand wollte ein Spiel spielen, aber vermutlich nicht June. Sie log nicht.

Sie glaubte jedes Wort, das sie sagte. Aber wenn sie die Wahrheit wüsste – wenn ich sie überzeugen könnte –, würde sie mir helfen?

»Es stimmt. Jemand hat mich entführt«, erklärte ich ihr atemlos und klammerte mich an ihren Arm. »Sie müssen mir helfen. Sie dürfen nicht zulassen, dass die mir oder meinem Baby etwas antun.«

»Niemand wird Ihrem Baby etwas antun«, beschwichtigte sie mich ungnädig. »Der Arzt ist gleich bei Ihnen.«

Meine leise Hoffnung erstarb. Wenn sie mir nicht half – wenn all diese Menschen nur zusahen und mich wie eine Wahnsinnige behandelten –, was konnte ich tun?

Sie löste meinen Griff um ihren Arm und wich ein paar Schritte zurück. Und da sah ich, dass sie *Angst* hatte. Nicht vor dem, was ich sagte. Sondern vor *mir*. Ich machte ihr Angst. Sie würde nicht meine Verbündete werden. Ganz gleich was man ihr über mich erzählt hatte, sie glaubte es. Ich wusste nicht, ob ich in ihren Augen eine Verbrecherin oder eine Verrückte war, aber man durfte mir nicht trauen. Als die Tür hinter ihr zufiel, ging ich halbherzig darauf zu. *Verschlossen*. Ich musste sicher sein. Ich schaffte es zurück zum Untersuchungstisch, dann gaben meine Beine nach.

Die Angst brach in kalten Wellen über mich herein. Ich hatte dem Tod schon einmal ins Auge gesehen und gedacht, ich wäre darauf vorbereitet, ihm erneut zu begegnen, aber hier ging es nicht einfach nur um mich. Ich liebte mein Kind. Ich würde alles tun, um es zu schützen, ich würde mein Leben für es geben. Aber das Baby hatte hier keine Chance. Die wussten von seinem Herzfehler und hatten mich trotzdem entführt. Warum gaben sie sich Mühe, so zu tun, als wäre es ihnen wichtig, dass das Baby lebte?

Da wurde es mir schlagartig bewusst. Hier ging es nicht um mich, es ging um das Baby. So musste es sein. Wer würde das Kind eines Königs entführen? Das war nicht die Tat eines Verrückten. Ich wusste, wie die aussah – Chaos, Blut und Tod. Ich hatte das rote Blut überall auf den Fliesen von Westminster Abbey gesehen. Die Tat war brutal und wahnsinnig gewesen. Der Täter hatte ein Ziel verfehlt und ein anderes getroffen.

Aber das hier? Das war präzise geplant. Man hatte in mein Leben

eingegriffen und Strippen gezogen, bis man uns an den richtigen Stellen platziert hatte. Hinter dieser Arbeit steckte etwas anderes: Hass, Gier oder Macht.

Vielleicht war der Arzt bereit zu reden. Er hatte meine Krankenakte, er musste die Wahrheit kennen. Als die Tür schließlich aufging, war ich froh, dass ich nichts im Magen hatte, sonst hätte ich mich übergeben.

Denn der Arzt kannte die Wahrheit tatsächlich. Und zwar schon seit einiger Zeit, aber kannte ich sie?

»Clara«, begrüßte mich Doktor Rolland. Er sah aus, als wäre er gerade in meine Arztpraxis geschlendert, anstatt in irgendeine geheime Folterklinik. »Wie geht es Ihnen?«

Er kam in das Untersuchungszimmer und studierte die Unterlagen in seiner Hand. Ich hatte diesem Mann vertraut, er hatte die Diagnose des Babys bestätigt. Er hatte sich besorgt gegeben und mir geraten, Alexander die Wahrheit zu sagen. Zu welchem Zweck?

»Wie können Sie mich das fragen?«, stieß ich hervor. Wie konnte er da stehen und locker durch meine Unterlagen blättern? »Was ist das hier? Gehören Sie dazu?«

»Ich bin ein Dienstleister. Ich stelle keine Fragen, insbesondere keine, auf die mir die Antworten vielleicht nicht gefallen. Ich verstehe, dass das schwer für Sie sein muss«, sagte er, »aber ich bin Arzt und dem hippokratischen Eid verpflichtet wie alle meine Kollegen auch.«

»Dann appelliere ich an Ihre Integrität. Sagen Sie meinem Mann, wo ich bin. Sagen Sie ihm, dass man mich entführt hat.«

»Mein Patient ist das Baby«, unterbrach Rolland mich. »Ich bin hier, um dafür zu sorgen, dass er sicher auf die Welt kommt.«

»Er?«, wiederholte ich schwach.

»Es ist ein Junge.« Rolland nickte und nahm mir die Freude darüber, dass ich richtiggelegen hatte. »Mir ist klar, dass Sie überrascht werden wollten, aber jetzt können Sie es auch wissen.«

»Was haben die mit dem Baby vor?«, fragte ich leise.

»Für ihn wird gut gesorgt, versprochen. Aber es gibt ein paar Probleme, die

zu Komplikationen bei der Geburt führen können. Ihr Urin weist erhöhte Proteinwerte auf. Die Schwestern werden Ihren Blutdruck überwachen und auf Zeichen achten, die auf eine Schwangerschaftstoxikose hindeuten.« Er setzte sich neben mich auf einen Stuhl und sah schließlich von den Unterlagen auf. Auf seiner Stirn lagen Sorgenfalten, sein Blick war sanft – entweder spielte er die Rolle des besorgten Arztes erstaunlich gut, oder er war es wirklich. Ich war mir nicht ganz sicher, ob es wichtig war.

»Was heißt das?« Dass er hier war, um sich um das Baby zu kümmern, war alles, worauf es ankam. Darauf würde ich mich konzentrieren, auch wenn ich eigentlich am liebsten den nächsten scharfen Gegenstand genommen und ihm den Hals aufgeschlitzt hätte.

Einen stärkeren Verbündeten würde ich hier nicht finden. Ich ließ diese Erkenntnis langsam sacken. Solange ich schwanger war, würde man sich um uns beide kümmern, waren wir beide sicher, aber danach?

»Schwangerschaftstoxikose kann spät in der Schwangerschaft auftreten, insbesondere bei Risikoschwangerschaften. Wir müssen Ihren Blutdruck per Monitor überwachen und auch auf andere Zeichen achten. Zum Beispiel, ob Ihr Ring auf einmal enger sitzt oder ob Sie eine Schwellung bemerken.« Er zeigte auf meinen Ehering, und ich bedeckte ihn mit der anderen Hand.

Er gehörte immer noch mir. Er war der Beweis, dass ich war, wer ich behauptete zu sein. Daran hatte ich vorhin nicht gedacht. Jetzt stand er für mehr als nur für mein Ehegelübde – er bedeutete Leben oder Tod. Ich drehte ihn nervös um meinen Finger. Saß er fester als vor ein paar Tagen? »Und wenn es schlimmer wird?«

»Das heißt einfach nur, dass es Zeit sein könnte, das Baby zu holen.« Er überreichte mir diese Bombe wie einen Blumenstrauß.

Mir stand der Mund offen, und ein Dutzend Gründe, warum ich das Baby noch nicht bekommen durfte, schossen durch mein überfordertes Hirn. »Der Stichtag ist erst in vier Wochen.«

Wir waren sicher, solange ich schwanger war. Ich konnte ihn schützen. Und ich durfte ihn nicht ohne Alexander an meiner Seite bekommen. Alexander brauchte Zeit. Ich wusste, dass er nach mir suchte – nach uns. Inzwischen

würden Georgia und Smith und alle nach uns fahnden. Ich musste ihnen Zeit verschaffen, und jetzt fühlte es sich an, als hätte ich keine mehr.

»In diesem Alter ist das Baby lebensfähig, wahrscheinlich geht es ihm gut, wenn wir es holen müssen. Wir werden die Lage beobachten«, fuhr er fort. »Meine Sorge gilt der Gesundheit des Fötus.«

Fast konnte ich mich nicht überwinden, die Frage zu stellen, auf die ich eine Antwort haben musste. Ich fehlte in dieser Gleichung. Er hatte ganz klargemacht, dass er meines Sohnes wegen hier war, nicht meinetwegen. Doch unabhängig von dem, was er sagte, musste ich hoffen, dass er sich auch mir gegenüber verpflichtet fühlte. »Und die Gesundheit der Mutter?«

Rolland wandte sich schweigend ab, doch seine Miene sagte alles. Er würde das Baby retten, aber mich?

Die Worte der Krankenschwester von vorhin hallten in meinem Kopf wider: *Niemand wird Ihrem Baby etwas antun.*

Niemand würde *uns beiden* etwas antun. Das würde ich nicht zulassen.



8

Alexander

Clara lag ausgestreckt auf dem Bett, die schlanken Arme über dem Kopf gefesselt. Sie war ein Kunstwerk, dem ich niemals müde wurde zu huldigen. Ich wollte sie mit dem Mund berühren, meine Haut auf ihrer spüren, meinen Schwanz in ihr vergraben. Als ich zu ihr kroch, bog sie den Rücken durch und suchte Kontakt zu mir. Anscheinend hatte sie ähnliche Gedanken. Ich fing ihren Nippel mit meinen Lippen ein, zog ihn zwischen meine Zähne und wurde mit einem lustvollen Keuchen belohnt. Jeder Laut, den sie von sich gab, war Musik in meinen Ohren – meine ganz eigene Sinfonie.

»Gefällt das meiner Süßen?«, fragte ich und ließ die Hand zu der feuchten Hitze zwischen ihren Schenkeln gleiten. »Du bist so nass.«

Lasziv tauchte ich einen Finger in sie und genoss das Gefühl, wie sie sich um ihn zusammenzog. Sie war immer bereit. Das machte sie unwiderstehlich für mich, auch wenn ich wütend auf sie war – und ich war wütend. Ich konnte mich nur nicht mehr erinnern, warum.

Clara wehrte sich gegen das Seil, doch es hielt. Ich hatte es an den Bettpfosten gebunden, damit ich mir Zeit lassen konnte, sie zu quälen.

»Ja, bitte«, wimmerte sie.

Ich liebte es, wie sie die Hüfte kreisen ließ und sich gegen mich drückte, den Kontakt zu mir suchte und versuchte, die Lust zu befriedigen, die sich immer stärker in ihr aufbaute. Es war ein Verlangen, das nur ich befriedigen konnte, und das bereitete mir nicht nur Lust, sondern es machte mich glücklich. In meiner Welt gab es nur sie, sie war für mich gemacht. »Du bist so gierig. Du willst meine Hände und meinen Mund«, ich hauchte einen Kuss auf ihren festen Nippel, »und meinen Schwanz.«

»X«, keuchte sie, reckte den Kopf und versuchte, mir in die Augen zu sehen. »Bitte.«

In ihrem Flehen klang eine Verzweiflung an, die ich ihr nur zu gern wegvögeln würde. Doch war ich genug für sie? Hatte ich ihr alles gegeben, was sie wollte? Konnte ich sie jemals verdienen?

»Geduld«, beruhigte ich sie. »Ich gebe dir, was du brauchst – worum du gebeten hast.«

Ich strich mit der Hand über ihren flachen Bauch und stutzte. Etwas stimmte nicht.

»Was ist?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht. Ich kann mich nicht erinnern«, gab ich leise zu.

»Hör nicht auf«, drängte sie.

Ich schüttelte den Kopf, versuchte, das ungute Gefühl zu vertreiben, und konzentrierte mich auf ihre glatte Haut und auf die Sommersprossen, die ihre Schultern bedeckten. Ich legte meine Lippen auf ihre und stahl ihr einen Kuss. Doch es war kein Diebstahl. Nicht mehr. Sie gehörte mir. Wir hatten uns einander geschenkt.

Sie musste mir vertrauen, was ihr nach all dieser Zeit immer noch so schwerfiel. Vielleicht musste ich sie daran erinnern, wem ihr Körper gehörte – diese Lektion würde ihr ganz sicher gefallen.

»Gieriges kleines Luder. Gierige kleine Muschi. Ich bringe dir bei, wie man sich in Geduld übt.« Ich griff über den Kopf und nahm ein zweites Seil, das ich

dort platziert hatte, ohne zu wissen, warum. Jetzt verstand ich es.

Grob schob ich es unter ihren Rumpf, ich wusste, dass es auf ihrer Haut kratzte und brannte und dass Clara das wollte. Sie war zart, aber stark zugleich, und wenn ich sie grob behandelte, wurde sie ganz sie selbst. Ich band das Seil um sie und zog es um ihre Brüste fest. »Ich glaube, die brauchen mehr Aufmerksamkeit.«

Clara biss sich jedes Mal auf die Lippen, wenn ich an dem Seil zog, und keuchte, als ich es so fest um ihre Brüste band, bis sie darunter hervorquollen. Ich setzte mich auf die Fersen zurück und bewunderte sie. Ihre Brüste waren voll und prall. Die Finger hatte sie um die Fesseln gewunden. Sie sah wunderschön aus mit den roten Seilen auf ihrer Porzellanhaut, und sie war, wo ich sie haben wollte – unter meiner Kontrolle.

»Wenn ich jetzt das mache ...« Ich ließ die Zunge über ihren erregten Nippel schnellen, und sie schrie auf. »Ich liebe es, wenn du so aufschreist.«

»Du liebst es, mich leiden zu sehen«, sagte sie ohne den leisesten Vorwurf. Das dachte sie, das glaubte sie. Sie verstand nicht, dass es mehr war als das.

»Nein, ich liebe es, dich frei zu sehen«, korrigierte ich sie sanft. »Der Zwang ist wunderschön. *Du* bist jetzt wunderschön – so wunderschön, dass ich dich unbedingt ficken will.«

»Ja, bitte.« Sie biss sich auf die Lippe und nickte.

»Ich bin mir nicht sicher.« Ich schloss den Mund erneut um ihre Brust, und sie stöhnte auf. Ich spürte, wie sich die Nässe zwischen ihren Beinen verstärkte. Sie gab sich mir liebend gern hin, aber ich musste noch an andere Dinge denken. »Was ist mit dem Baby?«

»Baby?«, wiederholte sie und stieß ein bellendes Lachen aus, das in der Situation unpassend wirkte. »X, es gibt nur dich und mich, schon vergessen? Wir. Für immer.«

In ihren Augen lag etwas Dunkles, auch wenn sie lachte. Sie meinte es nicht ernst. Ein Teil war gelogen.

Ich ließ die Hand zu ihrem flachen Bauch gleiten. Wir waren uns einig gewesen. Nur wir. Das stimmte.

Oder?

»Was willst du?« Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf sie. Sie war meine Welt. Ich hatte alles für sie aufgegeben und mehr bekommen, als ich mir je hätte wünschen können. Ich hatte dieses Leben ohnehin niemals gewollt. Ich wollte ihr Leben.

»Übernimm die Kontrolle. Tu, was du schon immer tun wolltest«, keuchte sie.

Ich glitt zwischen ihre Beine und legte die Hände um ihre Kehle.

»Ja«, sagte sie lächelnd, als ich die Finger um ihren schlanken Hals schloss.

Ich drückte zu und drang im selben Moment in sie ein. Sie lächelte unvermindert weiter, während sie gegen das Würgen ankeuchte. Ich drückte fester, bis sie keinen Laut mehr von sich gab und ihr Körper unter meinem zu beben begann. Das war es, was sie brauchte – sie musste mir die totale Kontrolle überlassen. Das konnte nur ich ihr geben: Schutz und Freiheit. Das Wissen trieb mich zum Höhepunkt, ich ergoss mich in sie und beobachtete, wie ihre Augen vor Lust glasig wurden, dann sank ich auf sie. Ich führte meine Lippen zu ihren und küsste sie.

»Clara?«, murmelte ich. »Ich liebe dich.«

Als sie schwieg, rückte ich von ihr ab und bemerkte, dass auf ihrem Gesicht noch immer ein Ausdruck reiner Glückseligkeit lag.

Sie sah friedlich aus.

Frei.

Ich hatte sie erlöst. Einen Moment lang erfüllte mich pure Freude, doch dann, als sie nicht blinzelte ...

»Clara!« Ich schoss nach oben, streckte die Hände aus und griff ins Leere.

Ich hatte sie umgebracht. Alles, was ich jemals gewollt hatte, war, sie zu lieben, und jetzt hatte ich sie getötet.

»Alexander«, rief Georgia, und ich drehte mich um, noch gefangen zwischen Traum und realer Welt.

»Ich habe sie umgebracht«, flüsterte ich.

»Es gibt keinen Grund zu glauben ...«

»Im Traum«, erklärte ich. »Vielleicht auch im Leben.« Meine Stimme brach. Als wir uns kennengelernt hatten, hatte ich Clara gewarnt, dass nichts Gutes in

meiner Nähe überlebte. Ich hatte mich davon überzeugen lassen, dass das vielleicht nicht stimmte, doch das war eine Lüge. Es war immer eine Lüge gewesen. Warum sonst hatte ich so viele der hässlichen Familiengeheimnisse verschwiegen? Weil ich selbst an diese Lügen hatte glauben müssen.

Wir waren verdorben – infiziert –, und ich war der Ursprung dieser Krankheit. Ich wusste nicht, wie man ehrlich war. Ich wusste nicht, wie man als König regierte. Wie ich sie retten sollte. Ich hatte keine Ahnung.

»Wir werden sie finden.« Georgia trat an meinen Schreibtisch und beugte sich vor. »Clara ist eine Kämpferin. Sie schafft das.«

Ich wusste nicht, wer diesen Trost dringender brauchte, Georgia selbst oder ich.

»Alles entgleitet mir. Je mehr ich versuche, an etwas festzuhalten ...« Meine Gedanken kehrten zu meinem Traum zurück – zu meiner größten Angst. Ich hatte mich so sehr an Clara geklammert, dass ich sie schließlich verloren hatte – und dafür konnte ich niemandem die Schuld geben, außer mir selbst.

Wenn ich von Anfang an ehrlich zu ihr gewesen wäre, wäre das alles dann passiert? Oder würde meine Frau dann jetzt in unserem Bett schlafen?

Ich vergrub den Kopf in den Händen und versuchte, mir zu sagen, dass ich die Vergangenheit nicht mehr ändern konnte. Ich konnte nur nach vorn schauen. Wo immer sie war, sie brauchte mich, und ich würde sie nicht enttäuschen. Nicht noch einmal.

»Ich weiß nicht, wie ich das durchstehen soll«, gestand ich Georgia. »Ich werde verrückt, dabei muss ich so dringend einen klaren Kopf behalten. Wenn ich nicht ... wenn ich nicht ...«

Ich schaffte es nicht, mir vorzustellen, was passierte, wenn ich versagte.

»Musst du die Kontrolle zurückerlangen?«, fragte sie leise.

Eine Minute verging, ehe ihre Worte bei mir ankamen, dann starrten wir uns an. Es war ein gefährliches Spiel – und ein noch gefährlicheres Angebot.

»Was soll das heißen?«, fragte ich kühl.

»Du bist ein Dom. Vielleicht solltest du überlegen, ob ...«

»Das interessiert mich nicht«, unterbrach ich sie. Ich würde niemals eine andere Frau berühren, egal in welcher Funktion.

»Ich biete mich nicht an«, stellte Georgia klar. »Ich weiß, dass du und Clara Unterwerfung mit Liebe vermischt habt, aber du musst überlegen, wie du am besten einen klaren Kopf behältst. Du musst klar denken können. Wenn das bedeutet ...«

»Jetzt ist nicht der Zeitpunkt für Peitschen«, stieß ich hervor.

»Wahrscheinlich ist jetzt sogar der perfekte Zeitpunkt«, widersprach sie.

»Ich möchte niemanden bestrafen«, brüllte ich. Wieso verstand sie das nicht? »Ich will bestraft werden. Ich will ihr Leid tragen, weil ich sie darin finde. Ich will diese Last tragen.«

Georgia zog eine Augenbraue nach oben. »Dann gib jemand anderem die Peitsche.«

»Ich dachte, du bietest dich nicht an.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich hab kein Interesse. Denk über meine Ehe, was du willst.«

»Ich urteile nicht über deine Ehe«, sagte sie harsch. »Ich sage dir nur, wie du einen klaren Kopf bekommen kannst, und vielleicht musst du diese Option in Erwägung ziehen.«

»Damit das klar ist – das ist keine Option.« Ich konnte nicht glauben, dass sie das vorschlug.

»Smith könnte es tun«, sagte sie und ignorierte mich. »Er weiß, wie man beides auseinanderhält. Wenn du Strafe brauchst – wenn du einen Moment aus dir heraustreten musst.«

»Ich denke darüber nach.« Ich würde niemandem die Kontrolle über mich geben, ganz gleich, was sie dachte. Auch wenn ich die Vibration der Peitsche in meiner Hand zum Teil vermisste. Auch wenn ich ihr Brennen auf meinem Rücken herbeisehnte. Und der letzte Mensch, dem ich die Kontrolle über mich überlassen würde, wäre Smith. Ich respektierte ihn, aber ich würde mich ihm niemals beugen. Genau wie sich niemand mir beugen würde.

Es gab nur eine Seele, vor der ich in die Knie ging, und nur sie konnte mich aus dieser Hölle befreien.

Georgia und ich täuschten uns beide. Ich brauchte keine Bestrafung, ich wurde bereits bestraft.

»Sie haben geschlafen«, bemerkte Smith. Er klang merkwürdig zufrieden, als habe er sich Sorgen gemacht.

Ich nickte, war jedoch alles andere als zufrieden. Auch wenn ich in meinem Schreibtischstuhl eingenickt war, ich hatte Zeit verloren. Alles konnte ich mir kaufen, nur Zeit nicht. »Erinnern Sie mich nicht daran.«

»Sie müssen schlafen«, sagte er. Hatte er mit Georgia gesprochen? Wollten die zwei mich weiterhin bemuttern?

»Ich *muss* sie finden.« Warum konzentrierten sich alle anderen auf Dinge, die nicht halfen, Clara zurückzubringen? Sie war das Einzige, was ich wirklich brauchte.

»Sind Sie bereit für die nächste Runde?«, fragte Smith.

Erneut nickte ich, erleichtert, wieder in der Spur zu sein. Wir hatten entschieden, dass der nächste logische Schritt sein sollte, mit Oliver Jacobson zu sprechen. Worum auch immer es bei diesem Ereignis ging, er wusste Bescheid. Dessen waren wir uns alle sicher. Er hatte bei zu vielen Tragödien in der Familie eine Schlüsselrolle innegehabt, und er hatte seine Drohung klar geäußert: Er würde meine Familie von innen heraus zerstören. Wie konnte er das Spiel besser aus dem Gleichgewicht bringen, als wenn er die Königin stahl?

Zudem führte unsere einzige Spur zum MI-18 ins Leere, mehr hatten wir nicht. Vielleicht konnte er uns zu ihm führen.

Vielleicht konnte er uns zu ihr führen.

Tief in meinem Inneren sagte mir etwas, dass Jacobsons Part beendet war. Ich hatte einst geglaubt, er würde im Hintergrund die Fäden ziehen, jetzt sah ich, dass er vielmehr selbst an diesen Fäden hing.

In der Halle trafen wir auf Edward. Er sah aus, als wäre dies ein ganz normaler Tag – sein gelocktes Haar war ordentlich frisiert, sein dunkelblauer Anzug in makellosem Zustand. Doch ich bemerkte die Ringe um seine Augen und die Niedergeschlagenheit in seinem Blick. Er hatte genauso wenig geschlafen.

»Was machst du hier?«, fragte ich und klang vorwurfsvoller als beabsichtigt. Ich hatte ihn aufgefordert, sich fernzuhalten. Ich wollte ihn schützen, aber nichts konnte ihn vor dem Schmerz schützen, seine beste Freundin zu

verlieren.

»Die Pressekonferenz«, sagte er ohne Umschweife. Er nahm die Brille ab und studierte die Gläser. »Ich hätte sie gern vermieden, aber wir müssen eine Erklärung wegen Mary abgeben. Es ist bereits zwei Tage her.«

»Das sollte ich machen.« Das war mir durchgerutscht. Wie würde es aussehen, wenn ich nicht daran teilnahm? Insbesondere, wenn die Ärzte weiter die Medikamente untersuchten, die meine Großmutter eingenommen hatte. Es war meine Pflicht, die Familie zu vertreten, stattdessen hatte ich meinem Bruder diese Bürde aufgehalst.

»Darum habe ich mich gekümmert«, erklärte er. »Wir werden erklären, dass man Clara strikte Bettruhe verordnet hat. Ich habe mit ihrem Arzt gesprochen und erklärt, dass die Königin Ruhe braucht.«

Ich ließ die Nachricht sacken. Er hatte sich um alles gekümmert. Er war eingesprungen und hatte meine Pflichten übernommen.

»Ich hoffe, das ist okay«, fügte er rasch hinzu, da er mein Schweigen missdeutete.

Ich schloss meinen Bruder fest in die Arme. Ich musste nicht alles allein machen. Ich hatte Menschen, denen ich vertrauen konnte, auch wenn mir der Mensch fehlte, der mir am nächsten stand. »Danke.«

»Ich hab das im Griff«, versprach er. »Kümmere du dich um sie.«

»Marys Ärzte möchten mit ihr sprechen«, erinnerte ich ihn.

»Strikte Bettruhe«, wiederholte er. »Das Baby ist das Allerwichtigste.«

»Das wird Henry nicht gefallen.«

»Henry kommt klar.« Edward setzte die Brille wieder auf und bedachte mich mit einem strengen Blick.

»Du solltest nach Sarah sehen.« Einer von uns musste das tun.

»Das habe ich schon. Sie hat sich in ihrer Wohnung verkrochen und macht sich Vorwürfe.«

Da waren wir schon zu zweit. Darum hatte ich sie bislang noch nicht besucht.

»Man sollte sie daran erinnern, dass es nicht ihre Schuld ist«, drängte Edward.

»Ich rede mit ihr«, versprach ich. »Später.«

»Und du solltest zu deiner Tochter gehen«, fügte Edward sanft hinzu. »Sie fragt nach dir.«

»Das mach ich. Ich ...«

»Sie fragt nach Clara«, fiel er mir ins Wort, er schluckte, und sein Adamsapfel trat deutlich hervor. »Sie versteht es nicht.«

»Was soll ich ihr sagen?«, fragte ich. Ich wusste, dass es keine gute Antwort darauf gab.

»Dass du sie liebst«, schlug Edward vor. »Vielleicht will sie ihre Mutter sehen, aber sie braucht auch ihren Vater.«

Ich dachte einen Moment darüber nach. Er hatte recht. Ich hatte Elizabeth aus vielen Gründen gemieden, doch alle liefen auf dasselbe hinaus. Es war eine unumstößliche Tatsache: Ich hatte sie genauso enttäuscht, wie ich Clara enttäuscht hatte.

»Belle ist für Penny eingesprungen. Das gibt weniger Fragen«, informierte mich Edward.

Und wir vertrauten ihr. »Gut.«

»Will ich wissen, wohin ihr geht?« Edward musterte Smith, der sich sorgsam außer Hörweite hielt.

»Nein.«

Er klopfte mir auf die Schulter, ein letztes Zeichen der Solidarität, dann stieß er einen schweren Seufzer aus. Es fiel mir unendlich schwer, ihm das alles zuzumuten. Edward war immer der Lustige von uns gewesen, der Charismatische. Jetzt musste er die Familie in der Öffentlichkeit vertreten. Ich erinnerte mich daran, dass, wenn es wahr wäre – wenn man Clara tatsächlich Bettruhe verordnet hätte –, er dasselbe getan hätte. Er wäre für sie eingesprungen. Denn das taten Familien.

»Wir müssen in die Einsatzzentrale«, sagte Smith, als ich endlich zu ihm trat. »Uns davon überzeugen, dass wir einer Meinung sind.«

Smith hatte mich davon überzeugt, den anderen vom MI-18 zu berichten, eine Entscheidung, die schwer auf mir lastete. Ich wusste nicht genug über die Geheimabteilung, um zu sagen, was passierte, wenn wir sie trafen. Norris hatte

mich gewarnt, niemals von der Organisation zu sprechen, und mir unmissverständlich mögliche Folgen klargemacht. Folgen, die ich jetzt ignorierte. Ohne Norris blieb mir keine andere Wahl.

Als wir den Besprechungsraum erreichten, hingen am anderen Ende Fotos an der Informationstafel. Brex war fleißig gewesen.

»Was ist das?«, fragte ich.

Er zuckte die Schultern und schenkte mir ein müdes Grinsen, das nicht seine braunen Augen erreichte. »Du hast mich gebeten, eine verdeckte Regierungseinheit aufzuspüren.«

»Und du hast sie gefunden?« Keine Person auf den Fotos wirkte wie jemand, der zu einer geheimen Einheit gehörte.

»Wir sollten uns unbedingt daran erinnern, dass Geheimdienste nicht nur mit Superagenten arbeiten«, bemerkte Georgia trocken.

»Darum haben wir dort angefangen«, fügte Brex hinzu. »Und wir hatten einen Ansatzpunkt. Wir wussten, dass Norris beim MI-18 war, darum habe ich in seiner Akte gegraben.«

»Und?« Der Mann war mein ganzes Leben lang mein Vertrauter gewesen, mein Beschützer, praktisch mein Vater. Wollte ich wissen, was sie herausgefunden hatten?

»Da wird es interessant.« Er sah hilfesuchend zu Georgia. Was als Nächstes kam, würde mir nicht gefallen. »Es gibt keinen James Norris. Nicht wirklich. Er existiert auf dem Papier, aber sein Hintergrund stimmt nicht.«

Ich klammerte mich derart heftig an die Tischkante, dass ich dachte, sie würde abbrechen. »Ich verstehe nicht.«

»Seine Geschichte ist erfunden. Wie viel weißt du über seine Kindheit? Seine Ausbildung?«, fragte Georgia. Sie schien deshalb nicht ganz so beunruhigt zu sein wie ihr Partner.

»Ziemlich wenig«, gab ich zu. »Wollt ihr mir sagen, dass er sich das ausgedacht hat?« Norris war unsere einzige Verbindung zum MI-18. Durch ihn wusste ich von der Organisation. Es wäre einfacher gewesen, daran zu zweifeln, wenn DeAngelo uns nicht in dieselbe Richtung gewiesen hätte.

»Nein. Das Gegenteil«, sagte Brex schnell. »Wir glauben, es ist alles so gut

beseitigt worden – sein Leben, seine Jugend –, dass er selbst nicht mehr daran denkt. Er hat nie darüber gesprochen.«

Georgia nickte zustimmend. »Mit keinem von uns. Sogar ich rede über meine Kindheit.«

Ich konnte nur erahnen, von welchen verdrehten, beschissenen Erfahrungen sie zu berichten hatte. Aber sie hatte recht. Der weise Norris, der stets mit einem Rat zur Stelle war, hatte sich nie auf seine Vergangenheit bezogen. »Wie hilft uns das weiter?«

»Wir haben nach anderen wie ihm gesucht«, fuhr Brex fort. »Männern und Frauen mit Militärerfahrung und durchschnittlichen Hintergründen.«

»Ihr habt noch mehr gefunden?«, vermutete ich und ließ endlich die Tischkante los.

»Nicht wirklich. Wir haben etwas anderes entdeckt. Vermisste. Die meisten mit dem Vermerk ›vermutlich Selbstmord‹.«

»Vermutlich?«, wiederholte ich.

»Manchmal gab es einen Brief, aber nie eine Leiche«, sagte Georgia.

»Warum hat man ihre Identität nicht ganz gelöscht?«, fragte Smith. Er hatte bis jetzt aufmerksam zugehört und alles auf seine beunruhigend scharfsinnige Art aufgenommen.

»Es gibt Familie, Freunde. Das sind immerhin reale Menschen – zumindest einige von ihnen –, und wir vermuten, dass die meisten gar nicht tot sind.«

»Sie sind Geheimagenten«, ergänzte Georgia.

»Aber für wen arbeiten sie?«, fragte Smith.

»Das versuchen wir herauszufinden. Ich habe einige Angehörige befragt. Habe ihnen erzählt, es wäre eine routinemäßige Untersuchung, die sich mit seelischen Problemen in Familien verstorbener Militärangehöriger befasst.« Brex zuckte die Schultern. Falls es ihm etwas ausmachte, trauernde Familien zu belügen, zeigte er es nicht. Andererseits, wenn wir richtiglagen, waren ihre Angehörigen Verräter. »Es ist mir nur gelungen, mit einem halben Dutzend zu sprechen, aber ich habe immer wieder dasselbe gehört. Einige sagten, sie könnten schwören, ihre Lieben gesehen zu haben. In einem Laden. Auf der Straße. In einem Park. Sie dachten, sie hätten Gespenster gesehen, aber ...«

»Die Familie kann man nicht auslöschen«, murmelte ich. Wenn das stimmte, wenn diese Männer und Frauen ihr Leben aufgegeben hatten, hieß das nicht, dass sie sich von den Menschen, die sie liebten, fernhalten konnten – und sei es nur, um nach ihnen zu sehen.

»Ist es nicht verdächtig, Kontakt zu den Familien aufzunehmen?«, fragte Smith. »Es könnte auffallen.«

Auf Georgias Gesicht erschien ein Raubtierlächeln. »Darauf setzen wir.«



9

Clara

Ich wollte nicht in mein Zimmer zurück. Ich wollte nicht blind hinnehmen, welches Schicksal diese Menschen für mich und meinen Sohn vorgesehen hatten. In diesem Gebäude befanden sich zu viele Menschen, als dass es so ausbruchssicher sein konnte, wie ich ursprünglich gedacht hatte. Ich nahm mir ein Beispiel an ihrer Inszenierung. Sie hatten für Ablenkung gesorgt, um mich zu entführen. Als June kam, um mich zurück in meine »Unterkunft« zu bringen, trat ich ein paar Schritte aus dem Untersuchungszimmer, dann ließ ich mich gegen die Wand sinken.

»Oh, Gott!« Sie eilte mir zu Hilfe. Schützend legte sie mir die Arme um die Schultern. Am liebsten hätte ich sie weggestoßen, doch sie musste mir die Darbietung abnehmen.

»Tut mir leid«, murmelte ich und presste mir eine Hand auf die Stirn. »Mir ist schwindelig.«

»Sie müssen etwas essen. Das Blutabnehmen.« Sie schnalzte mit der Zunge.

»Zwei Tage ohne Essen.«

Zwei Tage. Das war eine Information. Ich war vor zwei Tagen verschwunden. Alexander würde nach mir suchen. Er würde keine Ruhe geben, und ich konnte nur hoffen, dass aus zwei Tagen nicht drei wurden.

June half mir zu einem Stuhl und musterte mich mitfühlend. »Ich bin gleich zurück. Wache, können Sie herkommen?«

Sie winkte einen Mann heran, damit er bei mir blieb. Ich wusste, dass sie mich nicht allein lassen würde, aber der Wachmann, mit dem sie mich zurückließ, musterte mich mit verlegener Miene. Lag es daran, dass ich schwanger war? Oder weil er wusste, wer ich war? Es war mir egal. Ich fand ihn schrecklich. Ich zählte von fünfzig rückwärts. Damit es echt wirkte, musste ich einen Moment verstreichen lassen, aber andererseits musste ich mein Vorhaben in die Tat umsetzen, bis sie zurückkam.

»Entschuldigen Sie, ich muss auf die Toilette«, rief ich ihm zu.

»Sie können warten«, sagte er.

»Sie hatten offensichtlich noch nicht oft mit Schwangeren zu tun«, erklärte ich unumwunden. »Okay. Dann wird wohl jemand putzen müssen.«

Ich war wild entschlossen, es ihm zu beweisen.

Er wirkte hin- und hergerissen, offenbar würde er selbst putzen müssen. Seine Gefangene. Seine Sauerei. »Na, gut. Hier entlang.«

Er fasste mich am Arm und führte mich zu einer Toilette, war jedoch überraschend sanft. Ich hätte ihn gern gefragt, ob er wusste, wer ich war, aber ich brauchte nicht noch eine weitere, beunruhigende außerkörperliche Erfahrung.

»Ich bin hier draußen«, sagte er.

Die Toilette bot keinerlei Fluchtmöglichkeiten, was nicht weiter überraschend war. Es gab nur einen Lüftungsschacht, in den ich vielleicht gepasst hätte, wenn ich nicht einen Bauch von der Größe einer Wassermelone mit mir herumgetragen hätte. Das war alles. In diesem Laden schien es nicht viel Tageslicht zu geben. Doch allein zu sein verschaffte mir Zeit zum Nachdenken. Sie würden mich wieder in die Klinik bringen. Das wusste ich, darum konnte ich nur hoffen, so viel von dem Laden zu sehen wie möglich.

Wissen war Macht.

Ich sammelte mich einen Moment und prägte mir so viel ein, wie ich konnte – an wie vielen Untersuchungsräumen wir vorbeigekommen waren, den Grundriss aller Orte, an denen ich gewesen war. Es war nicht viel, aber es war ein Anfang. Als ich die Tür öffnete, klammerte ich mich daran und versuchte den Eindruck zu machen, als sei ich wackelig auf den Beinen. Es war ein schlauer Zug, denn June stand mit einem Schälchen Götterspeise neben dem Wachmann.

Ja, *das* würde funktionieren.

»Danke«, sagte ich begeistert, mit Blick auf die süße Speise. Ich streckte hilfesuchend die Hand aus, und der Wachmann stützte mich. Es juckte mir in den Fingern, die neben seinem Ausweis landeten, doch es nutzte nichts, ihm den jetzt wegzunehmen. Man würde es bemerken, ehe ich eine Chance hatte, ihn zu benutzen, und es war nicht schwer herauszufinden, wohin er verschwunden war.

Nein, ich musste klug vorgehen. Ich brauchte einen Plan, und ich musste so viele Informationen wie möglich sammeln. Dazu brauchte ich Zeit. Ich war mir bloß nicht sicher, wie viel mir noch blieb.

»Nur eine Kleinigkeit«, sagte June und hielt mir einen Löffel hin. »Später bringt man Ihnen ein Tablett.«

Ich aß gierig und verurteilte mich gleichzeitig dafür, dass ich ihre Hilfe annahm. Dafür, wie dankbar ich war, etwas zu essen zu bekommen. »Danke.«

»Gern, meine Liebe.« Dann tätschelte sie mir erneut die Hand.

Überall, wo man mich berührt hatte, kribbelte meine Haut – wo die Schwester bei der Blutabnahme meinen Arm gehalten hatte, wo der Arzt meinen Bauch abgetastet hatte, um die Lage des Babys zu prüfen, und wo June meine Hand getätschelt hatte. Wir kehrten zu dem dunklen Flur zurück, doch anstatt mich in das Zimmer zu bringen, in dem ich die Kleidung gefunden hatte, brachte sie mich in das Zimmer nebenan.

»Endlich ist Ihr Zimmer fertig. Dort finden Sie auch neue Schwangerschaftskleidung«, erklärte June, als erwartete sie, für ihre Umsicht

gelobt zu werden. Ich zwang mich zu lächeln. »Ich glaube, sie sind von Ihrer Ankunft überrascht worden.«

Wie das? Sie hatten das doch geplant. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie lange schon.

»Wem gehört das andere Zimmer?« Ich hatte noch einige Fragen an meine gesprächige Schwester.

June sah auf. »Ach. Das ist Rachels Zimmer.«

»Rachel?«, fragte ich. Vielleicht hatte ich doch keinen Geist gesehen.

»Ein weiterer Psychiatriefall. Wahrscheinlich werden Sie sie nicht zu Gesicht bekommen. Sie versteckt sich gern.«

Mir gefror das Blut in den Adern. *Ein weiterer?* Dafür hielt sie mich? War das die Lüge, die sie den ahnungslosen Menschen erzählten, die hier arbeiteten? Menschen, die ebenso wenig von der Außenwelt sahen wie ihre Gefangenen?

»Aber ihr Zimmer war unverschlossen.« Das ergab keinen Sinn. Warum hatte ich zu ihr gelangen können?

»In diesem Flügel dürfen sich unsere Patienten frei bewegen«, erklärte June.

»Alle anderen Türen waren verschlossen.«

»Sie können Ihre auch abschließen.«

Aber sicher nur, weil sie sie aufschließen konnten, wann immer sie wollten.

»Gibt es viele andere?«

»Momentan nicht. Kürzlich hat uns eine unserer Patientinnen verlassen«, sagte June mit traurigem Lächeln. »So ein fröhliches Mädchen. Ich hoffe, es geht ihr gut.«

Ich auch. Ich hoffte, dass sie tatsächlich frei war. Dass sie ihre Geschichte irgendjemandem erzählte, der ihr zuhörte, und dass die Information zu meinem Mann gelangte.

Vor allem hoffte ich, dass sie am Leben war, wer auch immer sie sein mochte.

»Wo ist die Toilette?«, fragte ich. Es war mir zuwider, so zu tun, als sei das hier normal. Ich war keine Patientin. Dies war kein Krankenhaus. Man hatte mich entführt.

»Den Flur runter, die letzte Tür auf der rechten Seite. Die kann man auch abschließen«, versicherte sie mir.

Vielleicht versteckte sich diese Rachel dort, es sei denn, sie war zurück in ihr Zimmer gegangen.

Mein Zimmer war genauso wohnlich wie Rachels. Ein Bett. Ein Regal mit einigen abgenutzten Taschenbüchern. Eine Kommode mit einigen unauffälligen Sachen, die eher wie Zelte aussahen als wie Kleider. Ich zog eins davon an, dankbar, mich bedecken zu können, auch wenn es nicht saß und der Stoff kratzte.

Kurz nachdem June verschwunden war, kam ein Wärter mit zwei Essenstabletts herein. Wortlos stellte er eins vor mir ab. Rechtfertigten sie so, was sie taten? Indem sie den Augenkontakt mieden? Nicht mit uns sprachen?

Sobald er gegangen war, spähte ich aus meinem Zimmer. Rachels Tür stand offen. Ich nahm einen Apfel vom Tablett und tappte auf Zehenspitzen hinüber, doch das Zimmer war leer und ihr Tablett unangetastet.

Als ich den Flur hinunterging, stellte ich fest, dass die Toilette verschlossen war. Anscheinend hatte Rachel mehr Angst vor mir als alle anderen.

»Darf ich bitte auf die Toilette?«, rief ich. »Ich bin schwanger.«

Ich wartete und fragte mich, ob ich mit der Nummer genug Mitgefühl bei ihr auslöste, um sie herauszulocken. Nach einigen Sekunden hörte ich das Schloss klicken. Durch den Türspalt sahen mich zwei dunkle Augen an.

»Rachel?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Das Abendessen ist da«, sagte ich. Wegen der Toilette hatte ich gelogen. Normalerweise musste ich alle zehn Minuten, aber nachdem ich so wenig gegessen und getrunken hatte, verspürte ich keinen Drang. Eine Tatsache, die mir nicht gefiel. »Ich dachte, das willst du vielleicht wissen.«

Ich rechnete damit, dass sie zurück in ihr Zimmer rennen und die Tür verschließen würde. Stattdessen ging sie neben mir her und blickte nervös über ihre Schulter zurück. Sie kam mir so vertraut vor, ich hätte schwören können, dass wir uns schon einmal begegnet waren, aber das war unmöglich. Dunkle Augen, langes schwarzes Haar, das seit Monaten nicht geschnitten worden war.

Oder seit Jahren? Ihre Haut war blass, und sie war dünn. Zu dünn. Ihr Gang war steif und etwas ungelenk, als fiele ihr das Laufen schwer. Ich musste all meine Beherrschung aufbringen, um ihr keine Fragen zu stellen – oder Schlüsse zu ziehen.

Ich musste ihr Vertrauen gewinnen. Wir steckten hier zusammen fest, und ich war mir sicher, dass sie genauso wenig ein Fall für die Psychiatrie war wie ich. Aber warum war sie hier? Wo hatte ich sie schon einmal gesehen?

»Darf ich bei dir essen?«, fragte ich. In ihrem Zimmer stand ein Tisch, in meinem nur ein Bett. Ich versuchte, nicht daran zu denken, was das Fehlen eines Tisches langfristig über meine Überlebenschancen aussagte.

»Okay«, sagte sie leise und klang, als probierte sie das Wort aus. Kam sie nicht oft hier heraus? War sie deshalb so scheu, weil sie kaum jemals Menschen sah?

Schweigend aßen wir einige Bissen. Mir kam der Gedanke, dass das Essen vergiftet sein könnte, aber ich war zu hungrig, um mich darum zu scheren. Dr. Rolland hatte mir versichert, dass sie dem Baby nichts antun würden, darauf musste ich fürs Erste vertrauen. Ohne Essen würde keiner von uns lange überleben. Als ich nach dem Apfel griff, den ich mir in die Tasche gesteckt hatte, schüttelte Rachel den Kopf. Sie streckte die Hand aus und warf ihn auf den Boden.

»Iss den nicht«, flüsterte sie, und ihr Blick zuckte durch den Raum. »Von dem schläfst du ein.«

»Von einem Apfel?« Ich starrte auf den auf dem Boden liegenden Apfel.

»Nachdem ich den gegessen habe, bin ich im Bett aufgewacht, aber immer war etwas anders.« Sie zeigte auf ihren Kopf. »Mein Haar war kürzer, oder ich hatte blaue Flecken auf den Armen. Das letzte Mal, als ich einen gegessen habe, bin ich in einem fremden Raum aufgewacht, wo lauter Menschen um mich waren, dann bin ich wieder eingeschlafen.«

Was machten sie mit ihr, wenn sie schlief?

Was würden sie mit mir machen? Ein eiskalter Finger strich mir über den Rücken, als ich an das dachte, was Rolland über das Baby gesagt hatte. Es sei lebensfähig. Was hatten sie vor? Wollten sie mich für immer in einen

künstlichen Schlaf versetzen?

Rachel kniff die Augen zusammen und musterte mich einen Moment.
»Kenne ich dich?«

»Ich bin mir nicht sicher.« Ich griff nach unten und steckte den Apfel wieder ein. Die mussten nicht wissen, dass ich ihn nicht gegessen hatte.

»Wie bist du hergekommen?«, fragte ich sie, als ich es nicht länger aushielt. Ich brauchte Antworten. Rachel schien mir zwar keine sehr wertvolle Quelle zu sein, insbesondere wenn sie die meiste Zeit geschlafen hatte, doch sie war länger hier als ich. Sie wusste Dinge wie die Sache mit dem Apfel. So konnte sie mir helfen.

Sie zuckte mit den Schultern, ihre dunklen Augen waren ein bisschen glasig.

»Weißt du es nicht?«, hakte ich nach. »Wie hast du vorher gelebt?«

»Ich erinnere mich an Sachen, aber die Ärzte sagen, ich würde mich täuschen.« Sie seufzte, und da wusste ich, dass sie aufgegeben hatte. Das war der Unterschied zwischen uns. Ich würde erst aufgeben, wenn sie mich umbrachten.

»An was für Sachen?«, fragte ich. Es musste doch etwas mehr herauszufinden sein.

»Verrücktes Zeug«, flüsterte sie, als habe sie Angst, dass man uns belauschte. Fairerweise musste ich zugeben, dass das vermutlich stimmte. »Sie haben gesagt, wenn ich aufhöre, diese verrückten Sachen zu glauben, darf ich gehen.«

Darum war sie so still. Aber würde das funktionieren? Wenn sie einfach wiedergab, was immer sie ihr für Lügen vorbeteten, ließ man sie gehen? Ich wünschte, man hätte mir diesen Deal angeboten. »Wie lange bist du schon hier?«

»Ein paar Monate«, sagte sie und fügte hinzu, »glaube ich.«

»Weißt du was, Rachel«, ich senkte die Stimme, »ich erinnere mich auch an verrückte Sachen.«

»Ach, ja?« Einen Moment flackerte etwas Lebendiges in ihren Augen auf.

Ich nutzte diese Energie. »Vielleicht glaube ich dir.«

Sie schüttelte den Kopf, das Lebendige in ihr erlosch genauso schnell, wie es aufgeflackert hatte. »Ich will aufhören, daran zu glauben.«

Sie wollte hier weg, das konnte ich ihr kaum verübeln.

»Er hat mir gesagt, dass ich das tun soll«, fuhr sie fort.

»Er?«

»Der Nette«, sagte sie. »Er kommt manchmal mit den Wärtern. Ich glaube aber nicht, dass er ein Arzt ist.«

»Wie heißt er?«, fragte ich. Es musste mehr geben. Irgendeine Information.

»Das weiß ich nicht.« Sie riss mit den Zähnen ein Stück Brot ab. »Sie nennen ihn ›Hoheit‹.«

Ich erstarrte. Ich hätte schwören können, dass mein Herz aussetzte. June hatte gesagt, sie wüsste nicht, wer ich war, doch es konnte kein Zufall sein, dass dieser Mann diesen Spitznamen hatte.

»Aber es klingt wie ein Scherz. Ich habe ihn gefragt, und er sagte, die alberten ständig herum. Ich weiß nicht, wie er heißt. Er sagt, wenn ich aufhöre, mich an das verrückte Zeug zu erinnern, lassen sie mich gehen«, plapperte sie. Ich wusste nicht, ob sie das Essen oder die Unterhaltung belebte. Ich hingegen fühlte mich erschöpfter und kraftloser denn je.

»Okay«, sagte ich und überlegte, wie ich sie dazu bringen konnte, mir mehr zu erzählen. »Aber wenn wir beide dasselbe verrückte Zeug denken, beweist das vielleicht, dass es nicht verrückt ist. Wir könnten beide auf dieselbe Art hergekommen sein, stimmt's? Das würde bedeuten, dass wir nicht verrückt sind.«

Ich sprach schnell und hoffte, dass sie nicht zu genau darüber nachdachte. Es ergab keinen Sinn, was bedeutete, dass ich entweder wirklich gut darin war, eine psychisch Kranke zu spielen oder allmählich tatsächlich durchdrehte.

»Vermutlich«, sagte sie. Sie zog die Nase kraus, als versuchte sie, meiner Logik zu folgen und käme zu demselben Schluss. Zum Glück schien sie zu meinen, dass an meinem Vorschlag etwas dran war. »Ich war Krankenschwester, glaube ich. Die Ärzte sagen, dieser Teil stimmt. Sie sagen, ich hätte einen Patienten verloren und einen psychischen Zusammenbruch erlitten.«

Sie redete, als würde sie von einem Papier ablesen, nicht als würde sie aus ihrer Erinnerung sprechen. Es war gelogen. Das war auf schmerzliche Weise

offensichtlich. Aber warum wollte man sie davon überzeugen, dass sie den Verstand verloren hatte? Warum hatte man sie überhaupt hergebracht?

»Woran kannst du dich erinnern?«, fragte ich sanft, unsicher, ob sie weiterreden würde.

Sie schaute über meine Schulter in eine Vergangenheit, an die sie sich zwar noch erinnerte, der sie aber nicht mehr traute. »Ich habe einen neuen Job angefangen und musste ziemlich viele Papiere unterschreiben. Die Patientin sei jemand Wichtiges, aber das würde ich erst erfahren, wenn ich ausgebildet wäre.«

»Und?« Als sie fortfuhr und ich zu verstehen begann, was passiert war, öffnete sich ein Loch in meiner Brust.

»Ich bin zur Arbeit gegangen, irgendwo auf einem privaten Anwesen. Das ist alles. Dann bin ich aufgewacht. Irgendetwas muss mit der Patientin passiert sein. Dann muss ich den Zusammenbruch gehabt haben.« Aus irgendeinem Grund schien ihr dieser Gedanke zu gefallen.

Sie hatte bereits begonnen, denen die Geschichte abzunehmen, aber wie lange erzählten sie sie ihr schon? War das das Schicksal, das auch mich erwartete? Nicht der Tod, sondern das langsame Auslöschen von allem, was mich ausmachte – von allem, das ich liebte.

Es heißt, um eine Lüge glaubhaft zu machen, muss sie immer einen wahren Kern enthalten. Und diese geheimnisvolle Patientin? Ich hatte das schreckliche Gefühl, dass das real war.

Zu viele Dinge ergaben auf einmal einen Sinn. Ich sah wieder Rachel an. »Hast du die Patientin nie gesehen?«

Sie hob die mageren Schultern, ließ sie dann wieder sinken und nahm erneut ihre gebeutelte Haltung ein. »Ich erinnere mich nicht.«

»Und das Haus?«, fragte ich verzweifelt. Ich musste es wissen, auch wenn ich nicht wollte. »Erinnerst du dich, wo es war?«

»Ich sollte es nicht sagen«, flüsterte sie. »In den Papieren stand, dass ich es nicht sagen darf.«

Selbst nach all dieser Zeit tat sie ihre Pflicht. Wenn sie nur die Wahrheit begreifen würde, vielleicht würde sie sich dann nicht mehr an diese

Abmachungen gebunden fühlen.

Ich senkte die Stimme und passte mich ihr an. »Es ist wichtig.«

»Es gehörte der königlichen Familie«, sagte sie jetzt so leise, dass ich hoffte, ich bildete es mir nicht nur ein.

Aber das tat ich nicht.

Die königliche Familie. Das Haus gehörte uns – und es gab ein Haus und eine Patientin. Aber warum? Warum eine Krankenschwester unter Drogen setzen? Warum sie wegsperren? Was hatte sie gesehen, das eine so grausame Strafe erforderte?

Es sei denn ...

Ich musste wissen, ob ich verrückt war oder ob ich endlich das Puzzleteil gefunden hatte, von dem ich nicht wusste, dass ich es gesucht hatte. Es gab nur einen Weg, es herauszufinden.

»Rachel, hast du eine Ahnung, wer ich bin?«, fragte ich mit erstickter Stimme.

Sie schüttelte den Kopf und musterte mich einen Moment, als suchte sie nach einem Hinweis. »Sollte ich das?«

»Nein«, sagte ich. Es gab noch eine Frage, die mir alles erklären würde, was ich wissen musste, die allerdings unzählige andere Fragen nach sich zog. Ich fragte dennoch. »Welches Jahr haben wir?«

Sie legte den Kopf schief und sah mich an, als wäre ich die Verrückte.
»2009.«



10

Norris

Er hatte nicht lange gebraucht, um herauszufinden, wo genau er sich befand – das war aber auch die einzige gute Nachricht.

Die Schwester wollte von ihm wissen, wo die Königin sei, was bedeutete, dass sie noch vermisst wurde. Er wusste nicht, wie er diese Information einordnen sollte. Es passte nicht richtig zusammen – der Überfall, das Verhör, die Fesseln –, daher wusste er, dass alles eine Lüge war.

Alexander hatte ihn auf keinen Fall hier festsetzen lassen. Aber so funktionierte das.

So brachen sie die Menschen.

Man hatte ihm beigebracht, Menschen auf diese Weise zu brechen.

Diesen wichtigen Punkt schienen sie nicht im Blick zu haben. Welche Strategie sie auch immer ausprobieren würden, sie wäre ähnlich durchsichtig.

Andererseits, vielleicht war das genau der Punkt, manchmal war Zeitverschwendung nicht mehr als das. Je mehr Zeit er damit zubachte

herauszufinden, was sie vorhatten, desto mehr Zeit blieb ihnen, das Szenario umzusetzen, das sie sich ausgedacht hatten.

Er hatte nicht glauben wollen, dass so etwas passieren könnte. Er hatte sich entschieden, sie und seine Vergangenheit einfach zu ignorieren. Dieser Fehler würde ihn teuer zu stehen kommen. Er konnte nur hoffen, dass nicht auch die, die er am meisten liebte, dafür bezahlen mussten.

Also hatte er gewartet, bis es aussah, als sei er bewusstlos, dann hatte er vorsichtig seinen Herzschlag so weit heruntergefahren, dass es nicht auffiel, als er sich die Finger der rechten Hand brach – und weiterhin vorgab, sediert zu sein.

Jemand hatte vergessen, dass er ausgebildet war, sich den meisten Sedativa zu widersetzen. Vielleicht dachten sie auch, er habe diese Fähigkeit schon lange verlernt. Für diesen Fehler würden *sie* bezahlen.

Es widerstrebte ihm zutiefst, seine führende Hand zu verletzen, insbesondere weil er vorhin bereits die andere ruiniert hatte, aber dies hier war wichtiger.

Er musste hier raus. Er musste Alexander suchen und ihm von seinen Vermutungen erzählen. Es war die einzige Möglichkeit, Clara zu finden. Ihre einzige Chance. Das war er ihnen schuldig, seiner wahren Familie.

Als seine Hand endlich frei war, hielt er inne, um die nächsten Schritte zu überdenken. Sobald er sich von den Kabeln der Überwachungsgeräte abgekoppelt hätte, blieben ihm nur wenige Momente, bis der Alarm losginge. Das bedeutete, dass er bereit sein musste. Er löste die andere Fessel und zog die Decke über die geschundenen Hände, um die Wahrheit zu verbergen. Er durfte nicht handeln. Noch nicht.

Es war eine niederschmetternde Wahrheit, dass man manchmal, auch wenn einem die Zeit davonlief, auf den richtigen Moment warten musste.



||

Alexander

Ich hatte mir geschworen, Oliver Jacobson sofort zu töten, sollte ich ihm jemals als freiem Mann begegnen. Auf dem Weg nach Knightsbridge fragte ich mich jetzt, ob das immer noch eine Option war. Oliver Jacobson könnte sich als wertvolle Quelle erweisen, wenn er sich jemals dazu herabließe, nicht in Rätseln zu sprechen. Während seiner Haft hatte er nichts als vage Drohungen und Andeutungen von sich gegeben, aber er wusste mehr, als er zugab. Das war deutlich geworden, als er in der Zelle saß und sich trotzdem zu dem Anschlag auf das Child Watch Symposium bekannt hatte. Er war nicht daran beteiligt gewesen, dennoch hatte er gewusst, dass der Anschlag stattgefunden hatte. Da ich dafür gesorgt hatte, dass er im Gefängnis nicht mehr erfuhr als das Ergebnis des letzten Arsenal-Spiels, war das überraschend.

Er hatte damals von ihrem Plan gewusst, und ich wagte zu vermuten, dass er auch jetzt wusste, was vor sich ging. Aber Jacobson würde nicht die Seite wechseln.

»Er wird uns nichts verraten«, sagte ich zu meinem Begleiter und sprach meine Gedanken laut aus.

»Überlassen Sie das mir.« Smith hielt den Blick auf die Straße gerichtet, während er um dreiste Touristen und behäbige Taxis herumlenkte.

Ich wusste seine Zuversicht zu schätzen, auch wenn ich sie nicht teilte. »Wenn er reden wollte, hätte er das getan, um aus dem Gefängnis zu kommen.«

»Sehen Sie den Tatsachen ins Auge, Alexander«, murmelte Smith und bremste knapp hinter einem Lkw. »Das hatte er gar nicht nötig. Wer auch immer dahintersteckt – wirklich dahintersteckt – hat ihn rausgeholt. Er hat nichts gesagt, weil er nichts sagen musste.«

»Warum sollte er jetzt reden?«, murrte ich.

»Ich kann sehr überzeugend sein«, versprach Smith finster.

Das bezweifelte ich nicht, aber angesichts meiner Vergangenheit mit Jacobson gab es noch andere Überlegungen. »Ich kann nicht einfach in sein Haus spazieren und ihn zusammenschlagen. Egal, wie gern ich das tun würde.«

»Da sind Sie nicht der Einzige. Glauben Sie mir. Aber es gibt überzeugendere Methoden, einen Mann zu brechen, als körperliche Gewalt.«

»Aber körperliche Gewalt ist am befriedigendsten«, murmelte ich. Jacobson verdiente sie. Er war ein elementarer Teil des Plans, der mit dem Tod meines Vaters geendet hatte. »Er hat mir eine Nachricht geschickt.«

»Ach, ja?« Smith klang überrascht.

Bis jetzt hatte ich niemandem davon erzählt, ich wusste nicht genau, warum. Es hatte wichtigere Dinge gegeben als eine vage Textnachricht. Ich hatte gerade entdeckt, dass meine Frau nicht zu Hause war und war in Panik gewesen.

Mein Albtraum hatte gerade erst angefangen.

»In der Nacht, in der sie verschwunden ist. ›Von innen heraus‹ stand darin.« Ich ballte die Hände zu Fäusten, als ich an jenen schockierenden Moment zurückdachte.

Smith warf mir einen fragenden Blick zu. »Von innen heraus? Was soll das heißen?«

»Das hat er im Gefängnis zu mir gesagt. Er sagte, man würde die königliche Familie von innen heraus zerstören.« Ich hatte damals nicht gewusst, was er meinte, aber Jacobson hatte recht gehabt. Dass man mir Clara entrissen hatte, bedeutete, dass ich alles tun würde, um sie zurückzubekommen. Ich würde gegen jedes Gesetz verstoßen. Ich würde Menschen verletzen, quälen, töten – was immer nötig war, um sie sicher nach Hause zu holen.

Wenn nötig, würde ich die Stadt bis auf die Grundmauern niederbrennen.

»Sie meinen, das bedeutet Claras Entführung?«, fragte Smith.

»Was soll es sonst bedeuten?« Ich beobachtete ihn einen Moment und bemerkte, wie sorgsam er seine Miene unter Kontrolle behielt. Doch den finsternen Ausdruck in seinen Augen konnte er nicht verbergen. Irgendetwas hatte ich bei ihm ausgelöst, hatte die Rädchen in seinem Hirn in Bewegung gesetzt, und was immer er dachte, er war sich nicht sicher, ob er es mir anvertrauen sollte.

»Vielleicht bedeutet es gar nichts«, sagte Smith.

»Ich habe keinen anderen Anhaltspunkt«, gestand ich. Zwei Tage waren vergangen, ein bisschen Klatsch von Londons bestinformiertem Verbrecher würde uns nicht weiterbringen. Wir hatten Theorien. Verrückte Theorien. Aber was ich wollte, war etwas Greifbares – etwas, über das ich nachdenken, an das ich mich halten konnte.

»Ich muss mit Georgia sprechen.« Smith sagte mir nicht die ganze Wahrheit, aber warum?

»Raus mit der Sprache, Sie wissen doch was«, forderte ich ihn auf.

Als wir auf eine Ampel zufuhren, drosselte Smith die Geschwindigkeit des Bugatti, doch obwohl wir hielten, wandte er sich mir nicht zu. »Ich verstehe, dass Sie einen Anhaltspunkt suchen, einen Strohalm, an den Sie sich klammern können, aber ich muss erst mit ihr sprechen. Es geht um etwas, das sie gesagt hat.«

»Ich könnte Ihnen befehlen, es mir zu sagen«, warnte ich ihn. Und ich würde es tun. Ganz gleich, was für eine Allianz wir gebildet hatten, egal, wie sehr ich Smith Price zu schätzen begonnen hatte, ich würde tun, was immer nötig war, um Antworten zu bekommen.

Smith grinste und zog eine Augenbraue nach oben. »Befehlen?«

»Ich bin der König.« Ich kam mir wie ein Idiot vor, diese Karte zu spielen, aber zu irgendwas musste der Titel doch gut sein.

»Nicht meiner. Ich bin Schotte. Die Wurzeln meiner Familie gehen auf die Revolution der Jakobiter zurück«, informierte er mich. Auf seinem Gesicht erschien ein leichtes Grinsen, als habe er sich soeben einen lange gehegten Wunsch erfüllt.

»Haben Sie schon lange darauf gewartet, mir das mal zu sagen?«, fragte ich.

»Nein, aber ich stelle mir vor, dass meine Vorfahren stolz auf mich wären.« Die Ampel sprang um, und er fuhr weiter, in die exklusive Gegend, in der Oliver Jacobson, angeblich ein Mann des Volkes, wohnte. »Hören Sie, ich enthalte Ihnen diese Information nicht zum Spaß vor«, sagte er versöhnlich. »Das müssen Sie mir glauben. Wir haben keine Zeit für Ärger.«

Da konnte ich ihm nicht widersprechen. Uns lief die Zeit davon. Der Geburtstermin war in einigen Wochen, aber im Grunde konnte das Baby jederzeit kommen. Es machte mich verrückt, dass ich nicht wusste, wo sie war oder was mit ihr passierte. Doch das war nicht das Wichtigste. Claras Aufgabe war es, das Baby zu schützen, und ich wusste, das würde sie tun. Meine Aufgabe war es, mich um sie zu kümmern, sie zu schützen, sie zu unterstützen – und sie brauchte mich mehr denn je. »Ich kann nur hoffen, dass Norris bei ihr ist.«

Das war eine leere Hoffnung. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass irgendjemand Norris lebendig entführt haben konnte, auch wenn ich es mir wünschte, weil die Alternative unerträglich war.

»Haben Sie überhaupt erwogen – ernsthaft erwogen –, dass Norris nicht ...«

»Ich vertraue Norris voll und ganz, insbesondere was meine Frau angeht«, unterbrach ich ihn, weil ich wusste, worauf er hinauswollte.

»Es gibt eine Menge, das Sie nicht über Norris wissen«, stellte Smith klar.

Ich konnte verstehen, warum er so empfand. Aus zuverlässiger Quelle wusste ich, dass sein eigener Mann ihn vor ein paar Jahren an Hammond verraten hatte. Aber das war etwas anderes. Norris war anders.

»Er ist meine Familie, und auch wenn wir ein verkorkster Haufen sein

mögen, wir passen aufeinander auf. Das müssen wir«, sagte ich, und meine Stimme vibrierte vor unterdrückter Wut. Norris zu verdächtigen war Zeitverschwendung. Vielleicht hatte Smith nie echte Loyalität erlebt.

Smith fuhr vor einer Häuserreihe in eine leere Parklücke und schwieg. Selbst wenn er mehr zu dem Thema zu sagen hatte, verkniff er sich jedes weitere Wort. Das war gut, denn ich wollte nichts hören.

»Haben Sie Ihr Gefolge mitgebracht?«, fragte Smith, den Blick auf den Rückspiegel geheftet.

Ich fuhr in meinem Sitz herum und entdeckte zwei schwarze Aston Martins hinter uns. Einer glitt in eine leere Parklücke, der andere hielt neben dem Beifahrerfenster.

»Nein«, sagte ich leise. Das waren nicht unsere Männer, aber wir erkannten beide ein Sicherheitsteam, wenn wir es sahen.

Es war logisch, dass Jacobson seine Security verstärkt hatte. Die öffentliche Reaktion bezüglich seiner mutmaßlichen Beteiligung an dem Attentat auf meinen Vater war gemischt. Einige Leute glaubten es sowieso nicht, für andere war Politik ein schmutziges Geschäft, da kam so etwas eben vor. Doch eine ziemlich große Gruppe hielt ihn für einen Verräter. Darunter ich. Selbst jene, die keine Anhänger der Monarchie waren, waren entsetzt über die Anschuldigungen. Ganz gleich, ob man ein Anhänger des Königs war oder nicht, fast jeder war ein Anhänger des Landes – und der Angriff hatte sich gegen alles gerichtet, wofür das britische Königreich stand.

Die anfängliche Empörung des Parlaments über die Festnahme und Inhaftierung hatte nachgelassen, sobald die Angelegenheit eine Sache der öffentlichen Meinung geworden war.

»Soll ich mich darum kümmern?«

Bei Smiths Frage blinzelte ich. Ich brauchte einen Moment, um die Dinge mit seinen Augen zu sehen. Er war, wenn auch widerwillig, in die Rolle des Leibwächters geschlüpft. Normalerweise hätte sich Norris um die Sache gekümmert. Es war ein Teil unserer stillschweigenden Übereinkunft. Auf der anderen Seite waren Smith und ich nicht gerade Freunde, und ich nicht wirklich sein Arbeitgeber. Unsere Beziehung war ganz anderer Natur, er

gehörte jetzt in die Abteilung verkorkste Familie, die ich gerade noch verteidigt hatte.

Das hieß nicht, dass er die Dinge für mich klären musste.

»Das können wir genauso gut zusammen machen«, murmelte ich und öffnete meine Wagentür, ehe er protestieren konnte, doch Smith blieb sitzen.

Stattdessen warf er mir eine Fliegerbrille zu. »Eine kleine Tarnung, falls wir Neugierige angezogen haben.«

Er respektierte meine Entscheidung auf eine Weise, wie es die meisten in meinem Team nicht taten, allerdings würde er wohl kaum eine Kugel für mich in Kauf nehmen – meiner Meinung nach ein perfekter Ausgleich.

Ich stieg aus dem Bugatti und setzte die Sonnenbrille auf. Mit dem Dreitagebart, der mir aufgrund derzeit mangelnden Interesses an Körperpflege gewachsen war, in T-Shirt und Jeans sah ich nicht sehr nach mir aus. Andererseits hatten Journalisten ein gutes Gedächtnis. Noch vor ein paar Jahren hatte ich oft so ausgesehen. Als ich Clara kennengelernt hatte, als wir in unsere Wohnung in Notting Hill gezogen waren und eine Zukunft unmöglich erschien. Seither hatte sich viel verändert.

Aus jedem Wagen stieg ein Mann, doch alle ließen den Motor laufen. Derjenige, der mir am nächsten stand, neigte den Kopf. »Majestät.«

Jacobson mochte mich nicht respektieren, seine Männer schon.

»Sie können ihm sagen, dass wir da sind. Ich bin unbewaffnet.« Trotz meines Gesprächs mit Smith hatte ich mir noch keine Waffe besorgt. Er hatte recht. Es war nötig. Fürs Erste sagte ich jedoch die Wahrheit. Ich schob die Hände in die Hosentaschen und wartete.

Der Mann blickte zu der Reihe weißer Häuser hinter uns. »Wir arbeiten nicht für Jacobson.«

»Dann gibt es nichts zu besprechen«, sagte Smith und trat neben mich. Im Gegensatz zu mir hatte er Zeit gefunden, sich zu rasieren und einen Anzug anzuziehen. Er sah ganz wie der Anwalt aus, als der er arbeitete. Ich fragte mich, ob er das mit Absicht getan hatte. In gewisser Weise war das seine Verkleidung, er verbarg seine verwegene Seite unter einem anständigen Äußeren.

»Unsere Auftraggeber möchten, dass Sie sich noch einmal überlegen, ob Sie mit Jacobson sprechen«, fuhr der Mann fort.

»Sie können sich vorstellen, dass ich nicht gut auf Befehle reagiere.« Das brachte das Dasein als König so mit sich. Man schätzte es nicht, wenn einem gesagt wurde, was man zu tun hatte.

»Betrachten Sie es als eine Bitte unter Freunden.«

Smith und ich sahen uns an und dachten über die sogenannte Bitte nach. Es gab nicht viele Menschen, die den Mut hatten, sich um Männer unseres Kalibers zu scharen und uns um »einen Gefallen« zu bitten. Allein diese Tatsache war eine Überlegung wert. Ein anderes Mal hätte das vielleicht genügt, doch ich wollte denen, die meine Frau entführt hatten, keine Sekunde mehr gönnen, in der ich nicht wusste, wo sie war.

»Es tut mir leid, meine Herren, dies ist eine Angelegenheit der nationalen Sicherheit«, sagte ich ruhig und trat einen Schritt von dem Auto zurück. Erst da merkte ich, dass noch ein Mann um uns herumgekommen war und auf dem Bürgersteig wartete.

»Diese hier auch«, versicherte uns der Mann. »Sie werden bei Oliver Jacobson nicht die Antworten finden, die Sie suchen. Er wurde wirksam isoliert.«

Ich holte lautstark Luft, als ich spürte, wie diese Tür zuging. Es war immer ziemlich aussichtslos gewesen, Jacobson zum Sprechen zu bringen, aber es war unsere verheißungsvollste Option. Wir wussten, dass er beteiligt war, auch wenn nicht klar war, wie viel er tatsächlich von dem Plan wusste. Wenn diese Menschen ihn von denen, die an Claras Verschwinden beteiligt waren, isoliert hatten, würden sie dafür bezahlen. »Auf wessen Anweisung hin?«

Ich wollte wissen, warum das so grandios schiefgelaufen war. Als Jacobson auf freien Fuß gesetzt worden war, hatten wir genauestens auf Hinweise geachtet, dass er mit anderen in Kontakt stand, hatten jedoch nichts entdecken können. Ich hatte gedacht, er würde den Unschuldigen nur spielen. Nachdem ich nun die Wahrheit kannte, begriff ich, dass jemand die Situation manipuliert hatte.

»Sie haben keinen Namen, aber es sind Freunde. Fürs Erste«, fügte er

geheimnisvoll hinzu.

Das brachte Licht ins Dunkel. Es gab nur eine Gruppe, die von dieser Situation wusste und es wagte, sich einzumischen. Ich hatte es gemieden, sie um Hilfe zu bitten.

Smith erstarrte neben mir, das einzige Zeichen, dass irgendeine der Äußerungen ihn erreichte.

»Wenn Sie so freundlich wären, uns zu folgen, man möchte gern mit Ihnen sprechen.« Er wartete nicht auf eine Antwort, stattdessen ging er um die schwarze Limousine herum und ließ sich hineingleiten.

Wir beobachteten, wie die anderen es ihm gleichtaten. Sie hatten uns für einen Moment eingekeilt, aber das hieß nicht, dass einer von uns ihnen blind folgen würde.

»Das könnte eine Falle sein«, sagte Smith sofort.

»Ich weiß.« Ich strich mir mit einer Hand durchs Haar und fragte mich, wie ich mit den ganzen Informationen umgehen sollte, die während des Wortwechsels unausgesprochen geblieben waren. »Es ist der Geisterrat.«

»Das scheint offensichtlich zu sein, aber ...« Er verstummte, und ich wusste, was er sagen würde.

Zu offensichtlich? Wer auch immer hinter Claras Verschwinden steckte, wusste vom Geisterrat, der Schattengruppe, die entschied, wann ein Monarch abgesetzt werden musste. Sie wussten, dass jeder König sie fürchtete. Aber ich war nicht irgendein König, und ich hatte nichts mehr zu verlieren.

»Ob das ein Trick ist oder nicht, auf jeden Fall führen sie uns zu den Antworten«, widersprach ich. Möglicherweise dorthin, wo Clara gefangen gehalten wird.

»Oder die jagen Ihnen eine Kugel ins Hirn«, sagte Smith kopfschüttelnd. »Das ist ein Risiko. Warum sollte der Rat etwas mit Jacobson zu tun haben? Oder überhaupt mit der Angelegenheit?«

Gegen meinen Willen musste ich grinsen. Das verstand ich problemlos. »Es geht um ihr Ego. Jemand ist in ihr Gebiet eingedrungen. Wer auch immer meinen Vater getötet hat, hat eine Grenze übertreten.«

Smith sah zur Nummer 414. Das Gebäude, das Jacobson als Zuhause

bezeichnete, wirkte harmlos und fügte sich in die Umgebung ein, genau wie er, wenn es auch etwas zu nobel für einen Mann war, der auf die Aristokratie schimpfte. »Er ist nicht der Mann, hinter dem wir her sind.«

Diese Erkenntnis schmerzte. Wir hatten beide unsere Gründe, Jacobson tot sehen zu wollen. Er hatte unsere Familien bedroht, er hatte im Hintergrund die Fäden gezogen und Leben zerstört. Spielte es eine Rolle, ob er der Verantwortliche war? Er hatte unseren Lieben Leid angetan. Er hatte versucht, uns unsere Frauen zu nehmen. »Er verdient es nicht zu leben.«

»Er verdient es aber auch nicht, durch die Hand eines Königs zu sterben. Er würde denken, er habe recht gehabt. Er soll lieber hier unbeachtet vergammeln«, sagte Smith mit hohler Stimme. »Soll er doch verrotten, bis jeder ihn als das sieht, was er wirklich ist.«

»Und die?«, fragte ich und deutete mit dem Kopf auf die wartenden Wagen um uns.

»Vielleicht haben die Antworten«, sagte er.

Wir beide wussten, dass sie vielleicht keine hatten. Die Chance war alles, was zählte. Uns lief die Zeit davon. Ich fasste nach dem Türgriff und nickte. »Wenn sie Antworten haben, ist es das Risiko wert.«

»Und wenn nicht?«, rief Smith auf dem Weg zum Fahrersitz.

Ich antwortete nicht. Mit jeder zugeschlagenen Tür und jeder Sackgasse fühlte ich mich weiter von Clara entfernt. Sie war mein Licht. Vielleicht suchte ich verzweifelt nach einer neuen Hoffnungsquelle, aus der ich schöpfen konnte, aber ich war in einem Labyrinth gefangen, und mit jedem falschen Schritt lernte ich etwas dazu. Irgendwann würde der Weg deutlich vor mir liegen. Daran musste ich glauben.

Mir blieb nichts anderes übrig.

Es war nicht überraschend, dass man uns zum White's führte, aber es löste die Spannung im Wagen. Dort hatten wir den Rat auch das letzte Mal getroffen, Smith war dabei gewesen. Bei dem Gedanken, dass Norris ebenfalls an meiner Seite gewesen war, spürte ich eine plötzliche Leere. Ich wünschte, er wäre jetzt hier und würde mich führen. Denn auch wenn alles darauf hindeutete, dass

dieses Treffen legitim war, konnte ich nicht darüber hinwegsehen, dass diese Gruppe gerade die Macht über mein Leben und meinen Tod zu haben schien.

Smith warf dem Parkservice einen Furcht einflößenden Blick zu, als dieser die Hand für die Schlüssel aufhielt. »Der ist mehr wert als dein Leben.«

Der junge Mann bekam große Augen und nickte.

»Sie wissen mit Menschen umzugehen«, murmelte ich auf dem Weg hinein. Ich hatte sicherheitshalber die Sonnenbrille aufgelassen. Mein Bruder hatte gerade den Tod unserer Großmutter bekannt gegeben und dass meine Frau Bettruhe halten müsse. Ich wusste nicht, was es für einen Eindruck machte, wenn man mich in einen Club gehen sah.

»Er hat Sie gar nicht beachtet«, sagte Smith, als wir auf den Pfortner warteten. »Gern geschehen.«

Ich schnaubte und glaubte nicht ganz, dass sein kleiner Auftritt etwas mit mir zu tun hatte, ihm ging es allein um den millionenschweren Wagen, den er gerade irgendeinem Greenhorn anvertraut hatte.

Kaum waren wir im Haus, konnten wir uns beide entspannen. Ein bisschen zumindest. Das White's war bekanntermaßen ein elitärer Club, was bedeutete, dass niemand hier seine Mitgliedschaft für ein bisschen Tratsch riskierte. Der Portier am Empfang erkannte mich von unserer letzten verheerenden Begegnung und winkte uns kommentarlos durch.

»Ich dachte, diesmal würde man mindestens eine Blutprobe verlangen«, bemerkte Smith trocken, als wir die Treppe hinaufstiegen. »Waren Sie in Ihrer Jugend oft hier?«

»Mein Vater schickte direkt nach meiner Geburt jemanden her und ließ mich als Mitglied eintragen«, erklärte ich. »Ich bin mir sicher, dass er diese Entscheidung bereut hat, denn er hat mich nicht ein einziges Mal gebeten, ihn zu begleiten, und ich bin nicht ein einziges Mal von allein hergekommen. Ist nicht mein Laden.«

Smiths Lippen zuckten. Wir wussten beide, dass in den »Läden«, die ich früher bevorzugt hatte, eine ziemlich andere Atmosphäre herrschte. »Es erinnert mich an die *Bibliothek*.«

»Was für eine Bibliothek?«, fragte ich.

»Ist ziemlich ähnlich, nur mit mehr Peitschen«, erklärte er leise. »Sehr diskret. Sollten Sie jemals ...«

»Ich bin ein verheirateter Mann«, sagte ich, und das würde ich für den Rest meines Lebens bleiben. Sobald ich Clara wieder in den Armen hielt, brauchte ich nichts anderes. »Clara ist alles, was ich will.«

»Sie wäre willkommen«, versicherte er mir. Er vertiefte das Thema nicht weiter. Vielleicht spürte er, dass ein Gespräch über meine Frau mich aufwühlte, und wollte mich nicht noch zusätzlich an ihre Abwesenheit erinnern.

Der Zigarrenclub war leer, bis auf die Männer, die glaubten, mein Schicksal in der Hand zu haben – der Geisterrat. Das letzte Mal, als wir ihnen begegnet waren, war der Premierminister dabei gewesen. Heute nicht, doch auf seinem Platz saß eine mir nur zu bekannte Person.



12

Clara

Ihre Miene sagte mir, was ich wissen musste. Nachdem der Arzt mich wegen meines Zustands gewarnt hatte, hatte June pflichtgemäß alle paar Stunden meinen Blutdruck überprüft. Ich fragte sie nie, wie er ausfiel. Manchmal lächelte sie vor sich hin, bei anderen Malen runzelte sie die Stirn. Jetzt wirkte sie äußerst angespannt.

Etwas stimmte nicht.

Und diesmal konnte ich nicht den Mund halten.

»Ist alles in Ordnung mit dem Baby?«, fragte ich, als meine Nervosität die Oberhand gewann. Ich rieb mir über den Bauch, um den kleinen Jungen dazu zu bringen, noch ein bisschen durchzuhalten. Zumindest bis Mami einen Plan hatte.

»Alles gut.« Ihre Augen sagten jedoch etwas anderes, und sie wich meinem Blick aus. »Der Arzt ist nur vorsichtig.«

Ich hätte ihr ohnehin nicht geglaubt.

Rachel, die seit unserem intimen Gespräch mein Schatten geworden war, drückte sich hinter uns in eine Ecke, während June mich untersuchte. Rachel war nah genug, um alles zu verfolgen, was vor sich ging, und weit genug weg, um nicht angeschrien zu werden. Sie hatte ihre Lektion gelernt, als sie June früher am Tag etwas gefragt hatte und diese ihr daraufhin fast den Kopf abgerissen hätte. Da hatte ich eine andere Seite von June kennengelernt. Vielleicht die Krankenschwester, die die Lügen glaubte, die man ihr erzählte. Vielleicht war sie auch eine wirklich gute Schauspielerin.

»Wie fühlen Sie sich? Bekommen Sie genug zu essen?«, fragte June und machte jetzt wieder auf milde Krankenschwester – als hätte sie einen Schalter umgelegt.

Unter anderen Umständen wäre das vielleicht tröstend gewesen. »Spielt das eine Rolle?«

»Wir müssen auf die Gesundheit des Babys achten«, schalt June, und ihre Stimme bekam einen harten Klang.

Natürlich mussten wir das. Am liebsten hätte ich ihr gesagt, dass ich das sehr gut gemacht hatte, bis man mich von zu Hause und von meinem Ehemann fortgerissen hatte. Aber ich wusste, dass sie mir den Arm tätscheln und mir erzählen würde, dass alles gut werde. Sollte sie ruhig weiter versuchen, mich davon zu überzeugen, dass ich verrückt war. Ich kannte die Wahrheit.

Aber war ich die Einzige? Hatte es sich bereits herumgesprochen? Suchte Alexander noch nach mir? Wusste der Rest der Welt davon?

Je mehr Zeit ich mit June verbrachte, desto mehr vermutete ich, dass sie genau wusste, was sie tat. Wie konnte sie so etwas nur tun? Wenn sie nicht unter einem Felsen oder in diesem Drecksloch von einem Bunker lebte, wusste sie genau, wer ich war. Sollte sie doch lieb tun und den ganzen Tag lang die unschuldige Schwester spielen, ich würde mitspielen ... und auf eine Gelegenheit warten, diese Schlange unter meinem Absatz zu zerquetschen.

»Wann wird das Baby geholt?«, fragte ich. Ich wusste bereits, dass wir nicht warten würden, bis ich Wehen bekam. Mein Arzt hatte die Ankunft des Babys unter Kontrolle haben wollen, Dr. Rolland würde dasselbe tun. Aber während Dr. Ball bis kurz vor dem Geburtstermin gewartet hätte, hatte ich den

Eindruck, dass man mich hier bereits für die Geburt vorbereitete.

»Wahrscheinlich sehr bald. Idealerweise warten wir bei einem Jungen, bis die Lungen entwickelt sind, aber Ihr Blutdruck erscheint mir problematisch«, gab sie zu.

Mehr verriet sie nicht. Ich packte ein Kissen und zwang mich, ruhig zu bleiben. Hier ging es um meinen Blutdruck, und vielleicht hatte ich darüber eine gewisse Kontrolle. Es schien unwahrscheinlich angesichts der Umstände, aber ich würde es versuchen. Das war alles, was ich tun konnte, bis ich endlich die Chance bekam zu fliehen.

Junes Blick wurde milder, fälschlicherweise deutete sie mein Schweigen als Angst. »Keine Sorge. Ein Freund wird Sie besuchen.«

»Ein Freund?«, wiederholte ich und hoffte, ich hätte mich verhört, und sie würde mich gleich korrigieren.

Doch das tat sie nicht. »Bevor das Baby kommt. Um nach Ihnen zu sehen.«

Galle stieg mir die Kehle hoch, und ich zwang sie wieder herunter. Ich würde keine Schwäche zeigen. Nicht vor ihr. Nicht vor denen. »*Mein* Freund?«

»Das nehme ich an.« Sie lächelte warm und sammelte die Blutdruckmanschette und ihr Stethoskop ein.

Während sie im Zimmer umhereilte und Rachel genervte Blicke zuwarf, wuchs die Angst in mir. Würden sie noch jemanden entführen? Jemanden herbringen, um mich zu beruhigen? Warum die Mühe? Warum taten sie so menschlich, wenn sie das gar nicht waren?

Die andere Möglichkeit konnte ich gar nicht denken.

Kein Freund von mir war in diese Angelegenheit verstrickt.

Niemand, den ich kannte oder liebte, könnte Alexander oder mir so etwas antun.

Doch schon während ich mir das sagte, wusste ich, dass es nicht stimmte. Diese Leute würden nicht den Ärger auf sich nehmen, Belle oder Edward zu entführen, nur damit ich Gesellschaft hatte. Rachel, die in meinem Zimmer herumlungerte, musste genügen.

Und ich wusste noch etwas: Wer auch immer kam, war kein Freund von mir.

»Ich werde heute Abend wieder nach Ihnen sehen«, erklärte June, »ich muss die Daten dem Arzt bringen.«

Nachdem sie gegangen war, spähte Rachel aus der Dunkelheit, ihr Gesicht wirkte ähnlich finster.

»So schlimm?«, keuchte ich. Rachel war Krankenschwester gewesen. Sie hatte auf alles geachtet, was June getan hatte, und erklärte mir, was sie konnte. Ihrer Miene nach zu urteilen, lief uns die Zeit davon.

Sie nickte langsam. »Dein Blutdruck ist ziemlich hoch. Die müssen das Baby holen.«

Ich wollte fragen, warum. Ich wollte wissen, warum es für einen von uns schlimmer war, wenn ich schwanger blieb. Solange das Baby in mir war, war es sicherer als jemals in ihren Händen. Doch das verstand sie nicht, das konnte sie nicht verstehen. Für sie waren wir zwei Verrückte, die zu unserem eigenen Besten eingesperrt waren. Sie vertraute denen.

Dennoch wusste sie mehr als ich. »Was passiert, wenn ich ihn jetzt nicht bekomme?«

»Du könntest sterben«, sagte sie und sah dabei aus wie ein Kind bei der Aussicht, sein neues Spielzeug zu verlieren.

Einerseits wollte ich sie trösten – sie anlügen und ihr sagen, alles werde gut. Andererseits hatte ich nichts mehr zu geben, denn es schien mir, als würde ich so oder so sterben.

»Wie schön, dass ein Freund zu Besuch kommt.« In dem vergeblichen Bemühen, mich aufzuheitern, wechselte Rachel das Thema.

»Ja«, antwortete ich knapp, weil ich ihre Illusionen nicht gänzlich zerstören wollte. Bei unserem ersten Gespräch hatte ich mich stark zusammengerissen, als sie mir erzählte, in welchem Jahr wir uns befanden. Ich hatte überlegt, ihr die Wahrheit zu sagen – dass zehn Jahre vergangen waren –, aber wie konnte ich? Und würde sie mir überhaupt glauben?

Es würde zu nichts Gutem führen. Vielleicht würde es sie an den Rand des Wahnsinns treiben, an dem sie ständig zu taumeln schien. Ich bezweifelte, dass Rachel verrückt gewesen war, als sie herkam, aber an diesem Ort? Wie konnte irgendjemand hier überleben, ohne den Verstand zu verlieren?

Dennoch, sie war meine einzige Verbündete, und ich würde unsere neue Freundschaft nutzen, wenn ich musste.

»Rachel«, sagte ich, »könntest du mir ins Bad helfen?«

Ich musste irgendwo mit ihr sprechen, wo keine Kameras waren. Mir war klar, dass man uns jetzt beobachtete und wenn ich sie für mich gewinnen wollte, durfte ich das nicht hier tun.

Ich würde nicht aufgeben. Alexander suchte nach mir, er würde die Welt für mich niederbrennen. Ich war es ihm schuldig, mit aller Kraft zu kämpfen, die mir noch blieb.

Ich war es unserem Kind schuldig.

Rachel half mir den Flur hinunter, doch als wir die Tür erreichten, bedeutete ich ihr, mir hinein zu folgen.

Das würde verdächtig wirken, aber ich konnte lügen und behaupten, mir sei schwindelig gewesen und ich habe Unterstützung gebraucht. Ich benötigte nur ein paar Minuten. Ich musste versuchen, sie zu überzeugen, und nicht nur um meinetwillen, sondern auch um ihretwillen. Man hatte sie ihres Lebens beraubt, und sie verdiente es, das zu erfahren.

»Ich muss mit dir reden«, sagte ich eilig. Ich hatte keinen Zweifel, dass bald jemand kam, um nachzusehen, was wir hier trieben. Irgendjemand kam immer vorbei, um in unsere Zimmer zu spähen und den Korridor zu überprüfen. Wer auch immer die Kameras überwachte, hatte uns zusammen ins Bad gehen sehen.

»Okay«, sagte sie und wirkte ängstlich. Sie hatte ihnen die Lüge abgenommen, die sie ihr so gut verkauft hatten, und merkte immer noch nicht, dass sie eine Gefangene war, keine Patientin. Diese Lüge bewirkte, dass sie mehr Angst vor mir hatte als vor denen – damit hielten sie sie bei der Stange.

Mein Versuch, sie um Hilfe zu bitten, war riskant. Doch mir gingen die Optionen aus. Wenn sie mit dem Blutdruck recht hatte, würde es nicht mehr lange dauern. Sobald man mich in den OP brachte – wusste ich nicht, ob ich wieder aufwachen würde.

»Ich muss hier raus«, erklärte ich ihr. »Das Baby braucht eine besondere

ärztliche Versorgung.«

»Die werden sich um das Baby kümmern.« Sie verlagerte ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen und beobachtete die Tür. Fast erwartete ich, dass sie darauf zustürzte. Es war offensichtlich, dass sie sich mit mir allein nicht wohlfühlte.

»Die lügen dich an, Rachel. Du musst die Wahrheit erfahren. Du darfst denen nicht trauen.« Wie konnte ich sie davon überzeugen? Alles, was ich sagte, wurde mit Argwohn aufgenommen. Sie glaubte, dass ich verrückt war.

Und was konnte ich tun? Ihr die Wahrheit sagen? Dass zehn Jahre vergangen waren, seit man sie hergebracht hatte? Dass ich keine Ahnung hatte, warum man ihr das angetan hatte? Warum sie zum Ziel geworden war? Es klang verrückt, weil es das war. Alles hier war verrückt.

Nein, ich konnte es ihr nicht sagen. Sie war zu zerbrechlich. Ich musste eine andere Taktik wählen.

»Bitte. Mein Mann und meine Tochter brauchen mich«, flehte ich.

»Du hast noch ein Kind?« Das erregte ihre Aufmerksamkeit.

»Ein kleines Mädchen. Elizabeth.« Ich nickte und sehnte mich danach, sie im Arm zu halten.

»Sie muss dich vermissen«, sagte Rachel leise.

Endlich drang ich zu ihr durch. Dennoch, was ich als Nächstes sagen würde, war ein großes Risiko. »Du hast meinen Mann kennengelernt. Nur kurz. An dem Tag, als du an dem fremden Ort aufgewacht bist. Ich war da und er auch. Er ist gekommen, um mit dir zu sprechen, weißt du noch? Du hast ihn nach deiner Familie gefragt, und er hat dir erzählt, dass ich seine Frau bin.«

Heftige Verwirrung trat in ihre dunklen Augen. Sie erinnerte sich. Das Problem war, dass sie sich anscheinend nicht erinnern *wollte*.

»Warum sollte er dich hier einsperren lassen?«, fragte sie.

»Er weiß nicht, wo ich bin«, sagte ich außer mir. Im Flur hörte ich eine schwere Tür schlagen, dann Schritte auf dem Beton. Die Zeit war um, und ich hatte Rachel nicht überzeugt. »Bitte. Wenn du weißt, wie man hier rauskommt, sag es mir. Ich muss ihn finden.«

Rachel blickte von mir zur Tür, dann hob sie einen Finger an die Lippen

und nickte.

»Danke.« Am liebsten hätte ich geweint. Stattdessen drehte ich mich um, um mir die Hände zu waschen. Wer auch immer kam, um nach uns zu sehen, musste von meiner Lüge überzeugt werden.

Rachel öffnete die Tür einen Spaltbreit und linste hinaus. Als sie den Kopf wieder zurückzog und breit lächelte, richteten sich die Härchen auf meinen Armen auf. »Er ist gekommen!«

»Wer ist es?« Mein Herz setzte aus.

»Der Nette. Der, den sie Hoheit nennen. Ich habe dir von ihm erzählt«, erinnerte sie mich.

Sie wartete und wollte offensichtlich ein Zeichen von mir. Aber ich wusste nicht, was ich tun sollte. Auf der anderen Seite der Tür stand jemand, den ich nicht sehen wollte. Ich hatte keinen Zweifel, dass es sich um den Freund handelte, von dem June gesprochen hatte. Ich hatte gedacht, mir bliebe noch etwas mehr Zeit, aber anscheinend lief die Uhr ab.

Ich erinnerte mich an etwas, das Norris einmal gesagt hatte – die Liebe richtet sich nicht nach der Uhr.

Vermutlich stimmte das. Wenn ich starb, würde Alexanders und meine Liebe bleiben. Aber nur er würde sie fühlen. Unsere Tochter würde von ihm wieder und wieder hören, wie sehr ich sie geliebt hatte, würde es aber niemals spüren.

In diesem Moment lief meinem Herzen, meinem Körper, meinem Leben die Zeit ab, und ich vermutete, dass die Person auf der anderen Seite der Tür wusste, wann diese Uhr stehen bleiben würde.

Ich brauchte alle Kraft, um diese Tür zu öffnen und der Person gegenüberzutreten, die mich verraten hatte. Ich war mir nicht sicher, was ich erwarten sollte, und als ich die Tür schließlich öffnete, stand ich vor dem Wolf in der Verkleidung des Freundes, der uns alle verraten hatte.



13

Alexander

Ich starrte meinen Onkel an und wartete auf eine Erklärung. Er gehörte nicht hierher, zu jenen, die sich zu meinem Gewissen ernannt hatten. Nicht zu diesen Männern, die seit Jahrzehnten dem Parlament dienten. Er war keiner von ihnen, und jetzt wusste ich, er war auch keiner von uns.

Als niemand etwas sagte, verlor ich schließlich die Beherrschung. »Was machst du hier?«

»Das werde ich dir gern erklären, wenn du dich setzt«, sagte er fröhlich, was nicht ganz zu seinem schwarzen Anzug passte.

Er trauerte.

Das war mir egal.

Mein Onkel Henry war mir ein Dorn im Auge, seit er mit meiner Großmutter zurückgekommen war, um diese verdammten Königsspiele wieder aufleben zu lassen. Seither ging alles drunter und drüber. Ich hatte die Wahrheit über Anderson Stone nicht länger geheim halten können. Clara hatte

sich zu sehr für die Spiele interessiert. Und dann war meine Frau rätselhafterweise am Bett meiner lange tot geglaubten Schwester aufgetaucht. All diese Probleme hingen mit Henrys Ankunft zusammen.

Anscheinend gefiel es ihm, im Zentrum jedweden neuen Familienskandals zu stehen.

»Warum hindert man mich, einen bekannten Verbrecher aufzusuchen?«, fragte ich.

Smith nahm Platz und überließ die Auseinandersetzung gern mir.

»Wir haben Ihnen Ärger erspart«, informierte mich Clark, ein Mitglied des Oberhauses, dessen Ruf fast so legendär war wie seine weißen Augenbrauen. »Wir haben zu diesem Treffen die relevanten Teilnehmer eingeladen.«

Eine Person fehlte heute, beim ersten Treffen mit dem berüchtigten Rat war der Premierminister dabei gewesen. Dass er für den heutigen Termin nicht wichtig genug war, sagte etwas über die Macht dieses Gremiums aus, aber es war offen, ob diese in meiner Situation von Nutzen sein würde.

»Warum ist er hier?«, fragte ich. Ich hatte nichts gegen meinen Onkel, aber seine Gegenwart war beunruhigend. Bis vor wenigen Stunden hatten wir Claras Entführung geheim gehalten. Jetzt erfuhren immer mehr Leute davon, denen ich nicht vertraute. »Ich habe zugestimmt, mich mit Ihnen zu treffen, von ihm war nie die Rede!«

»Wir pflegen hier Besprechungen abzuhalten, nicht jedoch uns anzuschreien.« Byrd gehörte zu den ältesten Mitgliedern des Parlaments und war derjenige der anwesenden Männer, der vermutlich am ehesten tatsächlich bald zum Geist wurde. Er hatte keine Zeit mehr für Unwichtiges, und eventuell noch nicht einmal für den König, wie es aussah.

Ich wartete einen Moment und war noch immer verstimmt über Henrys Anwesenheit. Das gefiel mir nicht. Die Situation wies alle Merkmale einer Falle auf. Hatte sich Henry bei ihnen angebiedert oder hatten sie seine Mitgliedschaft geheim gehalten?

»Alexander, ich bin nicht dein Feind«, sagte Henry, als hätte er meine Gedanken gelesen.

Ja, aber er war auch nicht gerade mein Verbündeter. Nicht, wenn er hier bei

diesen Männern saß, die darüber urteilten, ob es mir zustand, die Krone zu tragen oder nicht. Da er zur Familie gehörte, hätte ich erwartet, dass er auf meiner Seite stand, doch stattdessen stand er auf ihrer.

»Was bist du dann?« Ich ließ mich in einen Sessel fallen, wobei ich ihn nicht aus den Augen ließ.

»Er ist der dunkle Prinz«, informierte mich Clark.

»Der *was?*«, fragte Smith an meiner Stelle.

»Der Rat vertraut auf ein Mitglied der königlichen Familie, das ihn mit zuverlässigen Informationen über die geistige Gesundheit des Königs versorgt. Henry macht das seit Jahrzehnten. Er war unsere Verbindung zu Albert. Jetzt ist er unsere Verbindung zu Ihnen.«

Darum war er so plötzlich nach London zurückgekehrt. Ich hatte Leben in die Bude gebracht, ich hatte die Rechte des Parlaments in Bezug auf meine Befugnisse als König hinterfragt. Ich hatte den Segen zur Hochzeit meines Bruders gegeben. Der Rat musste besorgt gewesen sein, was mein nächster brisanter Schritt sein würde.

»Du bist ein Spion«, warf ich ihm vor.

»Ich gebe nie Informationen weiter, nur meine persönliche Einschätzung«, sagte Henry und spielte mit den Manschetten seines Jacketts. Es war eine Geste der Nervosität, unter der auch mein Vater gelitten hatte.

Er fühlte sich unwohl, aber warum?

Er konnte behaupten, was immer er wollte, aber es änderte nichts an den Fakten. »Ich kann nicht sagen, dass es mir fürsorglich vorkommt, dass ein Mitglied unserer Familie hinter meinem Rücken mit einem geheimen Rat spricht.«

»Das ist es aber«, versicherte mir Henry. »Der dunkle Prinz ist eingeführt worden, um das Gleichgewicht zu wahren. Ich habe Zugang zum Privatleben des Königs. Ich habe miterlebt, womit Albert gerungen hat. Ich habe Einblick in dein Privatleben.«

»Er war derjenige, der uns versichert hat, dass Sie keine tickende Zeitbombe sind«, sagte Byrd, als würde das Henrys Handeln gänzlich rechtfertigen.

»Sondern nur fortschrittlich«, fügte Clark hinzu. Byrd schürzte die Lippen,

als missfiel ihm das, doch er schwieg. »Eines Tages wird ein anderes Mitglied Ihrer Familie diese Rolle übernehmen.«

»Wer?«, fragte ich. Niemand aus meiner Familie würde diese Rolle freiwillig übernehmen. Während Albert nach dem Tod meiner Mutter Abstand zu allen in seinem Leben gehalten hatte, gab es niemanden, der mir nahestand und den ich wegstoßen würde.

»Das dürfen wir Ihnen nicht sagen. Es ist schon ungewöhnlich, dass wir Ihnen das heute offenbaren.«

»Aus meiner Familie wird niemand hinter mir her spionieren«, erklärte ich ihnen.

»Sie sehen das falsch. Der dunkle Prinz schützt den Monarchen. Er prüft scheinbar unlogische Handlungen. Er hilft, einen König auf den rechten Weg zurückzuführen.«

»Er schützt den Monarchen?«, fragte ich und stellte sie auf die Probe. »Dann hat sich also keiner der sogenannten Schatten jemals gegen die Krone gewandt.«

Die Monarchie hatte viel zu häufig im Krieg mit sich selbst gestanden, als dass so eine Aufgabe nicht missbraucht worden wäre. Ich konnte Punkte in der Geschichte benennen, an denen ich ernsthaft bezweifelte, dass der dunkle Prinz den regierenden König geschützt hatte.

»Selten, aber es ist vorgekommen«, gab Clark zu. »Nicht auf die Weise, die Sie vermuten. Manchmal ist ein Verhalten nicht zu rechtfertigen. Manchmal ist es bloß Machtmissbrauch. Ein dunkler Prinz weiß das zu unterscheiden.«

»Wie das?« Das glaubte ich nicht. Nichts von alledem. »Was, wenn derjenige einfach nur die Krone für sich beanspruchen will?«

»Der dunkle Prinz ist äußerst vertraut mit dem König, befindet sich aber auf einem Rang, auf dem ihm niemals die Krone zukommen wird.«

Das schränkte die Gefahr deutlich ein, schien aber nicht wirklich sicher zu sein. Ich konnte mir nicht vorstellen, wen sie künftig für diese Aufgabe fanden, zudem war Henry eindeutig nicht sehr vertraut mit mir.

»Warum erzählen Sie mir das jetzt?« Was hatte das alles mit Jacobson oder Clara zu tun? »Was hat das mit meiner Situation zu tun?«

»Ich habe versucht, dich zu leiten. Das weiß man hier. Aber ich kann diese Aufgabe nicht länger ausüben. Du widersetzt dich den meisten Ratschlägen.« Henry räusperte sich. »Ich finde es schwierig, angesichts ...«

Das stimmte nicht. Ich kannte Henry nicht gut genug, um ihm zu vertrauen. Jetzt wusste ich, dass ich ihm niemals vertrauen würde.

»Das war erhellend, meine Herren. Aber es gibt dringendere Angelegenheiten.« Mein Herz raste, mein Blut pochte. Wie konnten sie es wagen, die Ermittlungen zu stören? Wie konnten sie es wagen, mir wertvolle Zeit bei der Suche nach Clara zu stehlen? Sie wussten, was los war. Da war ich mir sicher, sonst hätten sie mich nicht vor Jacobsons Tür abgefangen.

»Jacobson weiß nicht, wo Ihre Frau ist, und er hat auch keinen Kontakt zu den Männern, die es wissen«, sagte Byrd leise, als ich aufstand.

»Was wissen Sie über meine Frau?« Ich war am Ende meiner Nerven – ein Funken genügte, und ich würde explodieren. Jeder im Raum schien das zu wissen, dennoch zündelten sie weiter mit ihren Rätseln und Ablenkungen.

»Wir wissen, dass sie entführt wurde«, sagte Henry sanft.

Er wusste es. Fassungslos starrte ich ihn an. Wie lange schon? Er war nicht zu mir gekommen. Hatte mir weder Rat noch Freundschaft noch Unterstützung angeboten. Er hatte sich ferngehalten wie ein gottverdammter Feigling.

»Warum interessiert dich das?«, fragte ich und hob drohend den Finger. »Du hast den Ärzten erzählt, dass Clara Mary das Medikament gegeben hat.«

Ich hatte nicht vergessen, dass Henry Clara nicht vor den Ärzten in Schutz genommen hatte. Dass der Verdacht ihm nach dem Tod seiner Mutter den Blick verschleiert hatte. Wenn er glaubte, sie sei verantwortlich, kannte er uns nicht, was bedeutete, dass er uns jetzt nicht helfen konnte.

»Ich war aufgewühlt«, gab Henry zu, und in seinen Worten klang Bedauern an, »aber ich weiß, dass Clara so etwas niemals tun würde.«

Jetzt verteidigte er sie. Tat er das wegen der gemischten Runde hier? Oder weil er wirklich an ihre Unschuld glaubte?

»Die Sache wurde fallen gelassen. Wir haben uns darum gekümmert«, sagte Clark. »Auch wenn sie nicht schuldig ist, wir mussten das prüfen, es wäre nicht

das erste Mal, dass eine Königin eine angeheiratete Verwandte umgebracht hat.«

Sie sprachen, als wäre ein solches Verhalten verzeihlich. Vielleicht war der Geisterrat moderner, als er erschien. Oder vielleicht ließ man Monarchen einen Mord durchgehen. Wenn dem so war, wüsste ich ein paar Leute, die ich gern um die Ecke bringen würde.

»Jemand hatte Zugang zu ihren Medikamenten«, sagte Henry, »und wir sollten herausfinden, wer.«

»Das Personal?«, schlug Smith vor.

Angesichts der vielen Menschen, die Zugang zu unseren Privaträumen hatten und sich um unsere Bedürfnisse kümmerten, war das eine naheliegende Vermutung. Trotz aller Sicherheitsvorschriften war es möglich, dass uns jemand entgangen war.

»Zu offensichtlich«, sagte Clark. »Wir überprüfen alle, die in den Palästen arbeiten.«

»Ich dachte, das wäre unsere Aufgabe«, sagte Smith trocken. Ich registrierte unwillkürlich, wie bereitwillig er seine Rolle in meinem Team akzeptiert hatte. Vielleicht war dies doch keine vorübergehende Zusammenarbeit.

»Wir haben etwas andere Kriterien«, sagte Byrd.

Mit anderen Worten, sie wollten sich davon überzeugen, dass ihnen niemand auf die Füße trat. Wenn jemand den König kaltmachte, dann sie. Wie hatte es dann zu dieser Katastrophe kommen können?

»Wenn es niemand vom Personal war ...« Ich breitete die Hände aus und war mir nicht sicher, was ich daraus folgern sollte.

»Dann ist es jemand aus der Familie oder dem Freundeskreis.«

»Meine Großmutter hatte keine Freunde«, sagte ich rundheraus und erhielt dafür einen scharfen Blick von Henry. »Das stimmt. Selbst du konntest sie nicht ausstehen.«

»Wir haben nicht von den Freunden und Verwandten ihrer Großmutter gesprochen, sondern von Ihren«, stellte Clark klar.

Smiths linke Augenbraue schoss nach oben, und er riskierte einen Blick zu mir, als wollte er sagen: *Deuten die an, was ich denke, dass sie andeuten?* Er hatte

die Loyalität der Personen infrage gestellt, die mir nahestanden, und wusste, was ich davon hielt.

»Ich vertraue allen, die mir nahestehen.« Für diese Aussage erntete ich besorgte Blicke, was meine bereits angespannten Nerven noch weiter strapazierte.

Was wussten sie noch?

Ich konnte den ständigen Zweifel, der sie umgab, nicht länger ertragen. Warum verhielten wir uns, als würden wir über ein Minenfeld tappeln? Jetzt war es Zeit zu handeln, nicht zu zögern.

»Vielleicht solltest du nicht allen vertrauen«, schlug Henry vorsichtig vor.

»Vermutlich sollte ich das erwägen«, sagte ich und starrte ihn wütend an. Ich hatte Henry nie wirklich vertraut, aber ich hatte ihn auch nie nah an mich herangelassen. Er war Clara nahegekommen. Zu nahe. »Du warst das, stimmt's? Du hast ihr von Sarah erzählt.«

Henry nickte, und ein gequälter Ausdruck lag in seinen Augen. »Ich habe sie in die Richtung gelenkt. Geheimnisse zerstören Ehen. Das habe ich zu deutlich bei deinem Vater und deiner Mutter erlebt.«

Ich nahm ihm das reumütige Verhalten nicht ab. »Mein Vater war kein Heiliger.«

»Deine Mutter auch nicht«, sagte Henry spitz. »Sie waren beide bloß Menschen.«

Ich wollte ihn fragen, was er damit meinte. Wie er es wagen konnte, so zu tun, als sei er ein Teil dieser Familie, während er doch ein doppeltes Spiel spielte. Ich hätte ihm gern gesagt, dass er beinahe meine Ehe zerstört hätte.

Aber das stimmte nicht. Ich selbst hatte meine Ehe beinahe zerstört. Es war ein ernüchternder Gedanke, aber nicht annähernd so niederschmetternd wie der, der darauf folgte. Selbst nachdem ich jetzt alles richtig gemacht hatte, hatte ich Clara womöglich verloren.

»Wir sollten beim Thema bleiben«, schlug Smith vor und lenkte meine Aufmerksamkeit zurück auf die Bedrohung.

»Falls Sie keine Informationen zum Verschwinden meiner Frau haben, verschwende ich hier meine Zeit.« Ich nickte dem Rat zu, mehr Achtung

konnte ich ihnen nicht erweisen. Sie mochten die Königsmacher sein, aber ich trug die Krone bereits.

Byrds Mundwinkel sackten nach unten. Von allen Männern, die hier über mich urteilten, hatte ich ihn am meisten enttäuscht. Es war, als wäre mein Vater im Raum.

»Wir glauben, dass Sie auf dem richtigen Weg sind, was gewisse *nicht existierende* Geheimdienste angeht«, sagte Clark.

»Wie tröstlich, das von einem *nicht existierenden* Rat zu hören«, murmelte ich. Es war zu wenig an Information, und sie kam zu spät. Ich hatte keine Zeit mehr, einem Rat aus Sphinxen zuzuhören. »Danke für die Ermunterung. Wir müssen gehen.«

Sie hatten mir die Zeit erspart, mit Oliver Jacobson zu reden und möglicherweise Ärger, wenn ich mich ihm gegenüber nicht hätte beherrschen können. Dafür sollte ich ihnen vermutlich dankbar sein. Aber wenn sie einen Dank dafür erwartet hatten, dass sie meine Zeit verschwendeten, hatten sie sich getäuscht.

Sie hatten das schmutzige Spiel, in dem ich gefangen war, mittendrin unterbrochen. Ich hatte keine Ahnung, was mich das kosten würde. Wenn sie unseren Feinden Zeit verschafft hatten zu handeln, würde ich sie bezahlen lassen.

»Wenn der MI-18 aktiv ist, sollten Sie vorsichtig sein«, riet Byrd. »Die sind weder ein Freund dieser Regierung noch Ihrer Familie.«

Diese Information überraschte mich, und sie war hilfreich. »Worauf haben die es abgesehen?«, fragte ich finster. Ein Teil von mir hatte sich gefragt, ob der MI-18 an den Rat berichtete. Sie schienen genügend Männer im Spiel zu haben. Aber wenn der MI-18 nicht von diesen Leuten oder von der Krone gelenkt wurde, machte ihn das gefährlicher als vermutet.

Bis zu diesem Moment hatte ich nicht gewusst, ob wir nach einem Verbündeten oder nach einem Feind suchten. Irgendwie hatte ich wegen Norris' Verbindung zu ihnen gehofft, dass sie uns helfen konnten. Laut den Geistern könnten sie nun jedoch diejenigen sein, die hinter alldem steckten.

»Diese Frage müssen wir uns stellen, und ich glaube, es ist das Beste, Sie

fangen bei Ihren Verbindungen zu ihnen an«, sagte Clark.

Ich biss mir auf die Lippe. Ich würde nicht sagen, dass Norris vermisst wurde, obwohl ich vermutete, dass sie darauf anspielten. »Wir haben keine Verbindungen dorthin.«

»Das stimmt nicht«, schaltete sich Henry ein. »Wir sprechen nicht von Norris, Alexander. Du musst nachdenken. Es gibt einen neuen Spieler auf dem Brett. Jemanden, der bei den anderen Malen nicht dabei war.«

Ich kniff die Augen zusammen. Könnte ich wohl eine direkte Antwort aus einem von ihnen herauspressen? Rohe Gewalt war vermutlich der einzige Weg.

»Wer?«, fragte ich ungeduldig.

»Jemand, den Sie in Ihr Haus gelassen haben, jemand, der gesund und kräftig zurückgekehrt ist, obwohl ...«

»Sie zehn Jahre im Koma gelegen hat«, beendete ich den Satz für ihn, als ich alles klar vor mir sah.

Mein Gott, was hatte ich getan?

»Wollen Sie darüber reden?«, fragte Smith überraschend einfühlsam, als wir wieder draußen waren.

Natürlich mussten wir darüber reden. Ich wusste nicht, warum er mir die Wahl ließ, war ihm jedoch dankbar, dass er nicht gleich auf das Thema drängte.

Mein Kopf schwirrte von all den Informationen, doch langsam ergab sich ein Bild. Sie hatten mir die einzelnen Teile vorgelegt. Wie hatte ich das nicht sehen können? Sarah war in dem ganzen Durcheinander zurückgekehrt. Sie hatte für Aufruhr gesorgt. Oder vielmehr für Ablenkung. Aber konnte sie diejenige sein, die mich verraten hatte? Wer hatte Clara verraten?

Clara war nett zu ihr gewesen. Wir hatten ihr unser Zuhause geöffnet. Sie war meine Schwester.

Und warum sollte sie nach zehn Jahren einen derartigen Hass gegen mich hegen, um etwas so Grausames zu tun?

»Ich kann es nicht glauben und doch ...«

»Ergibt es Sinn«, sagte Smith grimmig. »Sie hat mit ihrem Benehmen als

nerviger Teenager für derart viel Aufruhr gesorgt, dass wir uns nicht die Mühe gemacht haben, ihr ein paar ziemlich offensichtliche Fragen zu stellen.«

»Ich habe sie sich selbst überlassen«, gestand ich. »Ich wusste, dass sie dort war und habe sie nicht besucht. Ich habe mir die Berichte über ihren Gesundheitszustand angehört. Ich ... ich ...«

Doch mein Vater hatte sich natürlich mehr um sie gekümmert. Nein, das stimmte nicht. Das hatte Henry deutlich gesagt. Wie ich hatte Albert sein mittleres Kind nur selten besucht. Er hatte seinem Bruder erzählt, dass er es nicht ertrug.

Und mein Vater hielt nichts davon, sich aus seiner Komfortzone zu bewegen.

Aber es ging nicht um die zehn Jahre, die sie verloren hatte. Es ging um die zehn Jahre, die ihr gestohlen worden waren. Denn wenn die Geister mit ihrem Verdacht recht hatten, hatte Sarah nicht die ganze Zeit im Koma gelegen. Was passierte mit jemandem, der von seiner Familie zurückgelassen wurde, um dahinzuvegetieren? Wie leicht wäre es gewesen, die Bindungen zu lösen, die sie mit mir verbanden – mit ihrer Familie –, wenn sich niemand um sie gekümmert hatte?

Jetzt befand sich Clara in dieser Lage, sie wartete und vegetierte dahin, während wir versuchten, ein Rätsel zu lösen. Das Problem war, dass das Bild mit jedem neuen Puzzleteil, das wir entdeckten, noch komplizierter zu werden schien.

»Was wollen Sie unternehmen?«, fragte Smith und lenkte meine Aufmerksamkeit zurück auf Sarah. »Setzen wir Georgia auf sie an. Sie kann diskret sein und überwachen, was sie tut und was sie vorhat.«

»Georgia wird begeistert sein.« Ich konnte mir ihr Geschimpfe genau vorstellen. Georgia schätzte meine Schwester und ihre Launen nicht gerade. Sollte sie allerdings das Gefühl haben, damit Clara helfen zu können, würde sie es tun.

»Im Grunde ...« Smith verstummte, doch die unausgesprochenen Worte standen zwischen uns.

»Was?«, fragte ich.

»Georgia traut Sarah nicht. Sie sollten mit ihr sprechen.«

Darauf hatte er vorhin angespielt, als er den Freifahrtschein angezweifelt hatte, den ich meiner Familie erteilt hatte. Ich hatte gedacht, er wollte andeuten, dass Norris schuldig war. Stattdessen war er nur behutsam gewesen. Georgia hatte es gesehen. Und Smith. Sie hatten gewusst, dass etwas nicht stimmte, und ich war zu sehr mit meinen Eheproblemen beschäftigt gewesen und zu besessen von meiner Fehde mit Anders.

»Anders.« Ich sprach seinen Namen laut aus, weil es gesagt werden musste.

»Ich dachte, wir können ihm vertrauen«, sagte Smith vorsichtig.

Das hatte ich auch gedacht, aber ich konnte nicht leugnen, dass es sich als ziemlich praktisch erwiesen hatte, die Existenz meines Bruders preiszugeben. Vielleicht war es ein weiteres Mittel gewesen, um mich abzulenken, noch eine sorgsam platzierte Bombe, die im richtigen Moment losgegangen war. Es spielte kaum eine Rolle. Ich musste alle überprüfen. Clara hatte mir gezeigt, dass wahrer Mut darin bestand, sich seiner Schwäche zu stellen, anstatt sich vor ihr zu schützen. Vielleicht war meine Familie meine Schwäche. »Ich vertraue niemandem mehr.«



| 4

Clara

Während die Wahrheit wie eine Droge ganz langsam gegen meinen Willen in meinen Kopf sickerte, starrten wir uns einen langen Moment lang an. Als Rachel erwähnt hatte, dass die anderen Männer ihn Majestät nannten, waren mir Schauer über den Rücken gelaufen. Aber irgendwie hatte ich mir eingeredet, es sei niemand, den ich kannte.

Dass es niemand sei, dem ich vertraute.

Den ich liebte.

Wie sollte ich auf die Idee kommen, dass jemand aus meinem Umfeld mein Kind in Gefahr bringen würde? Wie konnte mich jemand aus meiner Familie verraten?

Ich hatte ihn in unserem Leben willkommen geheißen, hatte für ihn gekämpft, und das machte es nur noch schlimmer. Ich hatte einem Wolf die Tür geöffnet und ihn hereingebeten. Niemals hätte ich damit gerechnet, dass er ein anderer war als der, der er behauptete zu sein. Jetzt suchte ich in meinem

Kopf nach Hinweisen, die ich übersehen hatte, nach Wahrheiten, denen ich mich verschlossen hatte.

Anfangs war er ein Einzelgänger gewesen, aber dazu hatte er guten Grund gehabt, jetzt sah ich die finstere Wahrheit dahinter. Ich hatte nie seine Familie kennengelernt.

Als er den Mund aufmachte, um etwas zu sagen, hob ich die Hand. Ich wollte nicht hören, was er zu sagen hatte. Es war beeindruckend, wie schnell sich Liebe in Hass verwandeln konnte.

Und ich hasste ihn.

Dafür, dass er gelogen hatte. Für das, was er mir angetan hatte. Und ich hasste ihn für das, was er tun würde, ich wusste ohne jeden Zweifel, dass er meinen besten Freund hintergehen würde.

»Clara«, sagte David und ignorierte meine Warnung, »ich kann es dir erklären.«

»Das bezweifle ich«, stieß ich hervor. Ich tastete mich an der Wand entlang an ihm vorbei und hastete zu meinem Zimmer. Wie gut, dass man die Tür abschließen konnte.

Doch er folgte mir und schob seine Stiefelspitze in die Tür. »Darf ich reinkommen?«

Er fragte, obwohl er mich daran hinderte, die Tür vor ihm zu verschließen. Was war das? Ein Rest Ritterlichkeit, die Reste unserer vorgetäuschten Freundschaft?

»Ich habe nicht wirklich eine Wahl, oder?«, fragte ich. »Ich bin deine Gefangene.«

Er verzog das Gesicht, als hätte ich ihn geohrfeigt. Das nahm ich ihm nicht ab, das hier war ein einziges Theater. Er hatte uns alle dazu gebracht, ihm zu vertrauen, ihn zu mögen. Ich wünschte, ich könnte ihn jetzt so verletzen, wie er mich verletzt hatte, doch ein Mann, der bereit war, seine Seele zu verkaufen – wie konnte ich so jemanden jemals verletzen? Alles, was ich tun konnte, würde ihm wie ein unbedeutender Schnitt vorkommen, während er mir eine tödliche Wunde zugefügt hatte. Mein Leben? Meine Familie? Was er uns angetan hatte, würde ein klaffendes Loch hinterlassen, egal, wie das hier

ausging.

»Ich wollte nach dir sehen«, sagte er und setzte sich aufs Bett. Seine Nähe ließ Übelkeit in mir aufsteigen.

»Das ist nicht nötig.« Wir waren keine Familie, keine Freunde oder auch nur Bekannte. Wir waren Fremde. Das war mir jetzt klar.

»Die wollten, dass ich warte, bis ...« Er wandte den Blick ab, und ich wollte nicht, dass er den Satz beendete. Er konnte nur schlecht enden.

»Nett von dir, dass du die Gefangene besuchst«, sagte ich ausdruckslos. Ich hatte eine Million Fragen an ihn und kein Verlangen nach Antworten. Weil ich sah, wie es enden würde.

»Ich habe das nicht geplant, weißt du?«, sagte er nach einer langen Pause. »Ich wollte mich nicht mit dir anfreunden.«

»Ach, du Armer«, sagte ich trocken. »Und wir sind keine Freunde. Wir sind gar nichts.«

»Das ist vermutlich nur fair, aber ich mag dich wirklich.« Seine braunen Augen schimmerten so sanft und warm wie immer, aber ich konnte ihnen nicht mehr trauen, auch wenn er irgendwo tief in sich Zuneigung zu mir empfand.

»Dann sag meinem Mann, wo ich bin.« Etwas in meiner Brust zersprang, und Tränen schnürten mir die Kehle zu. »Wie konntest du das nur tun? Wie konntest du mir das antun? Und *Edward*?«

»Ich wollte mich nicht in Edward verlieben«, sagte er leise.

»Du bist ein Monster.« Wie konnte er behaupten, ihn zu lieben und ihm das antun? Niemals könnte ich Alexander auf diese Weise verletzen. Ganz gleich, wie David sich mit seinem Mann verbunden wähnte, es war eine Lüge.

»Vielleicht«, gab er zu. »Es war ein Auftrag. Ich sollte mich nicht emotional engagieren.«

»Halt«, sagte ich. »Das interessiert mich nicht. Ich will nicht hören, wie leid es dir tut oder wie du versagt hast.«

»Es tut mir leid. Ich habe versagt.« Er strich mit den Fingern über seine kurz geschorenen Haare. »Ich war schon beteiligt, bevor ich einen von euch kannte. Wenn ich die Dinge ändern könnte ...«

»Lüg nicht.«

»Ich lüge nicht.«

»Doch, du lügst«, widersprach ich, »aber du lügst nicht mich an. Du belügst dich selbst. Du hast eine Wahl.«

»Nein. Wenn es nach mir ginge ...« Er verstummte und ließ den Blick über die Wände gleiten. Jemand hörte uns zu, das wussten wir beide.

»Du hast es in der Hand. Du hattest es immer in der Hand. Du hättest uns warnen können. Du hättest uns die Wahrheit sagen können.«

»Du kennst diese Leute nicht. Du weißt nicht, wozu sie fähig sind«, platzte es aus ihm heraus. Er sprang auf und begann, im Zimmer auf und ab zu laufen.

»Ich habe mich getäuscht. Du bist schlimmer als ein Monster. Du bist ein verdammter Feigling.«

»Clara, manchmal verletzen wir Menschen, die wir lieben. Das weißt du besser als ...«

»Nicht«, warnte ich ihn in leisem Ton. »Vergleich mich ja nicht mit dir. Wir haben nichts gemeinsam.«

»Alexander hat dich verletzt. Er hat dich angelogen!« Er hatte zu schreien begonnen, als würde das helfen, seinen Standpunkt deutlich zu machen.

»Um mich zu schützen!«

»Ich schütze Edward. Ich schütze ihn.« David drehte sich um und sah mir in die Augen, sein Gesicht wirkte abgespannt, es lag eine Mischung aus Hoffnung und Reue darin.

»Du schützt dich selbst«, flüsterte ich.

Mit Lügen kannte ich mich aus. Manche Lügen waren wie schlechte Medizin, bitter zu schlucken, aber gut gemeint. Andere verkaufte man anderen Menschen genauso wie sich selbst. Die meisten waren schlicht egoistisch – ein Zeichen von Feigheit und Illoyalität. Ich hatte genügend Erfahrung mit Lügen, um zu wissen, womit ich es hier zu tun hatte.

»Verschwinde«, murmelte ich.

»Clara ...«

Wir wurden unterbrochen, weil das Abendessen gebracht wurde. Mein Blick

landete auf dem glänzenden roten Apfel, der an der Seite des Tablett lag. Ich wusste, was er bedeutete. Ich wusste, was kam.

Darum war David hier. Meine Zeit war abgelaufen. June hatte Dr. Rolland das Ergebnis meiner letzten Blutdruckmessung gemeldet. Ich war nicht bereit, aber würde ich das jemals sein?

»Was machen die mit dem Baby?«, fragte ich ihn und starrte weiter auf den Apfel.

»Clara, dem Baby wird es gut gehen. Niemand will ...« Er brach ab, als wollte er den Satz nicht zu Ende bringen.

»Was?«, forderte ich. »Ich will es wissen. Das bist du mir schuldig. Bist du nicht deshalb gekommen? Um einer sterbenden Frau etwas Trost zu spenden?«

Der niedergeschlagene Ausdruck in seinen Augen sagte mir, dass ich den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Man hatte nicht vor, mich hier rauszulassen. Mich am Leben zu lassen. Das hatte er gewusst, als er gekommen war. Vielleicht wollte er, dass ich ihm vergab, dass ich ihm die Absolution erteilte. Vielleicht hatte man ihn gezwungen, mich in meinen letzten Stunden zu besuchen.

Hätten sie doch nur jemand anderen geschickt. Irgendeinen anderen.

»Ich wünschte, es müsste nicht so sein«, murmelte er.

»Das muss es nicht«, erwiderte ich schlicht. »Du hast dich dafür entschieden, also sag mir, was die mit meinem Kind machen werden.«

Ich suchte keinen Trost. In dieser Situation nach Trost zu suchen wäre gewesen, als würde man beim Anblick einer Pistole darauf hoffen, seine Kopfschmerzen loszuwerden. Es gab kein Happy End. Mich interessierte etwas anderes. Sie hätten mich entführen können, als ich mit Elizabeth schwanger war. Sie hätten mich an dem Tag der Hochzeit töten können. Warum jetzt? Was hatte sich geändert?

»Das war nicht der ursprüngliche Plan«, erklärte er. »Du solltest essen.«

Ich rieb mir über den Bauch. »Ich habe keinen Hunger.«

In Wahrheit war ich ausgehungert, ebenso wie der kleine Prinz, der eifrig in meinem Bauch trat. Hoffentlich hörte er nicht, wie mein Magen knurrte.

»Meine Organisation wurde während des Zweiten Weltkriegs eingesetzt, um

gewisse Bürger des Königreichs zu überwachen. Nach dem Krieg wurde sie aufgelöst. *Offiziell.*«

Inoffiziell schienen sie noch immer Mitgliedertreffen abzuhalten. Ich fragte mich, ob Alexander davon wusste.

»Die Welt befindet sich wieder im Krieg«, fuhr er fort.

»Nein, wir sind nicht im Krieg.« Wollte er so tatsächlich seine Beteiligung rechtfertigen?

»Nicht? Nazis marschieren durch die Straßen. Terroristen greifen unsere Städte an. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis zum nächsten großen Weltereignis«, widersprach David, und plötzlich glühte sein Gesicht vor Leidenschaft. Ich sah den Fanatismus in seinen Augen. Das hatte ihn zu diesen Leuten getrieben. »Die Dinge entgleisen.«

Nichts davon erklärte, warum die Organisation es auf meine Familie abgesehen hatte. »Was hat das alles mit uns zu tun?«

»Der MI-18 bildet ein Gegengewicht«, erklärte er. »Wir gleichen Dinge aus, wenn das britische Königreich sich zu sehr in eine Richtung neigt. Statt uns damals aufzulösen, hat der König uns neu organisiert und Richtlinien erlassen. Wenn die Monarchie bedroht ist, treten bestimmte Maßnahmen in Kraft.«

»Was für Maßnahmen?« Mir sank der Mut, als ich darüber nachdachte, dass diese Maßnahmen der Grund dafür waren, dass ich hier war. Es war unvermeidlich gewesen – eine Reihe von Dominosteinen hatte darauf gewartet umzufallen. Aber was hatte den ersten angestoßen?

»Die Monarchie hat dem Parlament die Kontrolle übergeben. So untergräbt die Krone ihre eigene Macht. Albert hat damit angefangen, ohne dass es ihm bewusst war«, erklärte David und schüttelte angewidert den Kopf. »Als wir einen Großteil der politischen Macht an das Parlament abgegeben haben, wurde die erste Maßnahme ergriffen. Sie sollte dafür sorgen, dass ein Monarch auf dem Thron sitzt, der unseren Plänen entsprechend formbar ist.«

»Was soll das heißen?«, fragte ich und umfasste meinen Bauch. »Und was hat das alles mit meinem Sohn zu tun?«

»Anfangs ging es um Sarah«, sagte er.

»Sie lag nicht im Koma, oder?« Das wusste ich, seit ich Rachel begegnet war.

Die Puzzleteile hatten alle vor mir gelegen, ich konnte das Gesamtbild erkennen, aber ich hatte mich geweigert, die Teile zusammenzusetzen. Dennoch, ihr Verrat war nichts, verglichen mit der Schlange, die sich hier mit mir in diesem Zimmer befand.

»Nein«, gab David zu. »Wir dachten, dass Alexander, der seinem Vater nur zu gern Paroli bot, abdanken würde. Ein Stoß in die richtige Richtung, und wir würden ihn dazu kriegen. Als er dich kennengelernt hat, ging man davon aus, dass er auf seinen Titel verzichten und dich heiraten würde. Niemand hätte gedacht, dass Albert die Ehe legitimieren würde.«

»Behauptest du, du bist der Grund, dass ich mit Alexander zusammen bin?« Die Worte klangen bitter – falsch. Ich hatte nie wirklich an das Schicksal geglaubt, aber die Vorstellung, dass ich Alexander aufgrund eines größeren Plans kennengelernt hatte, war grotesk. Wir hatten uns gefunden. Wir hatten umeinander gekämpft. Das war die einzige Wahrheit in dieser Welt aus Lügen.

»Nein, wir haben die Dinge nur befördert – sie beschleunigt, wenn du so willst«, sagte er.

Ich erinnerte mich an die Geschichten in den Zeitungen, kaum war der eine Skandal vorüber, tauchte ein neuer auf. Das hatte uns nicht auseinander-, sondern nur noch mehr zusammengebracht.

Aber egal, was er behauptete, niemand hätte vorhersagen können, dass wir diesen Stürmen trotzen würden. Niemand durfte so tun, als sei er für unsere Liebe verantwortlich. Das ließ ich nicht zu.

»Aber Alexander hat nicht abgedankt«, sagte ich leise.

»Nein«, gab David zu. »Einer unserer Partner fand das beunruhigend, darum hat er die Angelegenheit eigenmächtig in die Hand genommen. Er wollte sicherstellen, dass Alexander verschwindet.«

»Hammond.« Ich hasste ihn sogar noch mehr als den Mann, der tatsächlich an dem Tag geschossen hatte. Hammond war für Alberts Tod verantwortlich. »Der Plan ging nach hinten los.«

»In der Tat. Auf einmal saß Alexander auf dem Thron, und Sarah hatte kein großes Interesse mitzuspielen.« David hielt inne und blickte auf dieselbe Stelle, auf die er schon ein paarmal gesehen hatte. Dort musste die Kamera versteckt

sein. Aber wer auch immer uns beobachtete, hatte nicht in seine Gutenachtgeschichte eingegriffen. Das konnte nur eins bedeuten. Meine Zeit war abgelaufen. »Aber dann haben wir ein anderes Problem entdeckt. Etwas, womit wir nicht gerechnet hatten.«

»Sie wollte bei dem Plan nicht mitmachen?«

»Nein. Schlimmer. Nach Alberts Tod wurden eine Reihe privater Dokumente gestohlen, und wir fanden etwas heraus, das wir nicht gewusst hatten.« David verzog den Mund zu einem gemeinen Grinsen. Es passte nicht zu dem Mann, den ich kannte, doch das traf auf die ganze Situation zu. »Sie ist nicht Alberts leibliche Tochter. Auch wenn wir ihr Macht verschafft hätten, sie hat keinen rechtlichen Anspruch auf den Thron. Im Zweifelsfall würde der Thron an ihr vorbeigehen.«

»Warum hat man dich dann auf Edward angesetzt?« Zeitlich passte das nicht zusammen. David und Edward waren bereits vor Alberts Tod ein Paar gewesen, sogar schon, ehe ich einen von ihnen kennengelernt hatte.

»Ich sollte sein Vertrauter werden«, gestand David. »Ich war die Absicherung, für den Fall, dass es mit Sarah nicht funktioniert. Jemand, der ihn so sah, wie er wirklich ist, und ich habe gute Arbeit geleistet. Zu gute.«

Er behauptete, sich verliebt zu haben. Und ich sah in seinen Augen, dass es stimmte, aber das würde nie aufwiegen, was er getan hatte.

»Ihr wolltet also, dass er den Thron besteigt, aber das habe ich verdorben, weil ich ungeplant schwanger geworden bin?« Ich hatte genug von der Geschichte, schließlich konnte ich mir denken, wie sie endete. Doch ich hatte noch immer keine Antwort darauf, wie mein Sohn in ihren Plan passte.

»Nicht ganz«, sagte er. »Sie hatten deine Schwangerschaft geplant. Man hat dir Placebos anstelle der Pille gegeben.«

Keuchend legte ich die Hände auf den Bauch.

»Als du Alexander kennengelernt hast, wussten wir, dass Sarah sich niemals fügen würde. Das machte Edward zu unserer nächsten Option. Doch dann wurde klar, dass es noch einen anderen Weg gab. Alexander würde alles für dich aufgeben, und wenn er dich verliert ...«

»Würde ihn das vernichten.« Ich suchte in seinem Gesicht nach Hinweisen,

dass es ihm leidtat. In seinen dunklen Augen entdeckte ich einen Anflug von Bedauern, doch es genügte nicht, um Mitleid mit ihm zu haben. Er wusste, was er dem Mann antat, den ich liebte, dem Mann, der ihn unterstützt und ihn in seiner Familie willkommen geheißen hatte, und er würde es dennoch durchziehen.

»Ich verstehe nicht, was ihr euch vorstellt. Alexander wird nie mit euch kooperieren.« Das mussten sie wissen. All das nur, damit sie ihn davon überzeugen konnten abzudanken?

»Alexander wird die Krone verlieren. Entweder wird man sie ihm wegnehmen, oder er wird sie aufgeben. Dann wird sie an Edward weitergereicht«, sagte David.

»Was, wenn Sarah ...«, hob ich an.

»Das wird nicht geschehen. Es werden Beweise auftauchen, die Zweifel an ihrer geistigen Gesundheit aufkommen lassen. Sie mag vielleicht nicht kooperativ sein, aber sie weiß, wann sie eine Warnung ernst nehmen sollte.«

Ich fragte mich, wann sie ihr gedroht hatten. War es unter unseren Augen geschehen? Waren wir so auf die Öffentlichkeit konzentriert gewesen, dass wir vergessen hatten, uns um unsere nächsten Angehörigen zu kümmern? Die Tatsache, dass David mir jetzt gegenüber saß, war Antwort genug.

»Du wirst also mit dem König verheiratet sein und kannst ihn in jede gewünschte Richtung lenken«, mutmaßte ich. Das war ein ziemlich vielversprechender Plan. Aber vielleicht kannte David Edward nicht so gut wie ich. Mein bester Freund würde sich durchsetzen – oder etwa nicht?

»Eine Zeit lang«, gab er zu, »und wenn dein Sohn dann so weit ist, wird er zurückkehren und sein Geburtsrecht einfordern.«

»Zurückkehren?«, wiederholte ich und blinzelte. »Woher? Wenn sein Vater abdankt ...«

»Er wird nicht wegen eines toten Kindes abdanken. Das hat keinen Sinn. Das Erbe deines Sohnes bleibt unberührt.«

Die Kälte in seiner Stimme schockierte mich fast genauso wie das, was er sagte.

»Ihr wollt Alexander glauben machen, dass er tot ist. Dass er uns beide

verloren hat«, stieß ich atemlos hervor. Mein Magen rebellierte, aber er war so leer, dass ich nur würgte und hustete.

Mir war übel. Das war die ganze Zeit lang ihr Plan gewesen: Meinem Mann das Herz zu brechen – ihm alles zu nehmen und zuzusehen, wie er sich in Nichts auflöste. Ich konnte sie nicht aufhalten. Ich wusste nicht ansatzweise, wie ich das hätte bewerkstelligen sollen.

Ich kannte ihren Plan und konnte dem Mann, den ich liebte, nicht helfen. Ich wollte schreien, bis ich zerbarst, wie mein Herz längst zerborsten war. Aber was würde das nützen?

Ich war besser als das. Ich musste besser sein.

»Wir müssen sicher sein, dass er zusammenbricht«, sagte David leise, vielleicht spürte er, wie schwach ich war. »Und dann kehrt dein Sohn mit echtem königlichem Blut zurück. Edward tritt ab, insbesondere wenn er die Wahrheit erfährt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Welche Wahrheit?«

Sie würden niemals zugeben, was sie Edward angetan hatten. David nicht. Er würde an seiner Seite sein, den Ehemann spielen und währenddessen sorgsam die Fäden ziehen.

David zögerte, als wäre er nicht sicher, ob er mir noch mehr offenbaren sollte. Dann zuckte er die Schultern und schüttelte jeden Zweifel ab. Es war sicher leichter, weil er wusste, dass ich sterben würde. Eine Leiche konnte nichts mehr verraten. »Er ist auch nicht Alberts Kind.«

Ich starrte ihn an und ließ die Information sacken. Jetzt wusste ich genug. Mehr wollte ich nicht wissen. Gar nichts mehr. Stattdessen traf ich eine Entscheidung.

Ich blickte auf das Tablett mit Essen, dann hoch zu der Kamera. Darauf hatten sie gewartet. Ich würde sie nicht länger hinhalten. Ich nahm den Apfel und biss hinein.



15

Alexander

Es gab nichts Außergewöhnliches zu berichten. Das war die Kernaussage unseres fünfminütigen Briefings am nächsten Morgen. Als Brex mit seinem Bericht darüber, was sie alles nicht gefunden hatten, fertig war, gähnte ich.

»Du musst schlafen«, schalt mich Georgia.

»Ich muss meine Frau finden«, gab ich scharf zurück und rieb mir die Augen. Ich hatte mich den Großteil der Nacht mit Kaffee wachgehalten, was nicht ganz genügte, um einen scharfen Verstand zu bewahren.

»Wenn wir sie finden«, sagte Georgia mit Nachdruck, »und das werden wir, darfst du nicht wie ein Zombie aussehen. Sie ist schwanger. Das Baby könnte jeden Moment kommen ...«

»Genau deshalb habe ich keine Zeit zu schlafen.« Ich war es leid, mit ihnen darüber zu diskutieren. »Ich tu mein Bestes.«

Brex und Georgia tauschten einen Blick, der andeutete, dass sie davon in letzter Zeit nicht viel bemerkt hatten. Es war sinnlos, sie deshalb zur Rede zu

stellen. Sie hatten recht.

Ich gab nicht mein Bestes, weil ich das ohne Clara nicht konnte. Sie war mein Bestes. Ohne sie war ich nur ein halber Mensch, so sehr ich mich auch bemühte. Wie viel Zeit hatte ich verschwendet, indem ich sie von bestimmten Teilen meines Lebens ausgeschlossen hatte? Wie lange hatte ich ihr nicht alles von mir gezeigt? Und wofür? Um sie zu schützen? In diesem Punkt hatte ich versagt.

»Was ist mit unseren neuen Spuren?«, fragte ich erschöpft und lenkte das Gespräch weg von mir und meinen Fehlern. Nach unserem Treffen mit den Geistern hatten wir sowohl Sarah als auch Anders beschatten lassen. Die Ergebnisse waren enttäuschend.

»Sarah spricht kaum mit jemandem«, sagte Georgia und sank mit skeptischer Miene auf einen Stuhl. Sie wusste, dass ich das Thema gewechselt hatte, und war nicht froh darüber. »Sie ignoriert Peppers Anrufe und verlässt das Haus nicht. Auf ihrem Handy gab es keine außergewöhnlichen Vorgänge.«

»Vielleicht wartet sie auf Anweisungen«, sagte Brex auf seine übliche knappe und direkte Art. Anders als seine Partnerin führte er als ehemaliger Soldat mit Leichtigkeit unausgesprochene Befehle aus.

»Dafür gibt es keinen Beweis«, fügte Georgia rasch hinzu. »Wir sollten es nur in Erwägung ziehen.«

Niemand – nicht einmal ich – war sich sicher, wie ich auf den Beweis reagieren würde, dass meine Schwester diejenige war, die uns verraten hatte.

»Behaltet sie weiter im Auge«, sagte ich nach einem Moment. »Was ist mit Anders?«

»Also ...« Brex und Georgia sahen sich an.

»Was?«, drängte ich. War ich zweimal hintergangen worden? Ich hatte meine neue Familie in mein Haus und mein Herz gelassen – was mir nicht leichtgefallen war. War ich ein Opfer meiner Sentimentalität geworden?

»Es gibt nichts Verdächtiges«, sagte Brex schnell, während meine Gedanken rasten. »Aber wir glauben, er hat gemerkt, dass man ihn beschattet.«

»Mist«, murmelte ich. »Wie kommt ihr darauf?«

»Er, also ... er hat unserem Mann ein Zeichen gegeben«, sagte Brex

verlegen.

»Ein Zeichen?« Ich runzelte die Stirn. »Wie?«

»Du weißt schon.« Brex hob den Mittelfinger.

»Oh.« Er wusste also, dass er beschattet wurde, und er machte kein Hehl daraus, dass er es wusste. In Wahrheit hatte ich ihn nicht verdächtigt. Norris hatte ihn sorgfältig überprüft, als wir von seiner Existenz erfahren hatten. Er war sauber. Ich hatte seine Mutter kennengelernt. Wenn sein Leben eine Tarnung war, wusste er es selbst nicht. Aber die Geister hatten mich verängstigt. Neuerdings misstraute ich meinem Bauchgefühl, denn ich hatte nie Zweifel an Sarah gehabt, und sie war die ganze Zeit an allem beteiligt gewesen.

»Was wissen wir über den MI-18?«, fragte ich.

»Da haben wir schlechte Nachrichten«, sagte Georgia sanft. »Wir haben gehofft, dass wir ihr Interesse wecken könnten.«

»Aber sie beißen nicht an«, erklärte Brex.

Wo immer sie waren, sie gruben sich einfach nur tiefer in ihrem Loch ein. Sie hatten kein Interesse daran, mit uns in Kontakt zu treten, was bedeutete, dass sie nichts hatten, was wir wollten, oder sie hatten es und wollten nicht mit uns teilen. Weder das eine noch das andere fühlte sich gut an.

»Was sollen wir tun?«, fragte Georgia.

»Überwacht sie weiter. Haltet weiter Ausschau nach dem MI-18 und ...« Ich ließ den Kopf in die Hände sinken und biss mir auf die Zunge.

»Und?«, drängte sie.

»Wenn ihr meine Frau nicht finden könnt, findet Norris.« Ich wusste, dass ich Unmögliches verlangte, aber mit jedem Tag, der verging, verlor ich nur noch mehr Hoffnung.

Ich hatte keine Ahnung, was Norris zugestoßen war, und auch wenn ich wusste, dass er meine Frau niemals ungeschützt zurücklassen würde, konnte ich nicht akzeptieren, dass er tot war. Keine Leiche. Kein Beweis.

Das war das Einzige, was uns derzeit Hoffnung machte.

»Wir haben die Krankenhäuser überprüft.«

Brex räusperte sich, dann fügte er hinzu: »Und die Leichenschauhäuser.

Bislang nichts.«

Keine Leiche. Kein Beweis.

»Sucht weiter«, ordnete ich an. »Wo ist Smith?«

Georgia zögerte. »Er sieht nach Belle. Es geht ihr nicht gut.«

Und sie kümmerte sich um meine Tochter. Ich stand auf und wankte kurz. Brex schlug mir eine Hand auf die Schulter.

»Versteh das nicht falsch, armer Junge, aber du brauchst eine Dusche und eine Mütze Schlaf.«

»Was ich brauche ...«

Georgia schnitt mir das Wort ab. »Was du brauchst, ist ein Moment für dich. Du musst dich um dich kümmern, in diesem Zustand kannst du dich nicht um Clara kümmern.«

»Und du?«, fragte ich vorwurfsvoll zurück und ignorierte unverfroren, dass Brex zwar nicht rasiert war, aber frische Kleidung trug – genau wie Georgia. Ich hingegen hatte die Patina eines Wohnungslosen angenommen. Aber wie sollte ich mich für Dinge wie Seife, heißes Wasser und Kopfkissen interessieren, wenn Clara vielleicht nichts von alledem hatte?

»Wir wechseln uns ab«, sagte Georgia. »Im Churchill-Stil. Ein paar Stunden Schlaf, währenddessen arbeiten die anderen weiter.«

»Und jetzt bist du dran«, informierte mich Brex.

»Ist das ein Befehl?«, fragte ich mit tiefer Stimme.

»Wenn es sein muss«, erwiderte Georgia und verschränkte die Arme.

Das hatte man davon, wenn man sich Rebellen und Deserteure als Freunde aussuchte. Es interessierte sie nicht, wer ich war. Sie scherten sich nicht um meine Anweisungen. Darum mochte ich sie ... normalerweise.

Auf halbem Weg zu meinen Privatgemächern klingelte mein Telefon. Es war eine willkommene Abwechslung und lenkte mich von dem Unbehagen ab, das in mir wuchs. Seit dem Morgen, an dem ich Claras Verschwinden bemerkt hatte, hatte ich unsere Räume gemieden. Dort gab es nichts außer einem Leben, das ich womöglich bereits verloren hatte.

Ich seufzte, als ich die Identität des Anrufers sah. Anders versuchte wirklich nicht, irgendetwas vor mir zu verbergen.

»Hallo?«

»Sind diese miesen Beschatter deine Leute, oder habe ich ein Problem?«, fragte Anders.

»Die gehören zu mir.« Ich kniff mir in die Nasenwurzel. Ich hatte Anders ein bisschen von dem erzählt, was vor sich ging, aber das war, bevor die Dinge außer Kontrolle geraten waren. Er hatte keine Ahnung, warum ich ihn jetzt überwachen ließ. Er wusste nicht, dass Clara vermisst wurde, und es war sinnlos, ihn einzuweißen.

»Ist das ein dauerhafter Service?«, grummelte er.

»Willkommen in der Familie.« Es war einfacher, so zu tun, als wäre es einfach nur ein weiterer Nachteil des Lebens als Royal.

»Na, toll. Erst schickst du mir Miss Domina, die jede meiner Bewegungen kritisiert, und jetzt habe ich Bodyguards.« Er zögerte. »Was passiert, wenn ich nach Australien ziehe?«

»Ich schlage vor, du lernst Surfen.« Ich hatte jetzt keine Zeit für so etwas, aber es lenkte mich davon ab, dass ich unsere Räume erreicht hatte.

»Übrigens, sag deiner Frau, sie soll ihre Mutter anrufen. Ich habe versucht, sie zu erreichen, aber sie ignoriert uns. Ist das so eine Art Isolationsfolter – ihr packt uns zusammen und wartet ab, was passiert, wenn wir uns selbst überlassen sind? Ich weiß nicht ...«

»Ich sage es ihr«, schnitt ich ihm das Wort ab und legte auf. Ich hatte keine Zeit für seine Problemchen. Sobald ein Mitglied von Claras Familie ihre Abwesenheit hinterfragte, würden es auch andere tun. Das Letzte, was ich brauchte, war eine panische Madeline Bishop, die durchs Besprechungszimmer schwirrte.

Ich blieb vor dem Eingang zu unseren Räumen stehen. Seit dem Tag, an dem ich Clara verloren hatte, war ich überall im Palast gewesen, nur hier nicht. Ich atmete tief durch und stieß die Tür auf.

Es war surreal – vertraut und fremd zugleich. Das war mein Zuhause, aber die unwillkürliche Freude, die ich normalerweise beim Eintreten empfand, fehlte. Stattdessen fühlte ich mich ausgehöhlt, als befände ich mich in einem luftleeren Raum. Hier gab es nichts. Alles Licht war aus den Räumen

verschwunden.

Kleine Erinnerungen an Clara um mich herum riefen nur dumpfe Trauer hervor. Wie lange würde es dauern, ehe sie gar keine Gefühle mehr weckten?

Ich entschied, nicht länger darüber zu grübeln. Stattdessen ging ich ins Schlafzimmer und blieb zögernd vor der Tür auf der anderen Flurseite stehen. Vor Elizabeths Zimmer. Auch sie hatte ich gemieden. Ich konnte meiner Tochter nicht gegenüberreten, sie verstand nicht, was mit ihrer Mutter passiert war.

Vielleicht würde sie es niemals verstehen.

Doch von innen vernahm ich leise Stimmen – Smith und Belle.

Ich überwand mich und öffnete die Tür. Sie saßen dicht zusammen. Elizabeth spielte auf dem Boden und achtete nicht auf Belle, die bleich war und sich nach vorn krümmte. Smith kniete neben ihr und rieb ihr beruhigend über den Rücken.

Ich trat ein und versuchte den Anflug von Eifersucht, der mich durchfuhr, zu ignorieren. Ich hätte derjenige sein sollen, der nach seiner Frau sah. Clara sollte hier sein und auf ihre Tochter aufpassen.

Es war nicht ihre Schuld, dass dem nicht so war. Sie taten für mich, was sie konnten. Aber aus einem tiefen Gefühl heraus, das sich nicht mit Vernunft wegdiskutieren ließ, wollte ich nicht sehen, was mir selbst nicht vergönnt war. Als die Tür hinter mir ins Schloss fiel, sah Belle auf und zauberte ein strahlendes Lächeln auf ihr erschöpftes Gesicht.

»Alexander«, sagte sie und schluckte schwer an der letzten Silbe. »Besuchst du Elizabeth?«

Meine Tochter, die den Namen ihres Vaters gehört hatte, fiel auf die Seite. Sie stützte sich auf die winzigen Hände, stand auf und tappte lachend und weinend zugleich auf mich zu.

Ein Teil von mir wäre gern umgedreht und weggelaufen. Ich konnte ihr nicht ins Gesicht sehen. Ich konnte nicht antworten, wenn sie nach ihrer Mami fragte. Schließlich folgte ich meinem Instinkt. Ich ging in die Hocke und fing sie mit meinen Armen auf. Sie schlang ihre pummeligen Ärmchen um meinen Hals und hielt mich mit aller Kraft fest, während sie unablässig vor

sich hin brabbelte.

»Sie vermisst dich«, sagte Belle ohne den leisesten Vorwurf. »Edward hat sie besucht, aber er hat zu tun mit ...«

Sie schlug sich die Hand vor den Mund, und ihr blasses Gesicht färbte sich sichtlich grün. Belle war ebenfalls schwanger, sie brauchte Ruhe. Ich war zu beschäftigt gewesen, um daran zu denken, dass die Menschen, die ich als meine Familie betrachtete, ihre eigenen Bedürfnisse hatten.

»Man hat mich angewiesen zu duschen und ein bisschen zu schlafen«, sagte ich zu Smith. »Ich glaube, Belle könnte auch eine Pause vertragen. Ich nehme Elizabeth.«

Smith formte ein stummes Danke mit den Lippen und half der noch immer grünen Belle auf.

»Nehmt eins der Schlafzimmer, wenn ihr wollt«, sagte ich und sammelte eine Decke und ein paar andere Sachen ein.

»Ich bin bald zurück«, versprach Belle, sie wirkte schuldbewusst, zugleich sah man ihr die Übelkeit an. Sie sah so elend aus, dass mir fast selbst schlecht war.

»Keine Sorge. Mein Platz ist hier.« Ich blickte zu meiner Tochter hinunter.

»Danke«, sagte Smith leise, als wir das Kinderzimmer verließen.

Ich zwang mich zu lächeln und hoffte, dass es aufrichtig wirkte, als sich unsere Wege trennten. Sie gingen ans andere Ende des Flurs, wo sich eine Reihe ungenutzter Gästezimmer befanden.

Jetzt hatte ich ein neues Problem zu bewältigen. In Wahrheit hatte ich – auch wenn ich mich rühmte, ein aktiver Vater zu sein – ziemlich wenig Erfahrung darin, mich um ein gefährlich bewegliches Kleinkind zu kümmern. Noch dazu, wenn ich nebenher etwas anderes erledigen musste.

Ich erkundete das Bad, schloss uns rasch ein, breitete die Decke auf dem Boden aus und sah mich nach möglichen Todesfallen um. Nachdem ich die Tür zur Toilette geschlossen, den Wäscheschrank blockiert und den Raum zweimal nach niedrigen Steckdosen untersucht hatte, zog ich mich schließlich aus und duschte, während Elizabeth sich auf dem Boden mit einem Waschlappen vergnügte.

Es war alles andere als entspannend, ein Auge auf meine Tochter zu haben, die sich den Lappen wie einen Hut auf den Kopf setzte, und sich den Frust abzuwaschen, der meinen ganzen Körper zu bedecken schien.

So hatte ich das nicht gewollt, so sollte mein Leben nicht aussehen. Doch ich war hier, sie war hier, und ich musste mich bessern. Clara wäre unserem Kind nicht tagelang aus dem Weg gegangen, wenn ich fort gewesen wäre. Sie hätte nicht jemand anders Mutter spielen lassen.

Ich musste mir ins Gedächtnis rufen, dass ich Elizabeths Vater war – und das war ein größeres Geschenk, als einige Männer ahnten. Ich wusch mir gerade das Shampoo aus dem Haar, als ich ein Auge öffnete und feststellte, dass die Decke leer war. Bevor ich in Panik geraten konnte, sah ich nach unten und entdeckte, dass Elizabeth das Gesicht an die Duschwand presste. Lächelnd beugte ich mich nach unten und legte meine Hand dagegen. Lachend fiel sie um. Dann stand sie wieder auf und presste wieder das Gesicht an die Scheibe. Diesmal presste ich meins ebenfalls dagegen.

Wegen des laufenden Wassers konnte ich ihr Kichern nicht hören, aber ich spürte, wie es mich durchströmte. Es war warm und voller Freude und Licht. Alles, was ich meinte, verloren zu haben – alles, was mir fehlte. Dabei war es die ganze Zeit hier gewesen.

Jemand hatte Clara entführt, aber sie hatten mir nicht unsere Liebe genommen. Das konnte niemand. Elizabeth war der Beweis dafür. Nichts konnte je meine Gefühle für meine Frau schmälern. Darum würde ich es schaffen – darum würden wir es schaffen. Unsere Liebe war in uns, sie trieb uns an.

Nichts konnte sie auslöschen – darum waren wir nicht aufzuhalten.

Nachdem ich geduscht hatte, schlüpfte ich in Jeans und T-Shirt. Elizabeth fing an, sich die Augen zu reiben, darum wechselte ich ihre Windel und brachte sie in ihr Zimmer. Vielleicht war es der vorübergehende Frieden, den ich geschlossen hatte, aber ich fühlte mich so müde, wie sie aussah.

Kaum hatte ich sie in ihr Bett gelegt, streckte sie die Hände nach mir aus.

»Schon okay, Prinzessin. Daddy ist hier.« Ich ließ mich in den nächsten

Sessel sinken und nahm mir ein Buch. In meinem Bett würde ich ohnehin nicht schlafen können. Ich hatte erst wenige Zeilen gelesen, als mir die Lider schwer wurden.

Als ich zu Elizabeth sah, merkte ich, dass sie sich zusammengerollt hatte und tief und fest schlief. Ich hatte so intensiv nach Clara gesucht – nach meinem Leben, meinem Herzen –, dass ich vergessen hatte, dass ich ein Stück von ihr hier hatte.

»Komm ins Bett«, rief Clara mir leise zu.

Ich erschrak und schaute zum Kinderbett. »Vielleicht sollte ich lieber bleiben.«

»Penny ist bei ihr«, erinnerte sie mich. »Und es geht ihr gut.«

Ich war mir nicht sicher, ob sie von unserem neuen Kindermädchen oder von unserer Tochter sprach.

»Sie könnte aufwachen«, widersprach ich.

»Möglicherweise«, stimmte Clara zu, »und dann gehen wir und holen sie.«

Ich war dagegen gewesen, sie nachts in ihrem eigenen Zimmer schlafen zu lassen. Seit ihrer Geburt hatten wir Elizabeth bei uns im Zimmer gehabt. Jetzt, fast neun Monate später, hatte Clara ein Machtwort gesprochen und einige Grenzen festgelegt.

Clara trat ins Zimmer und ließ den seidenen Morgenmantel einladend aufklappen. »Zeit für uns allein. Schon vergessen, X?«

Wir schafften es kaum über den Flur, schon riss ich ihr den Morgenmantel von den Schultern. Clara reagierte mit glücklichem Seufzen auf mein animalisches Verhalten, als ich sie hochhob und zum Bett trug. Ich warf sie auf die Matratze und stürzte mich auf sie.

»Hast du es darauf abgesehen?«, fragte ich und ließ eine Hand zwischen ihre Beine gleiten.

Stöhnend ließ sie den Kopf in den Nacken sinken, doch dann öffnete sie die strahlenden Augen und schüttelte den Kopf.

»Nein?« Ich hielt inne, und sie schob mich fort. Noch ehe ich die Zurückweisung ganz begriff, kroch Clara auf allen vieren auf mich zu.

»Darauf habe ich es abgesehen«, raunte sie und strich mit der Hand über die

dicke Wölbung meines Schwanzes.

»Das gehört alles dir, Süße.« Ich lehnte mich gegen das Kopfende, während sie meine Hose öffnete und mich befreite. Clara ließ mich nicht aus den Augen und senkte den Mund zur Spitze meines Glieds.

Ich liebte es zuzusehen, wie sie mich einsaugte. Wenn sie innehielt und mit der Zunge über ihre Lippen strich, als wollte sie den Moment auskosten.

Doch es gab eine Sache, die ich noch mehr mochte. Ich packte sie, hob sie hoch und zog sie auf meinen Schoß. Clara wehrte sich nicht. Stattdessen kreiste sie mit den Hüften und ließ sich mit himmlischer Beherrschung auf mich sinken.

Als ich sie ausfüllte, verdrehte sie genüsslich die Augen.

»Das ist es«, reizte ich sie und drängte mich gegen sie. »Ich Sorge für dich.«

»Versprochen?« Sie stöhnte.

»Immer«, schwor ich. Ich griff nach ihrer Hüfte, schloss die Hand um die Seide – und dann war sie weg. Ihr Seidenmorgenrock war in meinen Händen, aber Clara war nicht mehr da.

Ich sprang aus dem Sessel hoch und erinnerte mich daran, wo ich war. Ich dachte nicht nach. Ich konnte nicht. Ich hatte sie in meinen Händen gehalten. Es war nur eine Erinnerung gewesen, aber es hatte sich so real angefühlt, und es hatte mich daran erinnert, was auf dem Spiel stand.

Ich schritt den Flur hinunter, ging zu Sarahs Zimmer und stieß die Tür auf. Mit verweinten Augen und erwartungsvoller Miene saß sie auf dem Bett.

»Wo ist sie?«, fragte ich, ich hatte genug von diesen Spielen, vom Taktieren, davon, zu wissen, dass die Antworten vielleicht gleich den Flur hinunter zu finden waren.

Erneut brach Sarah in Tränen aus. »Ich weiß es nicht.«



16

Norris

Allmählich wurde ihm langweilig. Egal, wie sehr sie sich bemühten, seine Sinne zu verwirren, seine innere Uhr ging ziemlich genau. In der ganzen Zeit, die er hier war, war nichts passiert.

Und es musste etwas passieren.

Es war ihm gelungen, sich trotz der gebrochenen Knochen vorsichtig von seinen Fesseln zu befreien und sie wieder lose um seine Handgelenke zu befestigen. So sah es für die Schwestern aus, als sei nichts Ungewöhnliches passiert, wenn sie nach ihm sahen.

Er wunderte sich allerdings, dass niemandem auffiel, wie verdächtig es war, dass er gar nicht zu entkommen versuchte. Zu seiner Zeit waren MI-18-Agenten besser ausgebildet gewesen.

Er hatte keinen Zweifel daran, dass *sie* ihn festhielten. Auch wenn er noch nicht herausgefunden hatte, warum, war ihm eine Reihe überzeugender Szenarien eingefallen. An den Abend des Überfalls hatte er nur

bruchstückhafte Erinnerungen, und sie erzählten eine erschreckende Geschichte.

Er war versucht, auf seine Vorsicht zu pfeifen und sein Glück zu versuchen. Doch mit Glück würde er nicht weit kommen. Planen und warten, auch wenn ihm die Zeit davonlief, führte zuverlässiger zum Erfolg.

Das sagte er sich in jeder wachen Stunde, die ohne Zwischenfall verging. Er wollte gerade von seiner Theorie ablassen, als er draußen Schreie hörte und das Geräusch einer Trage, die über den Flur gerollt wurde.

Norris zog die Hände aus den gelockerten Fesseln und setzte sich auf, wobei er sorgsam darauf achtete, seinen Blutdruck in Schach zu halten, bis er sich von den Maschinen abkabelte.

Beim Aufstehen fühlten sich seine Beine steif an, doch stärker behinderte ihn der Schmerz von der Stichwunde in seinem Unterbauch. Nur gut, dass sich bereits Adrenalin in seinem Körper bildete. In den letzten zwei Tagen hatte er zwei nützliche Gegenstände von den Schwestern eingesammelt: einen Ausweis und eine Büroklammer. Weil er fixiert gewesen war, hatte sich niemand die Mühe gemacht, die Gegenstände bei ihm zu suchen, obwohl ihr Verschwinden mit Sicherheit bemerkt worden war.

Wie aufs Stichwort trat ein Sicherheitsbeamter durch die Tür. Trotz des Durcheinanders hatte jemand die Monitore bemerkt und brachte ihm genau, was er brauchte.

»Halt«, befahl der Wachmann und griff nach seiner Pistole.

Das war sein erster Fehler, er hätte mit gezückter Waffe hereinkommen sollen.

Ein Beamter mit einer Grundausbildung war kein Gegner für einen Mann, der in sechs Kampfsportdisziplinen ausgebildet war. Zwei Bewegungen und ein sorgfältig platzierter Würgegriff, schon hatte Norris den Mann ausgeschaltet. Ihn zu töten – so gern er das auch getan hätte –, wäre nicht gut gewesen.

Innerhalb von einer Minute hatte er den Mann ausgezogen und ins Krankenhausbett gelegt. Er befestigte die Kabel an ihm und richtete sein Gesicht vorsichtig so aus, dass niemand zweimal hinsehen würde, es sei denn, der Mann meldete sich nicht zurück. Das konnte Norris vortäuschen. Er

kannte die Regeln. So blieb ihm Zeit, hier herauszukommen, bis eine Schwester ihre Runde drehte.

Die Uniform des Wachmanns passte ihm, auch wenn er etwas größer war, doch das würde niemandem auffallen.

Als Norris zur Tür ging und hinausspähte, übernahm sein Instinkt die Führung. Der Flur war verlassen. Offenbar erforderte der Notfall, der ihm die nötige Ablenkung verschafft hatte, die Aufmerksamkeit des gesamten Personals auf dieser Etage.

Es gab zwei Möglichkeiten, aus einem stark überwachten Gebäude zu entkommen. Die erste war einfach. Lass dich nicht erwischen, ehe du draußen bist. Das war so gut wie unmöglich. Dank moderner Technik konnte jede Bewegung verfolgt werden, alles Ungewöhnliche würde die Aufmerksamkeit der Security wecken. Das bedeutete, der zweite Weg war üblicherweise der beste, und der verlangte überdurchschnittliche Fähigkeiten.

Er musste sich seiner Umgebung anpassen und so wirken, als gehörte er hierher – das war die einzige Möglichkeit, aus einer MI-18-Einrichtung zu entkommen. Da er das wusste, hatte er geduldig gewartet, um so viele Informationen wie möglich zu sammeln, bevor er einen Versuch startete.

Er würde nur eine Chance bekommen. Natürlich brauchte er auch nur eine.

Normalerweise waren die Sicherheitssysteme in den Fluren mit Kameras verbunden, die jeweils in den Ecken angebracht waren. Wenn er seine Tür einen Spaltbreit öffnete, bedeutete das, er konnte hinaussehen und zugleich eine Kamera abschirmen. Die andere hatte vermutlich freie Sicht auf ihn. Doch hier kam ihm die Ablenkung zu Hilfe. Womit auch immer das gesamte medizinische Personal beschäftigt war, fesselte vermutlich auch die Aufmerksamkeit der Männer, die die Bilder aus den Kameras überwachten.

Er schlich hinüber auf die Schwesternstation, ließ sich auf einen Hocker sinken, fuhr den Sitz nach unten und überprüfte seine Optionen. Die niedrige Sitzhöhe des Stuhls sorgte zusammen mit dem hohen Tresen dafür, dass die Kameras im Flur ihn nicht im Bild hatten. Vermutlich war eine auf die Station gerichtet – die auf ihn gerichtete wurde nur selten beachtet. Niemand machte sich Gedanken darüber, was hinter dem Tresen passierte.

In einem normalen Krankenhaus hätte er Zugang zu den Profilen der Angestellten und könnte herausfinden, wer auf seine allgemeine Beschreibung passte, wer ähnlich groß und von ähnlicher Statur war wie er. Doch dies war kein normales Krankenhaus, eine solche Information stand hier nicht zur Verfügung. Also suchte er nach etwas anderem. Er ging einige Akten durch und entdeckte schließlich ein vertrautes Schild.

Norris, James.

Die Dokumente bestanden aus nur wenigen Seiten mit Testergebnissen, überwiegend Blutbilder. Neben seinen eigenen Ergebnissen lagen die Ergebnisse von jemand anderem, allerdings unbeschriftet.

Mehr brauchte er nicht zu wissen. Jetzt war ihm klar, warum er hier war, allerdings nicht, warum man ihn am Leben gelassen hatte. Sie hätten die Tests genauso gut mit seiner Leiche machen können. Vielleicht war jemand da oben sentimental geworden.

Er stand auf, um sich unter das Personal zu mischen, sobald dieses wieder auf seine Positionen zurückkehrte. Als er mit gesenktem Kopf zurück in den Flur gehen wollte, blieb sein Blick an einer Akte hängen, die auf dem Tresen lag. Da wusste er, dass es nicht ganz so leicht werden würde zu fliehen.

Nicht, nachdem er entdeckt hatte, dass Clara ebenfalls hier war.

*Clara*

Alexander strich mit den Händen über meine Arme, dann fasste er meine Hüften und zog mich heftig an sich. Erwartungsvoll schloss ich die Augen. Es fühlte sich an, als hätte er mich ewig nicht mehr berührt. Jetzt, wo er hier war und mich berührte, konnte ich mich nicht mehr erinnern, was uns voneinander getrennt hatte. Es war nicht wichtig, das hier war wichtig: Ich schmiegte mich an ihn und überließ ihm die Kontrolle. Das brauchte er genauso, wie ich es brauchte, mich ihm hinzugeben.

»Bist du bereit, Süße?«, fragte er, den Blick auf etwas in meinem Rücken gerichtet.

Ich schüttelte den Kopf. Nicht, wenn ich nicht wusste, was es war. Nicht, wenn ich nicht wusste, was ich tun sollte.

»Ach, Süße.« Seine Lippen strichen meinen Hals hinunter und trieben heftiges Verlangen durch meinen Körper. »Du musst Vertrauen haben.«

»Das habe ich. Ich vertraue dir.« Ich meinte das ernst, fühlte mich aber

dennoch unsicher. Das ergab keinen Sinn.

»Nicht mir«, sagte er, strich mit den Lippen über meine und erhielt dafür ein Wimmern. »Dir selbst. Du musst dir selbst vertrauen.«

Während er sprach, schloss sich eine Ledermanschette um mein Handgelenk, und ich sah zu ihm hoch, wo sich meine erschrockenen Augen in seinen spiegelten.

»Aber das kann ich nicht«, widersprach ich, wehrte mich jedoch nicht gegen die Fesseln. Normalerweise konnte ich es, wenn er mich darum bat. Was war heute anders?

»Doch, das kannst du, Süße.« Er befestigte die zweite Manschette. Mit einem flüchtigen Lächeln ließ er sich auf den Boden sinken, doch anstatt meine Beine zu spreizen, legte er seine Wange an meinen Babybauch. »Für uns. Für uns alle.«

Ich stemmte mich gegen die Fesseln, dann kippte die Welt, ich wurde von hellem Deckenlicht geblendet, und eine bekannte, aber nicht willkommene Stimme drang langsam zu mir durch: »Oh! Sie sind wach.«

Ich schüttelte den Kopf, versuchte die Spinnweben zu vertreiben und zu begreifen, wo ich war. Meine Handgelenke waren gefesselt, und ich spürte, wie stetig eine Infusion in meinen Arm floss.

»Der Arzt ist auf dem Weg«, sagte June, als würde mich das beruhigen. »Es ist Zeit, das Baby zu holen.«

Das wusste ich, dennoch sank mir der Mut. Ich hatte es gewusst, als David gekommen war. Als der Apfel auf dem Tablett lag. Ich hatte gewusst, was kam, und ich wusste, was ich jetzt zu tun hatte.

Es war riskant gewesen, darauf zu setzen, dass ein Biss vermutlich genügen würde, mich bewusstlos zu machen, aber nicht auf Dauer. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu bluffen und zu hoffen, dass niemand ahnte, dass meine unkontrollierten Bewegungen einem größeren Plan dienten.

»Ist David da?«, fragte ich. »Wir waren mit unserem Gespräch noch nicht fertig.«

Oh, doch, das waren wir. Als ich in den Apfel gebissen hatte, war unser Gespräch beendet. Er konnte nichts sagen, was seine Sünden in meinen Augen

wiedergutmachte. Ich hatte keine Lust, ihn um Vergebung betteln zu hören, während er mich gleichzeitig meinen Mördern auslieferte.

»Ich werde nach ihm suchen. Entspannen Sie sich.« Sie strich mir über den Kopf, und ich schluckte gegen die Übelkeit an.

Ich bezweifelte, dass viele Gefangene auf dem Weg zum Galgen entspannt waren. Und dorthin führte mein Weg, auf mich wartete der sichere Tod, und wenn ich meine Trümpfe nicht geschickt ausspielte, konnte ich ihm nicht entkommen.

Nachdem June gegangen war, zog ich an den Fesseln, doch sie saßen fest. Man würde mich nicht freilassen. Ich erinnerte mich an meinen ersten Kaiserschnitt und wie man mir die Arme am Tisch festgebunden hatte. Angesichts der Umstände war mir das ungewöhnlich demütigend erschienen.

Jetzt lag ich wieder da wie ein Opfer – eine Jungfrau, die auf ihre Schlachtung wartete. Doch ich war keine Jungfrau, und ich würde nicht nachgeben und das hier akzeptieren.

Ich würde kämpfen.

*Alexander*

Wir waren alles ein Dutzend Mal durchgegangen, doch Sarahs Geschichte blieb immer dieselbe. Das hielt mich nicht davon ab, sie zu zwingen, sie mir noch einmal zu erzählen, auch wenn Georgia mir hinter ihrem Rücken scharfe Blicke zuwarf.

»Noch mal«, forderte ich.

Sarah schluchzte auf, bevor sie erneut von vorn begann, sie hatte die ganze Zeit über geweint. »Ich bin nach dem Unfall aufgewacht, dann erzählte man mir, ich bräuchte Physiotherapie.«

Ich nickte. So hatte die Geschichte jedes Mal begonnen. Ich war mir unsicher, ob das bedeutete, dass sie sie auswendig gelernt hatte oder dass sie die Wahrheit sagte. Norris hätte es gewusst. Er war auch besser im Befragen.

»Nach ein paar Tagen habe ich nach meiner Familie gefragt. Man sagte mir, du bist im Krieg, und Dad ist auf einer Geschäftsreise. Das glaubte ich eine Weile. Doch dann verging immer mehr Zeit, ohne dass mich jemand besuchte.

Man ließ mich nicht nach draußen gehen, ich durfte keine Freunde anrufen. Sie sagten mir nicht, wie lange ich bewusstlos gewesen war.«

Entweder war meine Schwester unglaublich dumm oder unglaublich verängstigt gewesen – meiner Erfahrung nach waren diese beiden Zustände oft austauschbar. All das wollte ich eines Tages genau analysieren. Jetzt interessierten mich nur die Fakten.

»Wo hat man dich festgehalten?«, fragte ich.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie erschöpft. »Es gab keine Fenster. Keine Telefone. Manchmal hat man mich in einen Krankenhausflügel gebracht.«

»Gab es dort auch keine Fenster?«, erkundigte sich Smith.

»Nein«, sagte sie mit Nachdruck. Er testete sie, er stellte ihr diese Frage jedes zweite Mal, wenn sie die Geschichte erzählte. »Dann wurde es merkwürdig.«

»Inwiefern?« Georgia achtete auf jedes Wort, auch wenn sie Sarahs Geschichte ebenfalls schon mehrfach gehört hatte. Sie suchte genauso eifrig nach Hinweisen wie ich. Das war die erste richtige Spur, die wir hatten.

»Beschreib den Raum, in dem man dich festgehalten hat«, sagte ich.

Sarah seufzte schwer und beschrieb ihn aufs Neue. »Da stand ein Bett, es gab Wände, einige Bücher, eine Kommode mit Kleidern – alles dieselben.«

»War noch jemand anders da?«, fragte ich.

»Ich habe nie jemanden gesehen. Einmal dachte ich, ich hätte ein Mädchen gesehen, aber ich glaube, ich bin nur allmählich durchgedreht«, gab sie mit leiser Stimme zu.

»Und warst du die ganze Zeit wach?«, wollte Brex wissen. An diesem Punkt schien er jedes Mal hängen zu bleiben. Ich konnte verstehen, dass er von den Informationen enttäuscht war, aber ich wusste nicht, warum er es immer wieder ansprach.

»Ja. Überwiegend. Glaube ich«, fügte sie hinzu. »Es waren Jahre.«

Jahre. Sie war jahrelang wach gewesen, und keiner von uns hatte es gewusst. Das ergab keinen Sinn. Ich wusste, dass die anderen dieselben Überlegungen anstellten.

»Kannst du dich an irgendetwas erinnern? Etwas, das du gesehen hast? Etwas, das jemand gesagt hat?«, fragte Georgia.

Sarah schüttelte den Kopf, ihre Unterlippe bebte. »Ich versuche es. Ich hätte es euch sagen müssen. Ich hatte solche Angst. Sie haben gedroht, mich zurückzuholen, wenn ich es euch erzähle.«

Ich konnte sie nicht ansehen. Zum Teil fühlte ich mich für ihr Schicksal verantwortlich. Hätten sie das durchziehen können, wenn ich sie regelmäßig besucht hätte? Vielleicht hätte ich bemerkt, dass ihr Bett in Windsmoor leer war. Aber ich konnte ihr nicht vergeben, dass sie in mein Haus zurückgekehrt war und mir nicht die Wahrheit gesagt hatte. Ganz gleich, was ihre Gründe waren.

Georgia zeigte mehr Mitgefühl. »Niemand holt dich wieder zurück. Du hättest es uns erzählen sollen. Wir können dich schützen.«

»Wie ihr Clara geschützt habt?« Es war eine harmlose Frage, aber sie traf ins Schwarze.

»Wir haben nicht aufgepasst«, sagte ich angespannt. »Das wird nicht wieder vorkommen.«

Sobald Clara in diesen Mauern zurück war, würde ich sie nie mehr aus den Augen lassen. Vermutlich würde sie diesmal nichts dagegen haben.

»Wenn dir nichts mehr einfällt, solltest du dich etwas ausruhen«, sagte Georgia und klang überraschend wie eine Person, die ein Herz besaß. Auch Brex starrte sie verblüfft an.

»Wenn ihr mich braucht«, sagte Sarah. Ich spürte, dass ihr Blick meinen suchte, aber ich ertrug es nicht, sie anzusehen. Wir hatten von ihr heute mehr erfahren als in den ganzen letzten Tagen, aber es genügte nicht. »Es tut mir leid, Alex. Ich wusste nicht, dass man sie entführen würde.«

Ich nickte. Mehr brachte ich nicht zustande, ohne die Beherrschung zu verlieren. Sie war dumm, egoistisch und voller Angst gewesen – Eigenschaften, die wir gemeinsam hatten. Wie konnte ich ihr also mehr Vorwürfe machen als mir selbst?

»Wenn dir noch etwas einfällt«, sagte Brex und klang erschöpft.

»Ich denke weiter nach«, versprach sie. »Aber es wird nichts nutzen.«

»Ich bringe dich in dein Zimmer zurück«, sagte Georgia. Sie wollte einen Arm um sie legen, doch Sarah erstarrte.

»Tut mir leid«, murmelte sie. »Das haben sie immer nach den Tests gesagt.«

»Tests?« Das hatte sie bislang nicht erwähnt. Andererseits hatten wir sie auch mehr nach Einzelheiten zu dem Ort gefragt.

»Sie haben mir manchmal Blut abgenommen. Sie meinten, sie würden mich auf Vitaminmangel testen. Anschließend gaben sie mir mehr oder weniger Tabletten.« Sie lächelte Georgia entschuldigend an und folgte ihr hinaus.

Sobald sie gegangen waren, drehten wir uns um und starrten uns an.

»Ich bezweifle, dass das nur Blutbilder waren«, sagte Smith. »Wonach haben die gesucht?«

Ich hatte nicht die leiseste Ahnung. Es war eine interessante Information, aber nicht sonderlich nützlich.

»Vielleicht sehen wir das falsch«, sagte Brex nachdenklich.

»Wie meinst du das?« Ich blickte auf die Uhr, ich hatte Belle versprochen, zur vollen Stunde nach Elizabeth zu sehen.

»Vielleicht haben sie mehr gemacht, vielleicht aber auch nur das. Warum nimmt man jemandem Blut ab, um es auf Vitaminmangel zu untersuchen?«

»Bei Mangelernährung«, mutmaßte Smith. »Isolationshaft. Nach einer Strahlenbelastung. Oder bei zu wenig Sonne.«

Kaum hatte er es ausgesprochen, nickte Brex. »Genau. Was passiert mit jemandem, wenn er nicht nach draußen kommt? Wenn er keine Fenster hat?«

»Vitamin-D-Mangel«, antwortete Smith. »Das kann zu allen möglichen Problemen führen.«

»Aber Sarah ist gesund hergekommen ...«

»Dafür hat jemand gesorgt«, sagte Brex grimmig. »Jemand, der um die langfristigen Auswirkungen von Sonnenentzug weiß.«

»Worauf willst du hinaus?« Das kurze Schlafen hatte mir nicht geholfen, klarer zu denken. Ebenso wenig wie die letzten Stunden, die wir meine Schwester verhört hatten.

Brex ging zu der Tafel, an der Fotos und Spuren hingen, doch anstatt auf einen Verdächtigen zu zeigen, klappte er das Brett in der Wand auf, das ich ihnen gezeigt hatte. »Das hat man im Krieg gebaut. Wohin führt der Gang?«

»Es sind Schutzräume. Zu anderen wichtigen Regierungsgebäuden.«

»Sie dienten nicht nur als Verbindung, sie boten Schutz.«

»Willst du etwas sagen?« Ich sprach den Satz nicht zu Ende, allmählich setzten sich die Puzzleteilchen zusammen.

»Man hat sie unter der Erde festgehalten«, sagte er. »Und welche Organisation weiß alles über verlassene Bunker? Welche Organisation könnte so etwas bewerkstelligen?«

Wir suchten nicht nach dem MI-18, damit er uns half. Wir suchten nach dem MI-18, weil er meine Frau hatte.

Es gab noch einen anderen Ort, der Sarah mit dem Krieg verband – Windsmoor. Obwohl das Haus am Rand von Windsor lag, weit weg von dem gleichnamigen Schloss, konnte ich mir vorstellen, dass die zwei Gebäude miteinander verbunden waren. Doch um ganz sicher zu sein, mussten wir in den Akten graben.

»Haben wir keine Sekretärinnen, die sich darum kümmern können?«, fragte Georgia, während sie über den Bildschirm scrollte.

Überrascht, dass sie überhaupt fragte, sah ich sie an. »Denen können wir nicht vertrauen.«

»Wir wissen nicht, wer Kontakt zum MI-18 hat.« Smith nickte. »Wir müssen besonders vorsichtig sein.«

Auf den Geheimdienst zu warten machte mich fertig, aber kurz davor zu sein, eine notwendige Information zu finden, machte mich verrückt. »Warum fahren wir nicht einfach dort raus?«

Ich hielt es nicht länger aus. Vielleicht machte ich mir zu große Hoffnungen, aber das war die erste heiße Spur, die wir hatten. Wenn Clara dort war, warum warteten wir dann hier?

»Wenn wir ohne Beweis nach Windsmoor fahren, ohne zu wissen, was wir dort wollen, geben wir ihnen womöglich Zeit zu reagieren«, erinnerte mich Smith.

Er hatte recht. Es machte das Warten jedoch nicht leichter.

»Ich glaube, ich habe etwas.« Brex kam ins Zimmer und ließ eine Reihe Bauzeichnungen auf den Tisch fallen. Die Papiere waren mit der Zeit vergilbt,

aber dort stand deutlich *Windsmoor*.

Brex breitete sie auf dem Tisch aus und erklärte. »Das ist ein geplanter Bunker.«

»Geplant?«, wiederholte Georgia.

»Die Papiere sind auf wenige Wochen vor Kriegsende datiert.« Brex seufzte und trat zurück, dann hielt er einen Moment inne. Er schien nicht zu wissen, ob er uns gute oder schlechte Nachrichten mitteilte. »Wenn sie mit dem Bau begonnen haben ...«

Hatten sie vermutlich nach Kriegsende nicht damit weitergemacht. »Warum haben sie so lange gewartet?«

England war über Jahre im Krieg gewesen. Es war eine merkwürdige Vorstellung, dass sie mit dem Bau eines weiteren Bunkers bis 1945 gewartet hatten.

»Warum sollten sie das tun?« Diese Information ließ meine Hoffnung sterben, als hätte man ein Glas Wasser über die kleine Flamme gekippt. Ich hatte geglaubt, wir hätten sie gefunden. »Ich hätte es wissen müssen.«

»Was wissen müssen?«, fragte Georgia, die noch immer über den Plänen kauerte. »Er könnte immer noch da sein. Sie könnten ihn fertig gebaut haben.«

»Wer?«

»Der MI-18«, sagte sie. »Er braucht eine Basis.«

»Ich glaube, wenn sie daran weitergebaut hätten, wäre das wohl jemandem aufgefallen«, sagte Smith trocken.

Ihr Gerangel trug nicht zur Verbesserung der Stimmung bei.

»Es ist die einzige Spur, die wir haben«, sagte ich leise.

Die Diskussion verstummte, und Schweigen legte sich über den Raum. Uns allen war klar, je länger Clara weg war, desto schlechter standen die Chancen ... Ich konnte mich nicht überwinden, diesen Gedanken zu Ende zu führen.

Sie durfte nicht sterben.

»Ich habe ihr versprochen, sie zu beschützen«, murmelte ich. Und nun war ich machtlos und konnte nichts tun. Ich hatte Ressourcen zur Verfügung. Ein Team aus Personen, die bereit waren, alles zu tun, was nötig war, um sie zurückzubekommen. Und dennoch war ich machtlos.

Wut packte mich, und ohne nachzudenken fuhr ich mit der Hand über den Tisch und schleuderte die nutzlosen Papiere auf den Boden. Kurz darauf kippte der Tisch um. Man musste den anderen zugutehalten, dass sie nicht einschritten. Sie zuckten noch nicht einmal mit der Wimper. Sie ließen mich den Raum auseinandernehmen, bis es nichts mehr gab, was ich auseinandernehmen konnte. Als das letzte Papier von der Tafel gerissen war, sackte ich in mich zusammen, genauso fertig wie alle andere hier.

»Also, wir sollten es überprüfen.« Auf einmal richtete sich Brex entschieden auf.

»Wozu?« Meine Worte klangen genauso leer, wie ich mich fühlte, sie hallten in mir wider.

»Es geht darum, dass wir nicht aufgeben.«

Georgia hockte sich neben mich und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Wir werden sie finden, und wir können genauso gut in Windsmoor anfangen wie überall sonst.«

Ich blickte auf, musterte jeden von ihnen und versuchte zu spüren, ob ich sie zu diesem Entschluss getrieben hatte. »Ihr habt doch selbst gesagt. Wenn wir uns täuschen ...«

»Wenn wir uns täuschen, dann was?«, sagte Smith. »Wir müssen sie finden, und wir können nicht warten, bis wir alle Informationen haben. Was würde Norris sagen, wenn er hier wäre?«

Ich versuchte, nicht zu viel an Norris zu denken, und es versetzte mir einen schmerzhaften Stich, seinen Namen zu hören. Doch hatte ich, indem ich seine Abwesenheit ignorierte, auch alles vergessen, was er mir beigebracht hatte? Was würde Norris tun? Er würde wissen, wie man mit dieser Situation umging. Er hätte Clara schon gefunden.

»Er würde sich von nichts abhalten lassen«, sagte ich. »Er würde fahren.«

Brex beugte sich hinunter und hob die Reste der Zeichnungen vom Boden auf. »Dann fahren wir.«

Wir hatten keine Ahnung, worauf wir stoßen würden. Vielleicht hatten wir alle nur das Herumsitzen satt. Vielleicht spürten wir alle, dass die Zeit ablief. Vielleicht hatten wir die Grenze zwischen vernünftigem Handeln und

verzweifelter Hoffen überschritten.

Die Folgen waren offensichtlich. Wenn wir uns täuschten, konnte das dem MI-18 Zeit verschaffen. Aber er hatte schon reichlich Zeit gehabt. Wenn wir uns wirklich täuschten, würden sie uns vermutlich beobachten und sich ins Fäustchen lachen. Und wenn wir recht hatten, liefen wir vielleicht blind in eine Falle. Es war mir egal, denn die Liebe war es wert, für sie zu sterben.



19

Clara

Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit, ich strengte mich an und sah, dass David hereinspähte. »Clara?«

»Ich wollte dich sehen«, sagte ich.

Er kam ins Zimmer und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Er wollte nicht hier sein. Da waren wir schon zu zweit. Aber anders als ich hatte er eine Wahl, ich musste ihn nur dazu bringen, das einzusehen.

»Du musst mir versprechen, dich um das Baby zu kümmern«, sagte ich.

»Clara, ich ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich tu mein Bestes.«

»Das bist du mir schuldig«, sagte ich leise und mit Nachdruck. »Was jetzt passiert, hast du zu verantworten.«

»Wenn ich es ändern könnte ...«

»Das kannst du.« Ich wollte mich nicht auf seinen Selbstbetrug einlassen. Er würde dieses Zimmer nicht verlassen, ohne der Wahrheit ins Auge zu sehen.

»Lass mich gehen.«

Er starrte mich an, als wäre mir ein zweiter Kopf gewachsen. »Du wirst es nicht hier raus schaffen. Es gibt Wachen und Sicherheitsmaßnahmen und ...«

»Bitte.« Meine Stimme brach, die Verzweiflung gewann die Oberhand. »Bitte. Lass mich nicht so sterben.«

»Du wirst sterben, wenn du versuchst zu fliehen«, flüsterte er und kam näher.

»Lieber sterbe ich im Kampf, als auf einem Tisch ausgeschlachtet und zurückgelassen zu werden.« Tränen liefen mir übers Gesicht, als ich an das dachte, was mich erwartete. Als ich von dem Apfel abgebissen hatte, hatte ich damit gerechnet, womöglich nicht mehr aufzuwachen. Ein zweites Wunder würde es nicht geben. Sobald man mich in den OP gefahren hatte, war mein Leben zu Ende.

»Das Baby«, sagte David.

»Die tun dem Baby nichts.« Da war ich mir sicher. Ganz gleich, was sie mit mir anstellten. Ihn würde man retten. Er war derjenige, hinter dem sie her waren. Er war der Preis.

»Du darfst das nicht riskieren.« Doch seine Augen ruhten auf meinen Fesseln.

»Ich kann nicht hier herumliegen und darauf warten, dass ich sterbe«, schluchzte ich. »Gib mir eine Chance. Hilf mir.«

»Clara.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht ...«

»Wenn du Edward jemals geliebt hast – irgendeinen von uns –, mach mich jetzt los. Du bist meine Familie. Nicht ihre. Du hast ihm versprochen, in guten wie in schlechten Zeiten zu ihm zu halten.« Wir wussten beide, dass das nicht gut ausgehen würde. Wir wussten auch, wenn ich hier hinausmarschierte, würde sich alles ändern. David würde die Wahrheit nicht länger verheimlichen können, und ich würde nicht für ihn lügen. Ich hatte ihm nur geholfen zu sehen, dass es schlimmer wäre, mit dem zu leben, was er getan hatte. »Du bist besser als das. Wenn du das machst, wird ihn das vernichten. Du wirst dich selbst nicht mehr ertragen können. Eure Ehe wird meinen Tod nicht überstehen.«

»Aber deine Rettung?« Er biss sich auf die Lippe und wandte sich von mir

ab. »Du wirst es ihm sagen. Du wirst ihm alles von ihnen erzählen.«

»Es ist nie zu spät, etwas wiedergutzumachen«, sagte ich leise.

»Denkst du, Alexander wird das auch so sehen?«, fragte er finster. »Oder Edward? Ich weiß, was er von Lügen hält. Er denkt, wir haben keine Geheimnisse voreinander.«

Er entglitt mir. Ich verlor ihn, aber ich brauchte ihn noch.

»Jemand wird es herausfinden, und dann gibt es keine zweite Chance für dich«, sagte ich. »Wenn du mich jetzt rettest ...«

Mein letztes Argument stand zwischen uns. Es war das beste, das ich hatte. Wir wussten beide, dass es hiernach für keinen von uns ein glücklich bis in alle Ewigkeit gab. Ich musste ihm zeigen, dass beide Wege verheerend endeten – aber dass er beeinflussen konnte, wie viele Herzen dabei gebrochen wurden.

»Das kannst du nicht schaffen«, sagte er, doch er kam näher und tastete nach der Manschette.

»Gib mir«, flehte ich, »irgendeinen Tipp. Um mehr werde ich dich nicht bitten.«

Er biss die Zähne zusammen, doch schließlich sprach er. »Sie haben das Personal für die Geburt reduziert. Der Großteil der Organisation weiß zwar von dem Plan, kennt aber keine Einzelheiten. Je weniger Personen Details wissen ...«

Desto geringer war die Gefahr, dass welche nach außen durchdrangen. Ich nickte, mir stockte der Atem, als er die Manschette zu lösen begann.

»Wenn du den nördlichen Korridor nimmst, gibt es einen Ausgang nach draußen.« Er zögerte an der Schnalle. »Selbst wenn du es bis dahin schaffst, gibt es meilenweit nichts, wohin du gehen kannst.«

»Ich werde mich verstecken«, sagte ich. Das war kein großer Plan, aber ich musste kleine Schritte machen. Der erste war, nach draußen zu gelangen. Sobald ich das geschafft hatte, konnte ich weiterdenken – sobald wir in Sicherheit waren. »Welcher ist der nördliche Korridor?«

»Raus und dann links.« Er stieß lautstark die Luft aus, dann öffnete er die Manschette ganz. Ich wartete nicht, bis er die zweite löste. Stattdessen tastete ich selbst danach, doch David schob meine Hand fort und öffnete sie selbst.

Als ich mich aufsetzte, fuhr ein heftiger Schmerz durch meine Mitte, und ich krümmte mich keuchend nach vorn.

»Clara«, sagte David erschrocken.

»Wehen«, keuchte ich. Warum? Das durfte nicht passieren. Wahrscheinlich der Stress.

»Man hat sie eingeleitet«, gestand David und machte Anstalten, die Infusion aus meinem Arm zu entfernen.

»Eingeleitet?« Ich starrte ihn an. »Warum?«

David zog sie heraus und schüttelte den Kopf. »Das willst du nicht wissen.«

»Warum, David?«, wiederholte ich. Bei Elizabeth hatte ich einen Kaiserschnitt gehabt. Jetzt warteten wir auf den Arzt. Es ergab keinen Sinn, die Wehen einzuleiten, wenn sie leicht ...

»Ein Teil der Tarngeschichte«, sagte er leise. »Sie haben vor, dich in ein Krankenhaus zu bringen, das ein paar Stunden von hier entfernt ist. Es soll aussehen, als hättest du Alexander verlassen und wärst dann bei der Geburt gestorben.«

Ich schlug mir die Hand vor den Mund, als eine weitere Wehe einsetzte, diesmal stärker. Das würde ich nicht zulassen.

»Hilf mir«, befahl ich und ignorierte den Schmerz, während ich unsicher aufstand.

»Clara, das schaffst du nicht«, sagte er.

Ich sah ihm in die Augen, und der Schmerz wandelte sich in Wut. »Ich werde nicht sterben. Du musst mir nicht helfen.«

Ich schüttelte seine Hände ab und lief zur Tür. Dort stützte ich mich ab, als mich eine weitere Wehe überkam. Meine Knie wurden weich, und mein Kopf rechnete automatisch. Sie kamen in kürzeren Abständen – zu kurzen Abständen. Ich klammerte mich an die Tür und versuchte, verborgene Kräfte in mir zu mobilisieren.

Aber alles, was ich fand, war Angst. Ich hatte Wehen. Wie sollte ich mich hier herausschleichen? Mein Atem ging jetzt stoßweise, ich reagierte auf die wellenartig einsetzenden Wehen und auf die Panik.

Ich würde nicht einschlafen und niemals wieder aufwachen. Ich würde

ihnen helfen. Ich würde dieses Kind auf die Welt bringen und sehen, wie man es mir wegnahm.

David trat mit einer Sauerstoffmaske zu mir. »Du solltest dich hinlegen«, sagte er beruhigend wie ein Vater, der gerade sein Kind hatte scheitern lassen, um ihm eine Lektion zu erteilen. »Na, komm.«

Ich versuchte, mich zu wehren, als er mir die Maske über den Kopf streifte und mich zum Bett zurückdrängte. Doch die schnell kommenden Wehen hatten mir die Kraft geraubt. Dennoch würde ich nicht zulassen, dass es so zu Ende ging. Ich sammelte allen Mut, den ich noch hatte, schob David weg und stolperte zur Tür.

Als ich sie öffnete, sank ich auf die Knie und sah hoch in zwei vertraute blaue Augen, die mich über den Lauf einer Pistole hinweg ansahen. Bevor ich überhaupt begriff, wer dort stand, ertönte ein Schuss.



20

Alexander

Brex bestand darauf, den Hubschrauber zu fliegen, und führte als Argumente meinen Schlafmangel und meine allgemeine Unkonzentriertheit ins Feld. Ich schenkte mir eine Diskussion darüber, dass wir an der Front beide müde gewesen waren und dass mich das nie davon abgehalten hatte, meine Pflicht zu erfüllen. Denn eigentlich war ich froh, nicht selbst fliegen zu müssen, so hatte ich Zeit zum Nachdenken, auch wenn die anderen sich über die Headsets unterhielten.

»Nach der Landung konzentrieren wir uns auf den südwestlichen Teil des Anwesens. Dort sollte der Bunker laut den Plänen gebaut werden«, erklärte Smith. »Keine Umwege. Wir müssen das Risiko, von jemandem entdeckt zu werden, so gering wie möglich halten.«

Uns alle zusammenzuhalten war schwieriger, als einen Sack Flöhe zu hüten. Doch wir hatten jetzt ein Ziel, und auch wenn die Chance, dass wir etwas fanden, gering war, immerhin gab es überhaupt eine.

Ich starrte aus dem Fenster und beobachtete, wie die Randbezirke von London allmählich der weiten Landschaft wichen. Windsor war nicht weit von Buckingham entfernt, und der Hubschrauber, den ich unterhielt, seit wir in den Palast gezogen waren, wartete abflugbereit. Dennoch hatten wir fast eine halbe Stunde bis zum Start gebraucht, weil die anderen darauf bestanden hatten, nicht unvorbereitet aufzubrechen.

Etwas Schweres landete in meinem Schoß, und als ich hinunterblickte, entdeckte ich eine Waffe. Ich sah auf und suchte Smiths Blick. Wir hatten darüber gesprochen. Ich wusste, dass das kommen würde. Jetzt, wo wir hier waren – vielleicht kurz davor, Clara zu finden –, würde ich nicht zögern, jemanden zu töten, der sich zwischen sie und mich stellte.

Ich hatte einmal gedacht, mein Vater hätte mich zur Strafe in den Krieg geschickt. Jetzt fragte ich mich, ob er gewusst hatte, dass mir ohnehin ein Krieg bevorstand.

Ich war vorbereitet. Ich war dem Tod begegnet. Ich hatte getötet.

Und ich würde es wieder tun.

Als wir mit dem Hubschrauber in Windsmoor landeten, herrschte auf dem Anwesen geradezu unheimliche Stille. Das Haus hatte immer etwas Fremdes an sich gehabt, und jetzt, wo es leer und verlassen war, wirkte es noch seltsamer. Nachdem Sarah aufgewacht war, waren die Angestellten entlassen oder auf andere Posten versetzt worden. Seither war ich der Frage aus dem Weg gegangen, was ich mit dem Anwesen tun sollte. Es in ein Sommerhaus zu verwandeln kam ebenso wenig infrage wie es einem Familienmitglied zu schenken. Es fühlte sich falsch an, irgendwie pervers, überhaupt etwas damit zu machen. Windsor war ein Haus dunkler Geheimnisse gewesen. Der Ort, an dem wir die Vergangenheit versteckt gehalten hatten, mit der wir uns nicht auseinandersetzen wollten.

Als ich jetzt wieder hier war, merkte ich, dass es sich verändert hatte. Durch Sarahs Geschichte und mit dem Wissen, dass die Lüge meiner Familie eine noch viel größere Lüge, ein von langer Hand geplantes Komplott, erst möglich gemacht hatte, fühlte sich der Ort noch unheimlicher an. Es war ein warmer Frühlingstag, aber je näher wir dem Haus kamen, desto kälter kam er mir vor.

Ich war mehr als froh, Smith die Leitung zu überlassen. Hier kämpfte ich mit meinen Dämonen, das spürte ich deutlich.

»Laut den Zeichnungen liegt der Eingang draußen.« Smith zeigte auf ein unscheinbares Stück Rasen. »Irgendwo hier.«

Auf dem Weg zu dem Gebiet sank mir der Mut. Der Rasen wirkte unberührt. Wenn hier der Bunker sein sollte, sah es nicht so aus, als hätte ihn in den letzten Jahren jemand benutzt. Vielleicht befand er sich überhaupt nicht hier.

»Ich besorge uns Werkzeug«, rief Brex und zeigte auf einen Geräteschuppen.

Ich schob die Zweifel beiseite, die in mir heraufkrochen, und zwang mich weiterzugehen. Als Brex mir eine Schaufel reichte, fing ich an zu graben. Es dauerte nur wenige Minuten, dann rief Georgia. »Hier!«

Sie war auf eine Metaltür gestoßen, die, lange vergessen, unter Gras und Erde lag. Ich ließ meine Schaufel fallen, rannte zu ihr und stemmte die Tür auf. Dahinter war es dunkel, aber das war mir egal. Ich wartete nicht, sondern stieg die Leiter hinunter, bevor jemand auch nur die Chance hatte, mir mit einer Taschenlampe zu leuchten.

Während ich hinunterstieg, merkte ich, wie meine Stimmung gleichermaßen in den Keller sank. Nur weil es keinen Hinweis auf Leben gab, hieß das nicht, dass Clara nicht hier war. Ich landete auf unbefestigtem Erdboden. Einen Moment später folgte Brex und leuchtete mit einer Taschenlampe in den leeren Raum vor uns.

Der Bunker sah aus, als wäre nur das Fundament angelegt worden. Es gab ein paar Stützmauern, eine war noch unvollendet. Nachdem der Tunnel jahrelang nicht benutzt worden war, begannen sie zu bröckeln.

»Der hier hätte zu den Wohnräumen geführt.« Brex machte ein paar Schritte auf einen Durchgang zu, blieb jedoch stehen. »Sie haben gar nicht erst angefangen.«

Bei Durchsicht der Daten auf den Plänen hatten wir gesehen, was wir vorfinden würden. Es gab keinen Grund, einen Bunker kurz vor Kriegsende weiterzubauen. Nicht einmal die vorsichtigsten Menschen wollten sich länger mit Sorgen aus Kriegszeiten aufhalten. Nachdem der Bombenhagel vorbei war,

glaubten alle, dass ein solcher Krieg niemals mehr vorkommen würde, und sie hatten recht behalten.

Heute waren Kriege langwieriger und grausamer. Heute fand Krieg in den Straßen der Städte statt. Heute klopfte der Krieg an deine Tür und forderte dich zum Zweikampf heraus.

Ich wusste es, weil der Krieg den Weg zu mir gefunden hatte.

»Wir sollten wieder nach oben gehen«, drängte Brex. »Uns neu sammeln.«

Neu sammeln? Wozu? Wir waren ebenso ahnungslos wie am Anfang. Ich nahm entfernt wahr, dass ich die Leiter emporstieg, mein Körper trieb mich die Sprossen hinauf, während mein Kopf dort unten blieb.

Ich hatte mich in den letzten Tagen an Claras Licht orientiert, aber ich konnte es nicht mehr sehen. Nicht einmal ein Flackern. Keine Flamme.

Ein Teil von mir wollte den anderen sagen, sie sollten die Tür schließen und mich hier verrotten lassen. Mehr hatte ich nicht verdient, und als die Sonne auf mein Gesicht fiel, wollte ich mich zurück in das Loch stürzen.

Georgia musterte mich mit ihren dunklen Augen. Ich ahnte, was sie sah – Schwäche, Versagen –, doch sie sparte sich eine Bemerkung. »Gehen wir rein.«

Das letzte Mal, das ich dieses Haus betreten hatte, war ich voller Angst gewesen. Clara hatte mein Geheimnis entdeckt. Damals hatte ich gefürchtet, sie zu verlieren. Ich hätte es verdient. Jetzt wünschte ich, ich hätte sie verloren. Wenn sie mich verlassen hätte, wäre das alles nicht geschehen. Sie wäre in Sicherheit, doch ich war egoistisch gewesen.

In den wenigen Monaten, seit Windsmoor verlassen worden war, hatten sich Staub und Spinnweben angesammelt. Der Wachdienst sah nach dem Haus, aber ich hatte kein Personal angestellt, um das Anwesen oder das Gebäude ab und an oder auch dauerhaft in Ordnung zu halten. Ich hatte diesen Ort und das, was hier passiert war, dem Vergessen anheimgeben wollen.

Doch Windsmoor wollte nicht vergessen werden.

Ich ging an Smith und den anderen vorbei, die die Zeichnungen auf dem Tisch ausbreiteten und nach einer weiteren Spur suchten, und ging den schmalen Flur hinunter, zu dem Zimmer, in dem Sarah all die Jahre geschlafen hatte.

Nur dass Sarah gar nicht hier gewesen war. Wenn ich sie besucht hätte, hätte ich das vielleicht gewusst. Wo hatten sie sie verwahrt? Wo hatte man sie festgehalten? Warum? Jede Tür, an der ich vorbeikam, schien dieselbe Frage zu stellen, auf die es keine Antwort gab.

Als ich die Tür zu ihrem Zimmer öffnete, war es genauso leer wie der unfertige Bunker. Das Krankenhausbett war fort, ebenso die Geräte. Keine Schwester saß neben dem Bett. Es war einfach ein normales Zimmer, in dem nichts an das erinnerte, was es einst gewesen war.

»Es tut mir leid.« Meine Worte hallten in dem leeren Zimmer wider. Ich wusste nicht, mit wem ich sprach – wem ich geschadet hatte –, aber ich musste es sagen. »Ich wünschte, ich könnte alles ungeschehen machen. Ich könnte all das Leid, das ich verursacht habe, rückgängig machen. Ich wünschte, ich könnte für meine Sünden bezahlen.«

Denn Clara zahlte für sie, während sie versuchte, unser ungeborenes Kind zu schützen. Immer wieder hatte sie für meine Schulden bezahlt. Und Norris hatte sein Leben für meine Familie gegeben. Er hatte alles für mich gegeben. Mich zu lieben war den Preis nicht wert.

»Das ist nicht deine Schuld«, durchbrach Georgias Stimme die Stille.

Ich konnte mich nicht überwinden, sie anzusehen. Sie wusste besser als die meisten, wozu ich fähig war – sie kannte das Monster, das in mir lauerte.

»Nicht?«, fragte ich. »Ich hätte mich nicht in sie verlieben dürfen. Ich wusste, dass dieses Leben sie zerstören würde.«

»Das wusstest du?« Georgia schnaubte und trat zu mir.

»Ich wusste, dass meine Familie verkorkst ist«, sagte ich.

»Jede Familie ist verkorkst. Du hast dir dieses Leben nicht ausgesucht.«

»Aber ich habe mir *sie* ausgesucht.« Immer wieder kehrte ich zu dieser schmerzhaften Wahrheit zurück. Ich hatte mich gegen jede Vernunft, gegen den gesunden Menschenverstand und gegen die öffentliche Meinung für sie entschieden.

»Du hast dich für das Glück entschieden«, sagte Georgia leise, »und das wollen wir alle. Das war nicht dumm oder egoistisch. Es war mutig. Es erfordert Mut, sich für das Glück zu entscheiden. Die meisten Menschen sind

dazu nicht stark genug. Ich bin es nicht.«

»Warum?« Das verstand ich nicht, denn ich fühlte mich nicht länger mutig oder glücklich.

»Weil es leichter ist, unglücklich zu sein. Es ist der normale menschliche Zustand. Wir entwickeln jede Menge Techniken, um unser Leben leichter zu machen, aber keine einzige, um es glücklicher zu machen. Wir tun so, als wäre es in Ordnung, unglücklich zu sein. Oder wir tun so, als wären wir glücklich, sind es aber gar nicht. Du hast um Clara gekämpft und sie um dich.«

»Ich habe es satt zu kämpfen«, gab ich zu.

»Ich weiß.« Sie legte mir eine Hand auf den Rücken. »Aber sich für das Glück zu entscheiden ist die beste Rache. Nicht zu leiden, wenn andere wollen, dass man leidet, macht den Gegner fertig.«

»Wenn du das weißt, warum bist du dann nicht glücklich?« Ich hielt ihrem Blick stand. Um dieses Thema waren wir herumgetänzelt, seit sie wieder in meinem Leben aufgetaucht war. Obwohl Georgia selbstbewusst und mutig war, war sie keinen Moment glücklich gewesen. Ich glaubte nicht, dass ich sie jemals glücklich gesehen hatte.

»Glück ist für mich nicht vorgesehen.« Ihr Blick wirkte gehetzt. »Ich kenne das Glück nur vom Sehen. Ich habe es nie ... empfunden. Ich bin ihm am nächsten gekommen, wenn ... Na ja, du weißt schon.«

Ich hatte Georgias Akten gesehen. Ich wusste Dinge über ihre Vergangenheit, über die sie niemals sprechen würde, und ich verstand, dass man sie gebrochen hatte. Doch es erfüllte mich mit Mitleid, dass sie Glück durch Nichts ersetzte. Dass Besinnungslosigkeit für sie dem Glück am nächsten kam.

»Ich hoffe, dass das nicht stimmt«, murmelte ich.

»Ich auch.«

»Da seid ihr ja!«, rief Brex von der Tür. »Passt auf, ich weiß nicht recht, aber ich glaube, wir haben da was gefunden.«

Es kostete mich Mühe, mich umzudrehen und ihm zu folgen. Es war eine weitere Sackgasse, da war ich mir sicher. Als wir zu Smith kamen, hielt er die Zeichnungen hoch.

»Das Haus ist nicht logisch angelegt«, sagte er.

Ich zuckte die Schultern. Das hatte ich immer so empfunden. »Diese alten Anwesen sind nie logisch angelegt.«

»Nicht das eigentliche Haus«, stellte er klar. »Die Zeichnungen zeigen genau den Grundriss, aber innen ...«

»Ist es zu klein«, sagte Brex. »Wir sind gerade durch das ganze Haus gegangen. Das kommt nicht hin.«

»Entweder sind die Mauern richtig dick oder ...«

»Es befindet sich etwas dahinter«, beendete ich den Satz an ihrer Stelle. Das ergab Sinn. Windsmoor war ein Nachbaranwesen von Windsor Castle, das wie der Buckingham Palast über eine Reihe Geheimgänge verfügte, die es den Royals ermöglichten, sich frei im Palast zu bewegen, während Gäste Treppen und Flure benutzten.

»Interessant ist, dass das nicht auf diesen Plänen auftaucht«, sagte Smith.

»Warum sollten sie die Gänge einzeichnen, insbesondere wenn das Ziel der Pläne war, Windsmoor sicherer zu machen? Die Geheimgänge hätten mit dem Bunker verbunden werden können.«

»Weil sie es nicht noch sicherer zu machen brauchten«, erklärte Brex. »Denk mal nach. Warum ein paar Monate vor Kriegsende Pläne entwerfen? Sie wussten, dass der Krieg nicht mehr lange dauern würde.«

»Und warum die Geheimgänge auslassen?«, fügte Smith hinzu.

»Weil man nicht wollte, dass die Leute die Wahrheit kennen. Man wollte sie in die falsche Richtung schicken.« Der Bunker da draußen war also ein Ablenkungsmanöver, das die Leute davon abhalten sollte, sich Windsmoor genauer anzusehen.

»Irgendwo hier drin befindet sich ein Bunker«, sagte Smith. »Da bin ich mir sicher. Sie haben ihn mit Absicht nicht eingezeichnet.«

Niemand fragte, warum. Der Grund war klar. Jemand wollte nicht gefunden werden.

»Wo suchen wir?«, fragte ich.

Zur Antwort ertönte eine schrille Sirene.



21

Clara

Als ich mich erneut vor Schmerzen krümmte, legte sich ein starker Arm um mich. Ich konnte mich nicht überwinden aufzusehen. »Clara, wir müssen gehen. Die haben uns sicher gehört.«

Wie aufs Stichwort kreischte vor der Tür der Alarm los. Uns blieb keine Zeit, aber jetzt war ich nicht mehr allein. Ich hatte jemanden an meiner Seite, der mich hier rausbringen würde. Mit Norris' Hilfe rappelte ich mich hoch. Sobald ich stand, warf ich die Arme um ihn und brach in Tränen aus.

Zum ersten Mal seit Tagen fühlte ich mich sicher. Norris schloss mich fest in die Arme, und es war, als würde ich von einer warmen Decke umhüllt.

»Schon gut, Majestät. Ich bin ja da.«

Ich wandte den Kopf um und bereitete mich darauf vor zu sehen, was kurz zuvor geschehen war, doch Norris versuchte, mir die Sicht zu verstellen.

»Nein, dreh dich nicht um.« Er versuchte, mich davon abzuhalten, dorthin zu schauen, wo David gestanden hatte, aber ich drehte mich dennoch um.

Ich war mir nicht sicher, was ich empfinden sollte. Ich hasste ihn, und ich liebte ihn. Doch als ich sah, wie David auf dem Boden lag und die Hände auf eine blutige Wunde presste, schwankte ich. Norris hielt mich fest.

»Clara«, rief David schwach und streckte eine Hand aus. »Bitte ...«

Einerseits wollte ich zu ihm gehen, denn die Vorstellung, dass er allein starb, war mir zuwider. Er war mein Schwager – oder war es gewesen. Dass wir beide in Royals verliebt waren und manchmal darunter litten, hatte uns einander nähergebracht. Ich hatte seinen Ehering ausgesucht. Wir sollten eine Familie sein.

Doch ich erinnerte mich auch, wie er versucht hatte, mich ins Bett zurückzuzerren. Er hätte zugelassen, dass die mich umbrachten, er hatte die Feigheit über die Familie siegen lassen. Warum sollte ich nicht dasselbe tun?

»Uns bleibt nur ein Moment«, warnte mich Norris. »Wir müssen weiter. Die haben gemerkt, dass ich mich befreit habe.«

»Das ist ... eine ... Evakuierung«, sagte David und schüttelte den Kopf. »Der Alarm geht nur an, wenn ein Ort abgebrannt ist.«

Abgebrannt? Das sagte mir nichts, aber Norris bekam schmale Augen. »Wenn das Prozedere dasselbe ist wie früher, bleibt uns noch weniger Zeit.«

»Fünf Minuten.« David winkte, und zum ersten Mal merkte ich, dass er in der blutigen Hand etwas hielt: seinen Sicherheitsausweis. »Damit kommt ihr raus. Nehmt den nördlichen Korridor.«

»Was ist mit meinem Zimmer? Mit Rachel?«, fragte ich. Sie war dort gefangen. Oder würden sie sie mitnehmen?

»Am östlichen Ende des Zellenblocks gibt es einen Ausgang, aber den dürft ihr nicht nehmen. Dort gibt es ...« Er hustete, und Blut spritzte auf seine Lippen, »... Explosionen. Gegenmaßnahmen.«

Norris deckte mich und hielt die ganze Zeit die Waffe auf David gerichtet, während wir auf ihn zugingen. Norris entriss ihm den Ausweis und schob mich zurück.

David's Kopf hing schlaff herab, doch er streckte die Hand nach mir aus. »Sag Edward, dass ich ihn liebe. Es tut mir leid. Ihr müsst gehen. Kümmert euch nicht um ...«

Die Worte verklangen, und sein Kopf sackte zur Seite.

»Ist er ...« Ich konnte mich nicht überwinden, es auszusprechen.

»Jedenfalls bald«, sagte Norris finster. Er musterte das dünne Krankenhaushemd, das ich trug, als eine weitere Wehe einsetzte.

Ich beugte mich vor und schrie auf. Es fühlte sich an, als würde ich entzweigerissen. Instinktiv bedeckte ich mit den Händen meine Gebärmutter. Das Baby durfte jetzt nicht kommen. Nicht so.

Norris legte eine Hand auf meinen Rücken und schien beunruhigt zu sein. Der Mann konnte ein Zimmer betreten und sofort losschießen, doch eine Geburt bereitete ihm Unbehagen. »Es tut mir leid, aber wir müssen gehen. Wenn das Gebäude verbrannt ist ...«

Er musste den Satz nicht beenden, unter der Tür quoll Rauch hervor. Norris ließ mich los und zog ein Laken vom Bett, er riss ein Stück ab und hielt es mir vors Gesicht. Dankbar nahm ich es.

»Bist du bereit?«, fragte er.

Im Flur draußen herrschte Chaos, aber niemand schien uns zu bemerken oder sich für uns zu interessieren. Andererseits trug Norris auch die Uniform eines Wachmanns. Er hatte die Waffe gezückt, doch niemand hielt uns auf. Das wenige Personal, dem wir begegneten, schien mit seinen eigenen Aufgaben beschäftigt zu sein. Einige trugen Akten bei sich. Andere eilten zum nördlichen Korridor. Als Norris sich umdrehte und Anstalten machte, ebenfalls in die Richtung zu laufen, schüttelte ich den Kopf.

»Hier entlang.« Ich zeigte auf den Gang, der zu dem Flügel führte, in dem man Rachel und mich festgehalten hatte.

»Wir müssen hier weg.«

Ich wand mich aus seinem Griff, betete, dass mich nicht so bald eine weitere Wehe ereilte, und lief in die andere Richtung. Sie war in diesem bizarren Spiel ein ahnungsloser Bauer, und ich würde sie nicht opfern.

Sie hatte Antworten, ob sie sich dessen bewusst war oder nicht. Und sie verdiente etwas Besseres, als dass wir sie dem Tod überließen.

Norris folgte mir kopfschüttelnd. »Das ist lebensgefährlich.«

»Ich weiß, aber jetzt habe ich ja dich.« Wäre er nicht aufgetaucht, hätte ich

mich nicht getraut, ihr wegen zurückzugehen.

Als wir die Tür erreichten, die zu unseren Zimmern führte, hielt Norris Davids Ausweis vor das Lesegerät, und sie ging auf.

Im Flur war der Rauch dichter, und ich hustete und duckte mich, so tief ich konnte, da die Luft unten klarer war. Ich zeigte auf das Ende des Flurs, wo sich Rachels Zimmer befand. Es war am weitesten von dem östlichen Ausgang entfernt, wenn ich richtig orientiert war. Norris hielt eine Hand hoch und bedeutete mir, dort zu warten. Ich beobachtete, wie er den Gang hinunterstürmte. Ein Moment verstrich. Als er nicht wieder auftauchte, schleppte ich mich den Flur hinunter und versuchte, die ersten Anzeichen der nächsten Wehe zu ignorieren. Norris hockte auf dem Bett und als ich eintrat, merkte ich, dass er Rachel wiederzubeleben versuchte.

Doch es hatte keinen Zweck. Rachels Augen starrten ins Leere, ihre Hand lag schlaff auf dem Bett, und auf dem Boden lag ein Apfel.

Als Norris sich kopfschüttelnd umdrehte, wusste ich bereits Bescheid. Diesmal hatten sie ihr etwas Tödliches ins Essen gemischt. Ich schluckte ein wütendes Schluchzen hinunter, dann lenkte mich eine Wehe von meiner Trauer ab.

Norris wartete nicht, bis sie vorbei war. Stattdessen hob er mich auf seine Arme, ließ die Waffe zurück und lief den Flur hinunter. Ich presste mein Gesicht an seine Schulter, um nicht zu viel Rauch einzuatmen. Sein Herz schlug schnell, und ich hörte, wie seine Lungen mit der verschmutzten Luft kämpften.

Er hielt an der Tür, durch die wir hereingekommen waren, doch dort gab es keinen Scanner. Sie konnte nur per Hand geöffnet werden. Das bedeutete, wir mussten den Ausgang finden, von dem David uns erzählt hatte.

»Ich kann laufen«, erklärte ich und wand mich aus seinen Armen. Solange ich keine Wehen hatte, waren wir so schneller.

Sobald wir das Ende des Flurs erreicht hatten, öffneten wir diverse Türen. Dann fiel mir ein, wo ich aufgewacht war. Der Raum war leer. An jenem Tag hatte ich nach Fenstern gesucht, aber nicht nach oben gesehen.

Norris kam derselbe Gedanke. Er zeigte zur Decke, wo eine dünne Linie

einen kaum sichtbaren Kreis bildete. War das der östliche Ausgang? Kein Wunder, dass David uns gewarnt hatte.

Norris verschwand im Flur und kehrte mit einem Stuhl aus Rachels Zimmer zurück. Er stieg hinauf und drückte gegen den Kreis. Doch ehe er ihn bewegen konnte, durchschnitt eine kalte Stimme die Luft.

»Das würde ich nicht tun.«

Ich fuhr herum und sah mich einem Geist gegenüber.

Norris hielt inne, stieg langsam vom Stuhl und schien nicht überrascht zu sein, sich im selben Raum mit Jack Hammond zu befinden.

»Sie sind tot«, sagte ich und starrte ihn weiterhin an.

»Nur so tot wie Sie, meine Liebe.« Er richtete eine Pistole auf uns. »Was bedeutet, *sehr* tot, wenn ihr weiter versucht, durch diesen Ausgang zu entkommen. Er ist verdrahtet und wird in die Luft fliegen.«

»Hammond.« Norris nickte. »Wenn du das weißt, weißt du, wie man hier rauskommt.«

»Du verstehst nicht, warum ich hier bin. Wie deine liebe Königin hast du angenommen, dass diese Abteilung leer war, doch einige Türen waren verschlossen.«

»Aber dann ...« War er die ganze Zeit hier gewesen? Ich zitterte und dachte daran, wie ich hier nackt und allein aufgewacht war. Ich war gar nicht allein gewesen. Der Mann, der in den Mord an Alexanders Vater verwickelt war, war die ganze Zeit über hier gewesen. »Aber June sagte, es gebe keine weiteren Gefangenen.«

»Gefängnis bedeutet unterschiedliche Dinge für unterschiedliche Menschen, insbesondere für June.« Hammond forderte uns mit einer Handbewegung auf, von dem Stuhl zurückzutreten. »Für einige Leute bedeutet es vielleicht, in einem fast leeren Gefängnisblock festzusitzen, weil man die hohen Tiere verärgert hat. Ich habe Jahre hier mit Nichtstun verschwendet und auf eine zweite Chance gewartet, mich zu beweisen. Doch nachdem Ihr Mann versucht hat, mich umzubringen, steckte ich fest.«

Mir klappte die Kinnlade herunter. Sofort begann ich zu husten, weil zu viel an dem behelfsmäßigen Mundschutz vorbeigezogen war.

»Vorsicht«, sagte Hammond gedehnt, »regen Sie sich nicht auf, sonst fällt das Baby noch auf den Boden. Sie sind überrascht, dass Ihr Mann jemanden umgebracht hat? Nun ja ..., dass er es versucht hat?«

Ich sah zu Norris, seine Miene war unbewegt. Die Nachricht hatte ihn nicht überrascht, was bedeutete, dass es stimmte.

»Das ist der Vorteil an unserer kleinen Organisation, nicht wahr, Mr. Norris? Sie kann fast jeden retten, wenn sie will.«

»Ich verstehe nicht.« Ich trat einige Schritte von beiden zurück. »Eure Organisation?«

»Meine ehemalige Organisation«, sagte Norris schnell. »Ich bin seit Jahrzehnten nicht mehr beim MI-18, und Hammond weiß das.«

»Man ist nie wirklich raus. Ich dachte, das hätten wir dir vor ein paar Jahren deutlich gemacht.« Hammond zuckte die Schultern. »Offenbar hast du das nicht verstanden.«

»Nein, ich habe schlicht niemals zugelassen, dass jemand anders über mein Schicksal bestimmt.« Norris versuchte nicht, mir näher zu kommen, aber er trat zwischen uns, als mich eine weitere Wehe traf.

»Also, Norris, sie sieht nicht gut aus. Ihr seid hier eingesperrt, und sie bekommt gleich ein Baby.«

»Komm zum Punkt, Jack«, forderte Norris.

»Ich kann euch hier rausbringen, aber ihr müsst zwei Sachen tun.«

»Wenn du meinst, ich helfe dir, du Stück ...«

»Na, na, na. Ich habe eine Waffe, und ich weiß, dass in wenigen Minuten der gesamte Sprengstoff auf diesem Flur hochgehen wird, um verbrannte Erde zu hinterlassen. Du weißt doch, was das heißt, oder?« Er zeigte mit der Waffe über seine Schulter auf mich. »Ohne meine Hilfe wird sie es nicht hinausschaffen.«

»Was willst du?«, stieß Norris hervor.

»Nichts Kompliziertes. Ihr solltet keine Probleme haben, es zu erfüllen«, sagte Hammond grinsend.

Wenn stimmte, was er sagte, lief uns die Zeit davon, und er verhielt sich, als wäre das alles nur ein Spiel.

»Erstens, wenn wir es hier rausschaffen, lasst ihr mich gehen.«

»Der MI-18 wird dich nicht lange frei herumlaufen lassen«, sagte Norris leise.

»Das mag sein, aber ich werde meine Chance nutzen. Etwas sagt mir, dass Alexander das nächste Mal genauer zielen wird, und ich habe Geschäfte zu regeln.«

Norris' Blick zuckte zu mir, und ich nickte. Wir mussten an das Baby denken, und Hammond war unsere beste Chance, von hier zu entkommen.

»Was noch?«, fragte Norris. Ich verstand nicht, wie er so ruhig bleiben konnte. Bei der Waffe, dem Alarm und dem Rauch fühlte ich mich, als würde ich gleich eine Panikattacke bekommen. Es waren eindeutig keine idealen Bedingungen, um Wehen zu haben.

»Ich will, dass du mir die Wahrheit sagst. Ich will hören, wie du sie aussprichst«, höhnte Hammond, als wäre das seine eigentliche Belohnung.

Welche Wahrheit? Ich wartete, dass Norris reagierte, doch er blieb weiterhin gelassen. »Du kennst sie schon. Ich muss sie dir nicht bestätigen. Ich habe die Akten gesehen.«

»Aber ich will sie aus deinem Mund hören. Ich will dich sagen hören, wie du die königliche Familie verraten hast.« Hammond ließ die Waffe sinken. Er wollte das Geständnis nicht erzwingen, aber ich verstand nicht, was er meinte.

»Ich habe niemanden verraten.« Norris hatte seine Position nicht verändert. Er zeigte kein Zeichen von Schuld.

»Dann haben wir keinen Deal. Wir werden alle hier sterben.« Hammond hob erneut die Waffe. »Wollt ihr, dass ich schnell mache? Ich bin mir sicher, sie will das. Sie hat schon genug Schmerzen.«

Norris' Blick sprang zu mir, und er musterte mich genau. Ein Ausdruck, den ich nicht deuten konnte, huschte über sein Gesicht, dann schloss er die Augen.

»Bitte«, flehte ich. »Ich halte das nicht viel länger durch.«

Meine Lungen brannten von dem Rauch. Ich schrie auf, als mich eine weitere Wehe überkam, dann gestand Norris das Letzte, was ich je von ihm erwartet hatte.



22

Alexander

Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Die Sirenen, die durch das Gebäude schrillten, schienen keinen Ursprung zu haben. Das hielt sie nicht davon ab, die Sprinkleranlage auszulösen. Wasser spritzte von oben herab, und wir wichen, so gut es ging, nach links und rechts aus. Unsere Kampfausrüstung schützte uns zwar vor dem Wasser, aber mit rutschigen Waffen konnten wir auch nichts anfangen.

»Da!«, schrie jemand, und die Sirenen übertönten den Ruf fast.

Aus einer Ritze in der Holzvertäfelung kroch Rauch. Das Feuer war im Gebäude ausgebrochen, wir konnten es nur nicht sehen. Das bedeutete, wir hatten recht mit den Verbindungsgängen. Irgendwo in den Tiefen dieses Höllenhauses musste jemand ein Feuer entzündet haben.

Sie waren hier, und jetzt wussten sie auch, dass wir hier waren.

»Vermutlich sind sie wie die zu Hause.« Ich musterte die Wand und suchte nach einem Punkt, an dem sich die Verkleidung öffnen ließ. Schließlich

entdeckte ich einen sorgfältig in einem Bilderrahmen verborgenen Knopf. Als ich ihn betätigte, glitt eine Tafel auf. Rauch quoll hervor, doch keiner von uns zögerte.

»Sollen wir die Gasmasken aufsetzen?«, fragte Brex und deutete auf die Maske, die um seinen Helm hing.

»Wir müssen uns verständigen können.« Wir hatten die Ausrüstung in letzter Minute eingepackt, was bedeutete, dass wir keine Funkverbindung hatten. »Wenn es zu schlimm wird ...«

Das konnten sie selbst beurteilen. Fürs Erste mussten wir uns gegenseitig hören können, insbesondere bei dem Lärm, der aus der geöffneten Vertäfelung drang. In dem unter dem Haus befindlichen Bunker würde es noch schlimmer sein.

»Waffen raus«, schrie Smith.

Jetzt, wo wir dem Ursprung des Lärms näher kamen, fiel uns die Orientierung noch schwerer. In Windsmoor hatten die Sirenen wie Windspiele geklungen, verglichen mit dem kreischenden Alarm, der unablässig hier unten ertönte. Wir folgten dem Lärm, und als er anschwell, wussten wir, dass wir in die richtige Richtung liefen.

Keiner von uns ahnte, was uns auf der anderen Seite erwartete. Doch das war letztlich auch egal. Wir hatten ein gemeinsames Ziel, und das einte uns.

Doch wir waren nicht vorbereitet. Nicht auf das, was uns erwartete.

Die schwere Stahltür, die wir am Ende eines verborgenen Flurs fanden, wäre womöglich nicht zu überwinden gewesen, hätte sie nicht offen gestanden. Wir stießen sie auf und betraten die Überreste eines Krankenhausflügels. Helle weiße Wände, Untersuchungszimmer, flackernde Neonröhren – abgesehen vom derzeitigen Zustand hätte es ein stinknormales Krankenhaus sein können. Es sah jedoch aus, als wäre es überstürzt verlassen worden, überall waren Papiere und Akten verstreut, eine Bahre lag umgestürzt auf der Seite, doch nirgends eine Menschenseele.

»Alexander!«, rief Smith plötzlich, und ich drehte mich um und sah, dass er mit bleichem Gesicht in ein Zimmer starrte. Ich konnte mir nicht vorstellen, was einen Mann wie ihn derart erschüttern konnte, trat zu ihm, zog den

Vorhang zurück und brach beinahe zusammen.

Dort stand ein Krankenhausbett, umgeben von Monitoren. In der Mitte des Raums hing ein blauer Vorhang, daneben wartete ein Wagen mit OP-Besteck. Man hätte es für alles verwenden können, doch auf einem makellos sauberen Stahltisch neben einer kleinen Waage lag eine Babydecke.

»Er ist nicht benutzt worden«, sagte Smith.

Aber hier waren wir richtig. Clara musste hier sein. Ich wusste nur nicht, ob ich mich mit dem Wissen besser oder schlechter fühlen sollte.

»Sucht sie!«, rief ich. Wir hatten uns ein Stück den Flur voran bewegt, als eine Explosion einen Krater in eine Wand am Ende des Gangs riss. Putz und Mauerbrocken flogen uns entgegen, und wir duckten uns. Ich warf mich hinter einen Schwesterntresen. Als der erste Schreck vorbei war, schob ich mich hoch und stützte mich am Tresen ab.

»Sind alle okay?«, rief Georgia und schüttelte sich den Putz aus dem Haar.

Ich hörte die anderen rufen, antwortete selbst jedoch nicht. Meine Aufmerksamkeit wurde von einer Akte abgelenkt, die auf dem Tresen lag.

Norris, James.

Ich schlug sie auf und versuchte, die Berichte zu verstehen, doch sie waren voller kryptischer Testergebnisse. Das Einzige, was ich erkennen konnte, war das Datum – die Tests stammten aus dieser Woche. Ich zog die Blätter heraus.

»Was ist das?«, fragte Smith und deutete mit dem Kopf auf die Papiere.

»Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, wir haben vielleicht mehr gefunden, als wir zu hoffen gewagt haben.« Ich hielt ihm die Bögen hin, und er bekam große Augen.

Wir hatten Norris für tot gehalten. Vielleicht war er das, vielleicht hatten seine Entführer ihn nach diesen Tests umgebracht. Doch vor einigen Tagen war er noch hier gewesen – und zwar lebend.

Ich hatte ihn gefunden, und das bedeutete, dass ich auch Clara gefunden hatte. Doch meine Freude währte nicht lange, da eine weitere Explosion das Gebäude erschütterte.

»Die reißen den ganzen Laden ein«, sagte Brex und packte mich am Arm.

»Wir müssen wieder nach oben.«

»Nicht ohne sie.« Ich wand mich aus seinem Griff.

»Du darfst da nicht reingehen. Das werde ich nicht zulassen.« Er stellte sich mir in den Weg.

»Du willst mich aufhalten?« Ich würde nicht ohne Clara hier weggehen.

»Mann, bitte nicht wieder diese Scheiße«, stöhnte Brex, und ich hätte schwören können, dass sein Finger am Abzug zuckte. »Wir machen das. Ich darf dich nicht gehen lassen.«

»Wir machen das«, sagte Smith und trat neben ihn. Zusammen bildeten die zwei eine eindrucksvolle Mauer, aber das würde mich nicht davon abhalten, sie zu durchbrechen.

»Auf gar keinen Fall.« Georgia stellte sich vor Smith und sah ihm in die Augen. »Du wirst Vater.«

»Er auch«, stieß Smith hervor.

»Wenn Belle hier wäre, würdest du auf keinen von uns hören.« Sie hatte recht, das war uns allen klar.

»Hör zu, nach allem, was wir wissen, hat man sie nach oben gebracht«, argumentierte Brex, als ich mich an ihm vorbeischoob.

Da hatte er recht. Sie war zu wertvoll, um sie zurückzulassen. Ohne jedoch den Grund für die Evakuierung zu kennen, konnte ich mich nicht darauf verlassen, dass sie in Sicherheit war. »Dieses Risiko darf ich nicht eingehen. Die Vermutung reicht nicht. Ich muss es *wissen*.«

Diesmal übernahm Georgia die Führung und zeigte den Flur hinunter, über den wir gekommen waren. »Ihr zwei geht da lang und stellt sicher, dass man sie nicht gerade jetzt wegbringt. Wir prüfen, ob das Gebäude leer ist.«

Brex musterte sie einen Moment mit wütendem Blick, dann nickte er und deutete mit dem Kopf auf den Ausgang. Einen Moment später waren Brex und Smith im Rauch und der herumwirbelnden Asche verschwunden.

Ich stürmte hinter Georgia her, die weiter den Flur hinunterlief und dabei die Zimmer überprüfte. Doch Clara war nicht hier. Irgendwie spürte ich sie jedoch. Es war, als ob ihre Gegenwart mit jedem Schritt stärker zu fühlen wäre. Sie war in der Nähe. Oder zumindest war sie es gewesen. Diese Erkenntnis trieb Vibrationen durch meinen Körper. Ich sehnte mich nach ihrer Nähe. Sie

war nicht weit weg, bald würde ich sie wieder in den Armen halten.

Und sie nie wieder loslassen.

Je näher wir ihr kamen, desto deutlicher reagierte mein Körper. Als wir eine unauffällige Tür am Ende des Flurs erreichten, überlegte ich nicht lange und stieß sie auf.

Georgia blockierte sie mit einem Stück Mauer und zeigte auf einen Draht, der aus dem Rahmen hervorlugte. Entweder war sie verdrahtet, um sie in die Luft zu sprengen, oder weil sie mit einem Sicherheitssystem verbunden war. Ich nickte, dankbar, dass sie es bemerkt hatte.

Durch die offene Tür fiel Licht in den dunklen Flur, der hinter der Tür lag. In dem Bereich hatte sich Rauch gesammelt, er musste weiter entfernt vom Haupthaus und tiefer unter der Erde liegen, denn der Rauch konnte nicht entweichen.

Georgia deutete auf die Gasmasken, die wir bislang nicht benutzt hatten, und wir setzten sie auf. So konnten wir zwar nicht mehr kommunizieren, waren aber vor dem Rauch geschützt. Wir liefen weiter den Flur hinunter und entdeckten eine Reihe Zimmer, die alle mit einem Bett, einer Kommode und einigen wenigen Möbeln eingerichtet waren. Hatte man hier Sarah festgehalten?

Georgias Blick hinter der Maske traf meinen, und ich wusste, dass sie dasselbe dachte. Alles hier passte zu der Beschreibung, die Sarah uns von dem Ort gegeben hatte, an dem sie den Großteil der letzten zehn Jahre verbracht hatte. Das Gefängnis war seltsam. Mehr wie ein schlechtes Hotel, ohne Fenster, aber mit Schlössern an den Türen. Hier hatte man meine Schwester also ihr bisheriges Erwachsenenleben über gefangen gehalten. Ich hatte sie hier verrotten lassen, weil ich zu feige gewesen war, mich dem zu stellen, was ich getan hatte. Diesen Fehler würde ich nicht noch einmal begehen.

Als wir auf eine verschlossene Tür stießen, wollte Georgia weitergehen, der Brand breitete sich aus, wir mussten uns beeilen, doch ich wollte sicher sein, dass sich dahinter niemand befand. Ich durfte nicht das Risiko eingehen, Clara hier zurückzulassen, also richtete ich die Pistole auf das Schloss und schoss es auf.

Clara war nicht hier, aber die Situation war wie in einem Albtraum. In einer Ecke stand eine Krippe, über der Matratze hing ein Mobile mit Bären. Auf der anderen Seite stand ein Wickeltisch mit Windeln und einer Erstausrüstung. Es gab keinen Schaukelstuhl, keine Fenster.

Und da wusste ich genau, was der MI-18 die ganze Zeit über vorgehabt hatte.

Die hatten es auf mein Kind abgesehen.

Georgia fasste mich am Arm und zog mich von der Tür zurück. Fast besinnungslos vor Schmerz, stolperte ich hinter ihr her. Als wir das letzte Zimmer erreichten, lag dort auf dem bereits lichterloh brennenden Bett eine Gestalt. Dichter, schwarzer Rauch machte es unmöglich, Genaueres zu erkennen. Sie war zu schmal für Clara, aber wir konnten sie doch nicht einfach hierlassen.

Ich lief hinein und beugte mich hinunter, um den Puls der Frau zu fühlen, erstarrte jedoch, als ich sie genauer betrachtete. Dunkles Haar umrahmte ein wächsernes Gesicht – ein Gesicht, das etwas zu sehr dem einer Person ähnelte, die ich kannte. Doch es war nicht Sarah. Mein Kopf spielte mir einen Streich. Oder vielleicht der MI-18.

Georgia übernahm erneut die Führung, fasste das Handgelenk der Frau, sah finster zu mir hoch und schüttelte den Kopf.

Wer auch immer sie war – warum auch immer sie hier war –, sie war tot. Man hatte sie hier zum Sterben zurückgelassen. Wie konnte ich sicher sein, dass sie das nicht auch mit meiner Frau tun würden?

Als wir wieder in den Flur traten, raste ich durch Hitze und dichten Rauch auf die Räume am anderen Ende zu, doch Georgia packte mich am Ärmel. Sie riss die Gasmaske herunter und schrie: »Wir müssen hier weg.«

Ich schüttelte den Kopf. Auf keinen Fall würde ich gehen, ehe ich mir sicher war.

»Sie ist nicht hier.« Ohne die Maske begann Georgia zu husten. »Sie ist weg.«

Ich zögerte und musste mir doch eingestehen, dass sie recht hatte. Clara war hier gewesen, aber jetzt war sie es nicht mehr. Hier gab es kein Licht. Ich kam

mir albern vor, dass ich gemeint hatte, nachsehen zu müssen, und deshalb noch tiefer in das Kaninchenloch gefallen war. Jetzt konnte ich nur beten, dass Smith und Brex rechtzeitig nach oben gelangt waren.

Wir bahnten uns einen Weg zurück durch den zerstörten Krankenhausflügel, in Richtung des Ausgangs, und wurden schließlich von einem Schatten aufgehalten. Aus einem Raum stürzte eine Gestalt und hielt sich eine Bauchwunde. Wir richteten die Waffen auf sie, doch dann stand ich wie erstarrt und ließ die Waffe sinken. Georgia behielt ihre oben.

»Alexander.« Über die Sirenen konnte ich Davids Keuchen nicht hören, doch ich las meinen Namen von seinen Lippen ab. Mit schmerzverzerrtem Gesicht versuchte er, die Wunde in seinem Bauch zu stillen.

Ich hätte ihm wohl helfen sollen, aber ich verstand nicht, was er hier tat. War er uns aus irgendeinem Grund gefolgt? Warum sollte er sein Leben riskieren, wenn er doch gar nicht für derartige Situationen ausgebildet war? Dann kam mir ein anderer, erschreckender Gedanke. War Edward etwa auch hier? Ich sah mich besorgt um, ob ich meinen Bruder hier irgendwo entdeckte.

David schien zu spüren, was mich beunruhigte, und schüttelte den Kopf. Doch die Erleichterung war von kurzer Dauer, als er tonlos etwas anderes sagte: »Sie ist weg. Es tut mir leid.«

Es dauerte einen Moment, bis ich den Sinn seiner Worte begriff. Vielleicht wollte ich ihn nicht verstehen, aber schließlich konnte ich nicht mehr ignorieren, was er *eigentlich* sagte.

Es war eine Beichte.

Ein Geständnis.

Über den nächsten Schritt dachte ich nicht nach. Ich stellte keine weiteren Fragen. Ich war das Gesetz dieses Landes, dieses Ortes, dieser Familie, und er war schuldig.

Ohne zu zögern, richtete ich die Waffe auf ihn und drückte ab.



23

Clara

Es blieb keine Zeit, sein Geständnis zu verarbeiten, und als Norris einen stützenden Arm um mich legte und mir half, Hammond zu folgen, ging ich mit. Außerdem hatte ich andere Dinge zu bedenken, wichtigere Dinge – wie meine Wehen, die jetzt ungefähr im Abstand von zwei Minuten kamen. Ich hatte kaum Atem geschöpft, ehe mich die nächste überrollte.

Ich hatte nur einen Gedanken – ich musste hier raus, ich musste einen Fuß vor den anderen setzen und hier raus. Wir hatten es fast geschafft. Der Ausgang war zum Glück nicht von Wachen blockiert. Auch der Lärm der Sirenen ließ allmählich nach, oder vielleicht hatte ich mich auch nur daran gewöhnt. Der östliche Ausgang, der hoffentlich unsere Rettung sein würde, befand sich nicht in dem Raum, in den ich Norris geführt hatte, sondern sicher verborgen hinter einer Holzverkleidung im Flur.

Hammond öffnete ihn und machte eine Geste. »Ladies first.«

Ich starrte auf die Leiter und fragte mich, wie um alles in der Welt ich es

nach oben schaffen oder den Riegel oben lösen sollte.

»Ich k-k-kann nicht«, keuchte ich und rang um Atem.

»Ich mach das.« Norris trat vor mich.

Hammond schwieg. Er schien zufrieden zu sein, wenn er nur eine Waffe auf unsere Köpfe richten konnte. Und solange ich hier unten mit unserem Feind festsaß, konnte Norris nichts unternehmen.

Mühelos erklomm er die Leiter. Eine Sekunde später, nachdem er den Metallriegel zur Seite geschoben hatte, fiel ein goldener Kreis aus Sonnenschein auf meinen Kopf, und mir traten Tränen in die Augen.

Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, die Sonne jemals wiederzusehen, jetzt konnte ich sie auch noch spüren. Doch ehe ich es nach oben schaffte, schob Hammond mich zur Seite. »Ich glaube, es ist sicherer, wenn Norris auf Sie warten muss.«

Sicherer für ihn, ganz bestimmt. Ich klammerte mich an eine Metallsprosse und wartete eine Wehe ab, während Hammond hinaufstieg und nach draußen verschwand. Über meinem Kopf hörte ich Schreie. Dann fiel ein Schuss. Ich holte tief Luft und zwang mich zwei Sprossen hinauf. Es fiel mir schwerer als sowieso schon befürchtet. Mit dem dicken Bauch und erschöpft wie ich von den ersten Wehen war, wusste ich nicht, ob ich es bis ganz nach oben schaffen würde.

»Clara!« In der Luke über mir erschien Norris' Gesicht.

»Ich versuche es«, rief ich und verstärkte den Griff um die Sprosse, während ich eine weitere Wehe durchatmete. Wenn ich nicht die Kraft fand, weiter hochzusteigen, würde ich dieses Baby noch auf der Leiter bekommen.

Ich dachte an meinen Sohn. Daran, dass ich seinetwegen unbedingt in ein Krankenhaus musste. Und ich dachte an seinen Vater.

Alexander war dort oben, er wartete auf mich. Bald würde ich Elizabeth im Arm halten. Das Leben, von dem ich mich bereits verabschiedet hatte, war in greifbarer Nähe.

Alles, was ich brauchte, war meine Liebe für sie. Ich biss die Zähne zusammen und stieg weiter hinauf, bis Norris meinen Arm umfasste und mir hochhalf. Als mir schließlich die Nachmittagssonne ins Gesicht schien, wurde

ich beinahe ohnmächtig.

Norris half mir ganz hinaus, und ich sah mich um. Das Gelände kam mir seltsam vertraut vor, doch ehe ich herausfinden konnte, wo ich war, entdeckte ich Hammond. Er hatte die Waffe auf uns gerichtet.

»Ich gehe jetzt«, rief er. »Aber ich bin sicher, wir werden uns wiedersehen, Majestät.«

»Vorher bist du tot«, versprach Norris.

»Ich frage mich, wie sie sich fühlen wird – wie sich alle fühlen werden –, wenn die Wahrheit ans Licht kommt. Ich glaube, in der Nähe vom Haupthaus findet ihr Hilfe.« Er deutete ein Nicken an, mehr Achtung würde er mir nicht erweisen, und eilte auf eine Baumgruppe zu.

»Bist du in Ordnung?«, fragte Norris und suchte nach Zeichen von Verletzungen. Da bemerkte ich einen dunklen, nassen Fleck auf seinem Hemd.

Er schüttelte den Kopf. »Er hat mich nicht erwischt. Meine Wunde ist wieder aufgegangen.«

Die Wunde von dem Abend der Entführung. Das war eine Ewigkeit her, vielleicht auch nur Tage. Ich wusste nicht mehr, was passiert war. Meine Zeit bemaß sich jetzt in Wehen.

»Wir müssen zum Haus«, drängte Norris mit besorgter Miene. Er war ein kluger Mann. Er wusste, dass ich nicht mehr viel Zeit hatte, und das Baby auf einem Feld zu bekommen war keine Option. Das Herz des Babys musste überwacht werden.

»Welches Haus?«, fragte ich und stützte mich auf den Arm, den er mir hinhielt. Weiches, üppiges Gras raschelte unter meinen Füßen, es fühlte sich himmlisch an. Ich liebte alles an dieser Welt, vor allem, dass ich wieder in ihr war.

»Windsmoor«, sagte er und blickte nach vorn.

Das klang logisch. Man hatte Sarah in der Nähe festgehalten. Hatten neugierige Ärzte sich angekündigt, hatte Rachel leicht ausgetauscht werden können. Ich fragte mich, wie viel jemand wie June wusste. Wie viel alle anderen.

Und ob es sie überhaupt interessierte.

Ich folgte Norris' Blick zu dem einst stattlichen Haus, das am Rand des Anwesens in Flammen stand. Ich war froh, es brennen zu sehen, das Feuer riss auch die Lügen und die Täuschung mit sich. Ich wollte jedoch nicht in die Nähe des Anwesens kommen. Noch immer lag eine Düsternis darüber, als drohte es, mich wieder zu verschlingen. Nie mehr wollte ich in diesen gähnenden Abgrund zurückkehren – in die Dunkelheit und Verzweiflung, die die Wände durchdrang.

Wir hatten einige Schritte getan, als zwei Soldaten auf uns zu stürzten. Mir blieb das Herz stehen, und ich sackte fast auf den Boden. Beinahe hätten wir es geschafft. Norris schob mich hinter sich, doch wir waren unbewaffnet und standen zwei schwerbewaffneten Männern in Kampfausrüstung gegenüber.

»Sie braucht medizinische Versorgung«, rief Norris. Natürlich würde Norris niemals zulassen, dass sie mir etwas antaten, aber was, wenn sie *ihm* etwas antaten? Wir konnten nicht so weit gekommen sein, um jetzt zu scheitern.

Die nächsten zwei Dinge geschahen so schnell, dass ich nicht sicher war, ob sie real waren. Vielleicht schlief ich noch, dieser Bissen von dem Apfel hatte mich in einen verrückten Traum versetzt.

Ich spürte, wie warmes Wasser meine Beine hinunterfloss, und eine der bewaffneten Personen ließ die Waffe sinken. Ich hatte gerade erst begriffen, dass meine Fruchtblase geplatzt war, als der Mann sich die Gasmaske vom Gesicht riss.

Smith.

Und wenn das Smith war, dann ...

Erleichtert ließ ich mich an Norris sinken, als der zweite Mann die Waffe ins Holster steckte und ebenfalls die Maske abnahm.

Brex.

Mir sank der Mut. Ich war zwar in Sicherheit, hatte jedoch einen anderen Mann hinter der Gasmaske zu entdecken gehofft.

»Wir haben einen Hubschrauber.« Brex deutete mit dem Daumen über seine Schulter.

Norris machte Anstalten, mich auf die Arme zu heben, doch Smith schüttelte den Kopf.

»Das machen wir. Hier.« Er beugte sich hinunter und hob die Waffe auf, die er fallen gelassen hatte. Er reichte sie Norris: »Wir wissen nicht, was uns hier noch erwartet. Geben Sie mir Deckung.«

Norris nahm die Waffe, und Smith hob mich hoch und begann auf den Hubschrauber zuzulaufen.

Sie brachten mich weg, ich war in Sicherheit.

»Alexander?«, fragte ich und hatte zum ersten Mal Angst vor der Antwort.

Smith hielt den Blick geradeaus gerichtet. »Er ist noch drin. Er wollte sichergehen, dass du draußen bist.«

Noch drin? Ich dachte an die Explosionen und Hammonds Warnungen.

»Er muss da raus«, schrie ich und versuchte, mich von ihm loszumachen. »Du musst ihn warnen.«

»Er kommt raus«, sagte Smith mit Nachdruck und ließ mich nicht herunter. »Doch er wird mir nie verzeihen, wenn ich dich nur einen Schritt in Richtung Haus machen lasse.«

»Aber ...«

»Das Baby kommt, Clara.« Damit war die Diskussion beendet. Dem hatte selbst ich nichts entgegenzusetzen.

Und das Baby musste in ein Krankenhaus. Ich wehrte mich nicht, als er mir hinten in den Hubschrauber half.

»Willst du dich hinlegen?«, fragte er. Ich schüttelte den Kopf. Norris stieg zu mir, und Brex musste ebenfalls gekommen sein, denn die Rotoren über unserem Kopf begannen sich zu drehen.

»Was ist mit Alexander?«, schrie ich.

»Er würde wollen, dass wir uns zuerst um dich kümmern. Wir kommen zurück und holen ihn«, versprach Smith.

Alexander würde kommen. Er würde es dort heraus schaffen. Ich versuchte, nicht an den Rauch oder die Flammen zu denken.

Er würde durchkommen, und wir würden uns wiedersehen. Es war nur, dass ...

Ich hatte erwartet, dass er kommen und mich hier hinaustragen würde, wie im Märchen. So endeten Liebesgeschichten doch. Aber trotz meiner

Enttäuschung wusste ich, dass unsere Geschichte noch nicht zu Ende war. Ich würde ihn finden. Er würde mich finden. Wir würden uns immer wiederfinden.

Jemand versuchte, mir eine Sauerstoffmaske über das Gesicht zu streifen, doch ich schob sie fort. Ich konnte das ohne ihn schaffen. Seine Kraft war bei mir, auch wenn er nicht da war. Das bedeutete Liebe doch: Liebe ergänzte die Teile in einem, von denen man nicht gewusst hatte, dass sie einem fehlten. Er war jetzt hier bei mir und dann ...

War er tatsächlich da.

Alexander.

Unsere Blicke trafen sich, und alles Chaos, die Schreie, die Angst – alles löste sich auf. Mein Herz blieb stehen und schlug erneut in einem Rhythmus mit seinem.

Er sah mitgenommen aus. Auf seinem Kinn lag ein dunkler Bartschatten, und sein Haar, normalerweise ordentlich gekämmt, war ein schwarzer, wilder Schopf. Ich wollte mit den Fingern hindurchstreichen und ihn an mich ziehen.

Gestern hatte ich gedacht, ich hätte ihn für immer verloren. Heute Morgen hatte ich versucht, mich an seine Küsse zu erinnern. Noch vor einer Stunde war ich nicht sicher gewesen, ob er mich jemals wieder in den Armen halten würde.

Doch Alexander hatte mich immer gefunden, auch zu den Zeiten, als ich es nicht gewollt hatte. Solange wir getrennt gewesen waren, hatte ich mich an die Erinnerungen geklammert und ihn mir vorgestellt, bis er fast real gewesen war. Dennoch war er nur eine Illusion gewesen, doch dieser Mann hier *war* aus Fleisch und Blut, aus Wut und Liebe. Er war real, und er gehörte mir.

Und ihn zu sehen war, wie nach Hause zu kommen.



24

Alexander

Clara. Sie war hier. Ganz real.

Ich stieg aus meinem Kampfanzug und warf ihn auf dem Weg zum Hubschrauber Georgia zu.

Ich musste sie berühren, ihre Haut auf meiner spüren. Mein Herz schlug wie wild in meiner Brust, plötzlich erwacht – plötzlich wieder lebendig. Die letzte Woche war ich nur ein halber Mensch gewesen, nun war meine andere Hälfte wenige Meter von mir entfernt und weinte.

Mit großen Schritten schloss ich den Abstand zwischen uns, dann war ich bei ihr. Ich umfasste ihr Gesicht, zog sie an mich und presste meine Lippen auf ihre Stirn. Sie tastete mit den Fingern nach meinem Kragen und zog mich an sich. Ich schmeckte Salz auf meiner Zunge und wusste nicht, ob es von ihren oder von meinen Tränen war. Nicht dass das einen Unterschied machte. Wir waren zwei Hälften einer Seele.

Ich achtete nicht auf die anderen, die sich Anweisungen zuriefen. Sie

würden das hier und alles Weitere regeln. Clara lag tatsächlich in meinen Armen, alles andere war egal.

Ich rückte ein Stück von ihr ab und betrachtete ihr Gesicht – die Sommersprossen, die ihre Nase bedeckten, ihre großen, grauen Augen, die Lippen, die ich auf meinen spüren wollte. Doch ehe ich den Traum Wirklichkeit werden lassen konnte, hoben wir ab, und Clara stieß einen Schrei aus, der in heftiges Stöhnen überging. Ihre Hände lösten sich von meinem Kragen und umklammerten ihren Bauch. Mein Blick glitt über ihren Körper, und erst jetzt bemerkte ich den Krankenhauskittel, den Schweißfilm auf ihrer Stirn und die getrocknete Blutspur an ihrem Bein.

»Das Baby kommt«, stöhnte sie, und ihre Augen waren voller Panik.

Ich konnte nur errahnen, welche Angst sie in den letzten Tagen ausgestanden hatte, sie konnte nicht mehr. Ich musste ihr Halt geben, ich musste ihr jetzt da durchhelfen.

Ich nickte, presste die Lippen auf ihren Nacken und murmelte Worte, von denen ich nicht sicher war, ob sie sie hören konnte, dann entspannte sie sich wieder in meinen Armen, die Wehe war verebbt.

Ich bedeutete den anderen, mir ein Headset zu geben, setzte es auf und sprach mit Brex. »Ich nehme an, wir fliegen direkt ins St. Mary's.«

»Das ist der Plan. Ich funke die gerade an, damit sie den Landeplatz freihalten.«

»Sorg dafür, dass ihr Arzt da ist, und lass alle Ausgänge bewachen. Ich will heute keine unerwarteten Besucher«, wies ich ihn an. Wer zu meiner Frau wollte, musste erst an mir vorbei. Nach allem, was sie durchgemacht hatte, würde ich nichts anderes zulassen. Während ich das weitere Vorgehen besprach, strich ich Clara beruhigend über den Rücken.

»Ruf besser auch Edward und Belle an«, schaltete sich Smith über das Funkgerät ein.

Ja, Clara würde sie dabeihaben wollen. Ich schob mein schlechtes Gewissen beiseite, das mich überkam, als ich den Namen meines Bruders hörte. Ich würde später mit ihm sprechen und ihm alles erklären. Er würde jetzt bei Clara sein wollen.

»Und die Bishops?«, fragte Brex.

»Konzentrieren wir uns auf Clara.« Unsere dramatische Ankunft im St. Mary's würde zweifellos die Aufmerksamkeit der Presse erregen, also musste man Claras Mutter nicht extra anrufen. Das Letzte, was der Blutdruck meiner Frau momentan brauchte, war Madeline Bishop.

Claras Körper erstarrte in meinen Armen, und als ich zu ihr hinuntersah, verzog sie das Gesicht vor Schmerz. »Brex?«, sagte ich, »flieg schnell.«

»Roger«, sagte er. Ich nahm das Headset ab, reichte es über den Sitz zurück, und als ich hochsah, bemerkte ich erst, wer noch zu unserer Gruppe gestoßen war.

Norris sah mich aus seinen blauen Augen an, und sein Gesicht strahlte trotz der darauf verschmierten Asche und der Erschöpfung in seinen Augen eine große Ruhe aus. Er sah aus, als hätte er eine Schlacht hinter sich. Ich fragte nicht, woher seine seltsame Kleidung stammte. Er war da, und ich wusste, dass ich es ihm zu verdanken hatte, dass Clara lebendig bei mir war.

Ich legte einen Arm um sie und streckte ihm die andere Hand hin, die er vorsichtig ergriff. Irgendetwas stimmte mit seiner Hand nicht, sie war geschwollen. Ich hatte Hunderte Fragen an ihn, doch die konnten alle warten. Ich wurde wieder Vater, und da Clara fast ununterbrochen Schmerzen zu haben schien, vermutlich schon sehr bald.

Ich veränderte meine Haltung, damit sie sich an mich lehnen und ich sie stützen konnte. Mir war klar, dass sie keins der Worte hören konnte, die ich ihr über den Lärm der Rotorblätter hinweg zuflüsterte, dennoch redete ich die ganze Zeit auf sie ein.

»Du bist so tapfer. Es ist bald vorbei. Ich bin da. Ich bin an deiner Seite.« Ich hauchte die Worte auf ihre Haut. Sie spürte es, und ich hoffte, es würde ihr Kraft geben.

Clara hatte so viel durchgemacht, sie würde auch das hier überstehen.

Als wir schließlich auf dem Hubschrauberplatz des St. Mary's landeten, erwartete uns bereits ein Notfallteam. Als sie versuchten, ihr in einen Rollstuhl zu helfen, wich Clara jedoch zurück.

»Ich mach das«, rief ich, als sich die Rotorblätter verlangsamten.

Die Schwestern waren hin- und hergerissen – sollten sie tun, was ihr Beruf verlangte, oder dem König gehorchen? Am Ende traten sie zur Seite.

»Zeigen Sie mir den Weg.« Eilig half ich Clara in den Rollstuhl und schob sie hinter ihnen her. Sie legte eine Hand auf meine, sie sehnte sich genauso nach meiner Nähe wie ich mich nach ihrer. Wenn es nach mir ginge, hätte ich sie ins Krankenhaus getragen und während der ganzen Geburt gehalten.

»Man bereitet den OP vor«, erklärte mir eine Schwester, als wir den Aufzug verließen und einen Flur hinunterliefen. »Dr. Ball ist auf dem Weg, um das Baby zu holen.«

»Nein.« Clara stöhnte. »Ich will ein Zimmer. Ich muss mich bewegen.«

Die Schwester warf mir einen entsetzten Blick zu. »Wie lange hat sie schon Wehen?«

Das wusste ich nicht, aber ich würde mich nicht gegen die Wünsche meiner Frau stellen. Ich hatte keine Ahnung, was man ihr angetan hatte, während wir getrennt gewesen waren, aber ich würde alles in meiner Macht Stehende tun, um sie von jetzt an zu unterstützen. »Besorgen Sie uns ein Zimmer. Ich spreche mit dem Arzt.«

Als man uns endlich in ein Zimmer auf der Geburtsstation führte, sah Clara mich an. »Du und Belle.«

Auf diese Ankündigung folgte ein unheimliches Stöhnen. Ich wandte mich an die Schwestern, die begonnen hatten, die Monitore einzurichten. Eine eilte mit einer Infusion herein. »Clara, die müssen dich für die ...«

Sie schüttelte den Kopf. »Das Baby kommt jetzt.«

»Majestät«, wagte eine Schwester einzuwerfen und wurde dafür von uns beiden mit einem scharfen Blick bestraft.

»Raus!«, befahl ich.

»Wir dürfen das nicht ...«, widersprach die Schwester.

»Raus!«, brüllte ich, und sie wagten nicht mehr, sich mir zu widersetzen.

»Süße«, sagte ich sanft. »Wahrscheinlich werden wir die Schwestern brauchen.«

Sie kniff die Augen zusammen, doch schließlich nickte sie.

»Gib mir eine Minute.«

Die ganze Zeit über hatte ich versucht, ihr ins Bett zu helfen, aber das wollte sie nicht. Stattdessen zog sie den Krankenhauskittel aus und schleuderte ihn mit einem angewiderten Wimmern auf den Boden. Ich beobachtete, wie sich Claras Bauch anspannte, sie sich auf dem Bettgeländer abstützte und sich vor Schmerz krümmte.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte, darum blieb ich dicht bei ihr, strich ihr über den Rücken und gab ihr Halt. Meine Frau wusste, was sie brauchte, und ich würde das nicht infrage stellen – nicht nach dem, was sie durchgemacht hatte.

Wir durchlitten fünf weitere Wehen in verschiedenen Positionen, dann klopfte es an der Tür. Eine Sekunde später steckte Belle den Kopf herein.

»Man hat mich angerufen ... Oh!« Sie musterte Clara, die sich gerade in einer Art Hocke an mich lehnte. »Soll ich die Schwestern holen?«

Clara schüttelte den Kopf und biss die Zähne zusammen, während sie eine weitere Wehe durchatmete. Belle trat ein und schloss rasch die Tür hinter sich.

»Die da draußen wissen nicht, was sie tun sollen«, teilte sie mir mit. »Brex und Smith halten sie von der Tür fern. Sind wir sicher, dass wir nicht ...«

Als Clara einen markerschütternden Schrei ausstieß und die Hand nach ihr ausstreckte, verstummte sie und ergriff die Hände ihrer besten Freundin. Tränen liefen Belle über das Gesicht. Sie schniefte kurz, schüttelte den Kopf und legte sogleich die britische Ruhe an den Tag, zu der unsere Leute in Krisen so zuverlässig fähig sind. »Na, dann mal los, okay?«

Clara schenkte ihr ein schwaches Lächeln. »Es geht schon los. Oh, mein Gott, ich glaube, ich will pressen.«

Bei ihren Worten ging die Zimmertür auf, Dr. Ball schritt herein und betrachtete mit großen Augen die Szene vor sich.

»Clara, wir müssen Sie in den OP bringen«, hob er an. »Ich habe versucht, Dr. Rolland zu erreichen. Wir wollen dafür sorgen ...«

Ich hörte nicht mehr auf ihn, denn ich merkte, wie Clara in meinen Armen zusammensackte. Als ich sie ansah, lagen auf ihrem Gesicht Wut und Verzweiflung. Sie packte meinen Kragen und hielt sich fest. »Lass nicht zu, dass die mich anfassen. Nicht die. Lass ... das Baby ... nicht ...«

Sie versuchte, mir etwas zu sagen, wurde allerdings von einer Wehe daran gehindert, die Botschaft war dennoch klar. Sie hatte Angst vor ihm – und dafür konnte es nur einen Grund geben.

Mein Blick zuckte zu Ball, und Wut durchfuhr mich. Am liebsten hätte ich ihn gegen die Wand gedrückt und ihn zu Brei geschlagen.

Ich überließ Clara Belles Fürsorge und ging zu dem Arzt, der zurückwich und abwehrend die Hände hob. Entweder war er ein guter Schauspieler oder völlig ahnungslos, warum Clara solche Angst vor ihm hatte. Ich packte ihn am Kittel und zerrte ihn in den Flur.

»Nehmt ihn in Gewahrsam«, befahl ich Brex. »Ich will, dass er verhört wird.« Die Schwestern, die im Flur gewartet hatten, versuchten, sich unsichtbar zu machen. »Schaffen Sie einen anderen Arzt her, und finden Sie jemanden, der ein Baby am Herzen operieren kann.«

Für klarere Anweisungen blieb mir keine Zeit. Ich schob Ball zu den anderen. Er wehrte sich gegen die Behandlung, protestierte ansonsten jedoch nicht. Mir war egal, was er zu sagen hatte. Ich hatte die blanke Angst in Claras Augen gesehen, dadurch war er in meinen Augen schuldig.

Als ich ins Zimmer zurückkehrte, streckte Clara die Hand nach mir aus. Ich eilte zu ihr, kniete mich vor sie, und sie klammerte sich an meine Schultern.

»Dr. Rol ...« Eine Wehe unterbrach sie, doch sie bemühte sich weiterzusprechen. »...land war ... da ...«

Mein Blick sprang zu Belle. Ich kannte diesen Arzt nicht, aber Clara.

»Das ist der Chirurg, der das Neugeborene operieren sollte«, informierte mich Belle, weil Clara es momentan nicht konnte. »Derjenige, der den Herzfehler des Babys festgestellt hat.«

»Ich bezweifle, dass er auf dem Weg hierher ist«, murmelte ich und gab mir alle Mühe, ruhig zu bleiben, obwohl ich innerlich kochte. Ein Arzt – einer, dem sie vertraut hatte – hatte sie betrogen. »Was ist mit Ball?«

Clara schüttelte den Kopf. »Aber ich ... ich ...«

»Ich weiß, Süße.« Mir brauchte sie nichts zu erklären. Wir konnten uns unmöglich sicher sein, dass Ball nichts von dem Komplott gewusst hatte. Und das bedeutete, dass er nicht in ihre Nähe kam.

»Ich glaube, ich will pressen«, sagte Clara mit zusammengebißenen Zähnen.

»Clara, ich hole einen Arzt«, sagte Belle sanft. »Nicht Ball, versprochen.«

Sie nickte ihrer besten Freundin zu, ihre Zähne klapperten.

»Ist dir kalt, Süße?«

Sie schüttelte den Kopf. Ich wollte ihr den Schmerz nehmen – ihn an ihrer Stelle ertragen. Es machte mich verrückt, sie so zu sehen, doch ich war auch stolz. Sie hatte sich gewehrt, hatte überlebt. Sie konnte alles schaffen.

»X.« Mein Name auf ihren Lippen war so beruhigend wie Balsam, aber auch ein Flehen.

»Sag, was du brauchst.« Ich würde alles für sie tun. Ich musste nur wissen, was es war, das sie jetzt brauchte.

Sie wich zurück, beugte sich über das Bett und wankte, als Belle mit einer älteren Ärztin wieder erschien.

»Ich bin Doktor Thompson.« Die Frau kam zu mir. »Ich würde Ihrer Frau gern zur Seite stehen.«

»Kann sie das Baby mit Ihrer Hilfe bekommen, ohne dass sie in den OP muss?«

»Sie scheint das gut zu machen.« Thompson musterte Clara freundlich. »Ich würde sie allerdings gern untersuchen.«

»Fragen Sie sie.« Ich würde ihr nicht erlauben, Clara anzufassen.

»Clara«, sagte Dr. Thompson ruhig. »Sie sehen aus, als wären Sie so weit. Ich würde gern prüfen, ob der Herzschlag des Kindes in Ordnung ist. Dann sind wir auf der sicheren Seite.«

Clara nickte zähneklappernd. Thompson beugte sich derweil mit dem Stethoskop nach unten und horchte Claras Bauch ab. Nach einem Moment richtete sie sich lächelnd auf. »Klingt wundervoll. Darf ich Sie untersuchen?«

Clara sah besorgt zu mir. Wann würde sie wieder das Vertrauen haben, sich von jemandem anfassen zu lassen? Ich konnte sie nur damit beruhigen, dass ich da war. »Es ist okay.«

Sie nickte und wollte sich aufs Bett schieben.

»Sparen Sie sich die Mühe«, hielt Thompson sie zurück. »Sieht aus, als hätten Sie eine gute Position für sich gefunden. Einen Hocker bitte.«

Ich war wie betäubt. Alles ging so schnell, ganz anders als beim letzten Mal. Ich schob der Ärztin einen Hocker hin, die darauf Platz nahm, als wollte sie lediglich die Morgenzeitung lesen. Belle und ich tauschten einen Blick, während Thompson Clara untersuchte.

In Habachtstellung standen Belle und ich daneben, bereit, Clara jederzeit zu Hilfe zu eilen.

»Sie sind so weit«, sagte Thompson warm. »Haben Sie etwas dagegen, wenn wir eine Krankenschwester dazuholen? Jemanden, dem ich vertraue?«

Sie schien zu verstehen, dass etwas Außergewöhnliches vor sich ging, doch anstatt die Kontrolle zu übernehmen, überließ sie Clara die Regie.

Ich glaube, wir hatten unsere neue Ärztin gefunden.

»Nein«, stöhnte Clara.

»Gut, denn wir brauchen jede Hand an Deck. Würden Sie wohl rausgehen und nach Gillian rufen?«, bat Thompson Belle.

Belle folgte der Bitte mit einer Mischung aus Sorge und Aufregung auf dem Gesicht. Noch vor wenigen Stunden waren wir nicht sicher gewesen, ob wir Clara jemals wiedersehen würden. Jetzt begleiteten wir sie bei ihrer Geburt.

»Zur Sicherheit steht ein Chirurg aus der Neonatologie bereit. Sobald die Nabelschnur durchtrennt ist, müssen wir das Baby mit Medikamenten versorgen, um die AV-Klappe offen zu halten, bis wir es operieren können.« Sie sprach direkt mit Clara, erklärte ihr jeden Schritt und ließ keinen Platz für Zweifel oder Angst. »Wir müssen die Nabelschnur nicht sofort durchtrennen. Wir überlassen Ihnen die Entscheidung.«

»Das ist möglich?«, fragte ich ehrfurchtsvoll. Thompson warf mir einen Blick zu, als wollte sie sagen, dass ich mich da raushalten sollte.

»Ja, über Stunden. Wenn sie so weit ist, unternehmen wir die nächsten Schritte«, sagte sie knapp.

Ich wusste nicht, was die Ärztin für Vermutungen über das Trauma anstellte, das Clara durchlitten hatte, aber sie war *für sie* da, und das wollte sie offenbar klarstellen.

»Aber fürs Erste denke ich, dass Sie bereit sind, Ihr Baby kennenzulernen.« Thompson wandte sich wieder an Clara, hielt es jedoch nicht für nötig, sie ins

Bett zu schaffen.

Alles vollzog sich wie in einem Traum. Clara bewegte sich, wankte und stöhnte. Sie klammerte sich an mich und nahm alle Liebe, die sie von mir bekommen konnte, während sie unser Kind zur Welt brachte. Und dann war es da.

Er war da.



25

Clara

Von jetzt auf gleich war alles anders. Gerade wollte ich Alexander noch beschimpfen, weil die Schmerzen so unerträglich waren, und im nächsten Moment hielt ich einen wunderschönen Jungen im Arm. Ich wartete, dass er schrie, und merkte beunruhigt, dass seine Gesichtsfarbe leicht bläulich war, doch dann öffnete er den Mund und jaulte.

Reflexartig zog ich das Baby an meine Brust, während die anderen mir ins Bett halfen, das mich die letzte Stunde nicht interessiert hatte. Plötzlich war ich dankbar, dass es da war.

Alexander trat zu mir, beugte sich vor, hielt jedoch weiter Abstand. Er wirkte ungewöhnlich schüchtern angesichts dessen, dass er sonst nicht die Hände von mir lassen konnte.

»Komm, lern deinen Sohn kennen«, sagte ich sanft und hielt das Baby so, dass es nah bei mir war, sein Vater es aber besser sehen konnte.

»Hallo, kleiner Prinz«, flüsterte Alexander. Voller Ehrfurcht starrte er auf das

Wunder, das wir geschaffen hatten.

Einige Stunden zuvor hätte ich mir dieses Geschenk nicht vorstellen können. Ich hatte gedacht, ich würde mein Kind niemals in den Armen halten. Dass Alexander es niemals kennenlernen würde. Jetzt waren wir alle zusammen hier.

»Elizabeth!« In all dem Durcheinander hatten wir nicht daran gedacht, unsere Tochter holen zu lassen.

»Schh!« Alexander strich mir eine Locke aus der Stirn. »Sie ist unterwegs. Georgia und Brex sind losgefahren, um sie zu holen.«

Ich hatte keine Ahnung, wie er die Geistesgegenwart besessen hatte, all das zu regeln, aber mein Mann – mein starker, fähiger Mann – hatte alle Änderungen bezüglich der Geburt akzeptiert und an meiner Seite gekämpft. Mein Hals war rau, und ich blinzelte gegen die Tränen in meinen Augen an.

Zu spät. Ich weinte haltlos.

»Es ist alles in Ordnung. Sie kommt«, versuchte Alexander mich zu beruhigen. Aber es ging nicht nur um Elizabeth. Plötzlich holten mich die Ereignisse der letzten Tage ein. Ich war so darauf konzentriert gewesen, nicht die Beherrschung zu verlieren und am Leben zu bleiben, dass ich die Angst und Hoffnungslosigkeit gar nicht zugelassen hatte. Jetzt trafen sie mich mit der verzögerten Wirkung einer Retardkapsel.

»Ich muss dir einiges sagen«, stieß ich hervor, während die Tränen in Strömen zu fließen begannen. »Du musst wissen, was die getan haben. Du musst wissen ...«

Ich konnte mich nicht überwinden, es auszusprechen. Alexander warf Dr. Thompson, die eifrig die letzten Geburtsgegenstände wegräumte, einen finsternen Blick zu. Belle, die sich im Hintergrund gehalten hatte, trat, angezogen von meinen Worten, näher. Ich sah meine beste Freundin an und fragte mich, wie ich ihr erzählen sollte, was geschehen war – wer uns hintergangen hatte.

»Belle, ich muss mit Edward sprechen ...«, sagte ich atemlos und verstummte abrupt. Ich konnte nicht mit ihm reden. Nicht jetzt.

»Er wird hier sein«, sagte sie mechanisch und schien verwirrt. »Ich hole ihn.«

»Noch nicht«, hielt ich sie zurück. »Wir brauchen etwas Zeit.«

»Okay.« Sie lächelte, aber ich bemerkte, dass sie nicht nähergetreten war. Verhielt ich mich wie eine Verrückte? »Habt ihr was dagegen, wenn ich den anderen Bescheid sage?«

»Nein, bitte.« Alexander nickte, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen.

»Ich gebe euch ein paar Minuten.« Belle zögerte. »Ruft, wenn ihr mich braucht.«

Sobald sie aus der Tür war, brach der Damm. Bis zu diesem Moment hatte ich nicht darüber nachgedacht, wie meine Geschichte die Menschen in meinem Leben verletzen würde. »X, ich muss dir sagen ... wer ...«

»Das kann warten, Süße«, murmelte er. Er legte mir zärtlich eine Hand auf die Schulter – ein Anker, der mich daran erinnerte, dass er für mich da war. Ich hatte nichts zu befürchten.

Doch es war nicht nur, was sie getan hatten. Niemand kannte das Ausmaß des Schadens, den sie angerichtet hatten.

Niemand kannte ihren Plan.

Niemand wusste von David.

Argwohn überkam mich, als die Schwester versuchte, mir das Baby wegzunehmen. Würde man mich so einfach entkommen lassen? Was, wenn das ihr Plan B war? Was, wenn sie das Baby in dem Moment, in dem ich es abgab, entführten?

Dr. Rolland war nicht gekommen, als man ihn angerufen hatte, was klug war. Trotz seiner albernen Ausrede, er interessiere sich nur für das Baby, würde dieser Mann niemals in die Nähe meines Kindes kommen. Aber konnte der MI-18 einen anderen Arzt finden? Ihr ganzer Plan fußte darauf, uns das Kind wegzunehmen.

»Ich muss nur ein paar Tests durchführen, Ma'am«, sagte die Krankenschwester mit zuckersüßem Lächeln.

Als ich das Baby an mich drückte, begann mein Körper zu zittern.

»Geht es ihr gut?«, fragte Alexander besorgt, als sich das Zittern verstärkte.

»Das ist ganz normal«, versicherte ihm Dr. Thompson. »Ihr Körper hat eine Menge durchgemacht. Decken wir sie zu.«

»Und das Baby?« Alexanders Blick zuckte zu mir.

»Auf mich macht es einen guten Eindruck. Ich habe seine Lungen gehört.« Thompson lachte und wickelte eine Decke um mich. »Wir können ihn gleich ein bisschen sauber machen. Ich muss ihm ein Medikament geben und sein Herz abhören, Clara. Aber Sie dürfen ihn dabei halten.«

»Aber er muss operiert werden«, flüsterte ich. Ich wusste, ich konnte ihn nicht ewig in den Armen halten. Das war die schmerzhafteste Wahrheit einer Mutter – irgendwann musste man das Kind loslassen. Aber es ging nicht nur darum, dass ich dazu noch nicht bereit war. So simpel war es nicht. Niemand begriff die Gefahr, in der das Baby womöglich schwebte.

»Ja«, sagte Thompson langsam, »aber wir müssen uns nicht beeilen. Diese Zeit jetzt ist wichtig für Sie beide. Wenn der Chirurg eintrifft, besprechen wir die nächsten Schritte. Nun nehmen Sie sich erst mal Zeit, Ihren Sohn kennenzulernen.«

Mir fiel eine Last von den Schultern, aber ganz konnte ich die Angst nicht ignorieren, die noch immer in mir waberte. Ich zögerte das Unvermeidliche nur hinaus. Ich würde ihn nicht bei mir behalten können. Dennoch, jetzt war er hier, und das war genug.

Alexander setzte sich vorsichtig auf die Bettkante und streckte eine Hand nach dem Baby aus.

»Bitte, X, nimm ihn«, drängte ich. Ich wusste seine vorsichtige, respektvolle Art zu schätzen, aber er war der einzige Mensch, bei dem ich nichts dagegen hatte, wenn er das Baby berührte.

»Hast du deine Meinung wegen des Namens geändert?«, fragte er und strich dem Baby ehrfurchtsvoll über die Wange.

»Nicht, wenn du deine nicht geändert hast.« Überraschend stieg ein gluckerndes Lachen in mir auf. Von einer Minute auf die andere war mein Schluchzen in Lachen übergegangen. Ich verlor den Verstand.

»Na dann, hallo William.« Alexander legte die Hand auf seinen Kopf, und das Baby drehte sich leicht, als gefiele ihm die Aufmerksamkeit, dann wandte es sich wieder meiner Brust zu.

»Jetzt müssen wir nur noch zwanzig andere finden«, sagte ich trocken.

Sobald es ausgesprochen war, verpuffte meine gute Laune. Wir hatten über die weiteren Vornamen des Babys gesprochen und überlegt, wie wir den anderen Männern in unserer Familie unsere Achtung erweisen konnten. Jetzt ertrug ich es nicht, an diese Namen und den mit ihnen verbundenen Kummer zu denken.

Albert. Der Mann, der sein Leben geopfert hatte, um seinen Sohn zu retten, jedoch ein heikles Gefüge zurückgelassen hatte. Der Mann, bei dem ich mir klein, unbedeutend und ungewollt vorgekommen war. Der Mann, der uns womöglich die ganze Zeit beschützt hatte. Dürfte ich zulassen, dass mein Sohn seinen Namen trug? Konnte ich mit dieser Bürde umgehen?

Edward. Der Bruder, den ich niemals hatte. Mein bester Freund. Mein Vertrauter. Der Beste von uns. Er war derjenige, dem ich am meisten Ehre erweisen wollte, aber jetzt schmerzte der Gedanke an ihn. Nicht weil sich meine Gefühle ihm gegenüber geändert hatten, sondern wegen des schrecklichen Geheimnisses, das ich in mir bewahrte.

Harold. Der Name meines Vaters und derjenige, über den ich mir am meisten Gedanken gemacht hatte, schien mir jetzt eine sichere Wahl zu sein.

Und dann war da noch David. Ich konnte mich kaum überwinden, seinen Namen zu denken.

»Wir haben Zeit.« Alexander beugte sich zu mir und küsste mich. »Lass sie ein paar Tage warten. Einen Monat. Das macht die Buchmacher verrückt.«

Ich versuchte zu lächeln, doch es geriet etwas schief. Mein Herz war nicht dabei.

Alexander schien es zu spüren. Er blieb bei mir, ließ mir jedoch zugleich Platz und wartete, dass die Ärztin und die Schwester die letzten Untersuchungen durchführten.

Als Dr. Thompson Williams Herz abhörte, drehte ich ihn widerwillig von mir weg.

Sie neigte ihr graues Haupt und lauschte aufmerksam. Keine Reaktion.

Etwas stimmte nicht.

»Was ist?«, fragte ich und wartete widerwillig, dass sie mir die schlechten Nachrichten überbrachte. Im Geiste hatte ich mich darauf vorbereitet, seit wir

von Williams Herzfehler erfahren hatten, doch in Wahrheit konnte man sich nicht auf ein krankes Kind vorbereiten.

Ich war seine Mutter. Es war meine Aufgabe, ihn zu schützen. Er war in mir gewachsen und ganz gleich, wie sehr man mich mit Argumenten und Vernunft zu überzeugen versuchte, ich war für ihn verantwortlich. Vielleicht hätte ich mehr tun können. Vielleicht war ich schuld.

»Ich glaube, es wäre gut, wenn der Chirurg früher käme.« Sie richtete sich auf, ihre Lippen waren zu einem schmalen Strich zusammengepresst.

»Wir hätten den Kaiserschnitt machen sollen«, sagte ich voller Schuldgefühle.

»Das spielt keine Rolle.« Sie tat den Gedanken mit einer derart überzeugenden Geste ab, dass ich mich fast schon besser fühlte. »Jetzt ist er da, aber ich glaube, dass wir uns lieber früher als später um die Klappe kümmern sollten. Ich lasse Sie einen Moment allein.«

Sie verschwand mit der Schwester, und zum ersten Mal waren wir allein. Ich genoss das Gefühl. Hier gehörte ich hin, zu Alexander. Als ich zu ihm hochsah, waren seine Wimpern nass.

»Hey, X. Wie geht's dir?« Er hatte sich so um mich gesorgt, dass ich ihn gar nicht gefragt hatte.

»Ist das wichtig?« Er setzte das schurkische Grinsen auf, das nicht mehr ganz zu ihm passte. Es hatte Zeiten gegeben, in denen dieses Grinsen jedes Gespräch hatte verstummen lassen, egal wie ernst es war, weil ich nur noch an das eine denken konnte. Doch da *das* das *Letzte* war, woran ich gerade denken wollte, wirkte das Grinsen jetzt nicht.

»Mir ist es wichtig.« Als das Baby friedlich an meiner Brust schlief, nahm ich schließlich Williams Händchen und legte es auf die Hand meines Mannes.

»Ich dachte, ich hätte dich verloren«, flüsterte er, den Blick auf unsere verschränkten Hände gerichtet.

»Das hast du nicht.« Es war eine schlichte Aussage, an die wir uns beide erinnern mussten. Wir waren durch die Hölle gegangen und hatten Brandwunden erlitten, die Zeit zum Heilen brauchten. Und diesen Prozess konnten wir nur zusammen beginnen.

»Wir müssen reden«, fuhr ich eilig fort, weil ich es ihm sagen wollte, solange wir allein waren. »Ich muss dir etwas sagen ... über David.«

»Ich weiß«, sagte er schnell.

»Ja?«

»Wir haben ihn gesehen.« Er zögerte, und ich merkte, dass er etwas zurückhielt.

Versuchte er, die schlechten Nachrichten für später aufzusparen? Ich wusste schon fast alles, was ich wissen musste. Dass David ein Verräter war. Dass Norris ihn erschossen hatte. Offen war nur, wie ich Edward beibringen sollte, was passiert war.

Ich wusste nicht, wie ich meinem besten Freund das Herz brechen sollte.

»Norris hat ihn erschossen. Er ist tot«, sagte ich leise. Alexander sollte wissen, dass ich die Tragweite dessen begriff, was passiert war. »Er hat denen geholfen – wer auch immer die waren. Sie wollten das Baby haben.«

»Wir müssen jetzt nicht darüber reden«, unterbrach mich Alexander. »Du solltest das nicht noch mal durchleben müssen.«

Ich verstand. Ein Teil von mir wollte sein Angebot annehmen, doch tief in mir wusste ich, dass ich dem nicht entkommen konnte.

»Clara«, fuhr er fort, »es gibt etwas, das du wissen musst.« Alexander biss die Zähne zusammen, als wollte er die Worte zurückhalten. »David war noch am Leben, als ich ihn gefunden habe.«

»War?« wiederholte ich das wichtigste Wort in diesem Satz. David war noch am Leben gewesen? Er hatte gelebt? Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte.

»War«, wiederholte Alexander. »Jetzt nicht mehr.«

Ich starrte meinen Mann an und versuchte zu begreifen, was er sagte. William bewegte sich an meiner Brust und drehte plötzlich mit deutlichem Interesse den Kopf. Ich rückte ihn zurecht, während das Gewicht von Alexanders Geständnis wie Blei in mich sank.

»Ich habe nicht nachgedacht.« Alexanders Stimme bebte. David war nicht der erste Mensch, den er umgebracht hatte. Er war im Krieg gewesen. Doch das war etwas anderes gewesen, und das wussten wir beide. »Ich habe noch

nicht einmal nachgedacht. Als mir klar war, was er getan hat ... habe ich ihn erschossen.«

Und irgendwo neben dem Kummer, der Angst, neben der Liebe und der Wut, die ich empfand, wusste ich ganz genau, wie ich darüber dachte. »Gut.«



26

Alexander

Ich blinzelte. Claras Reaktion brachte mich kurz aus der Fassung. Noch nie hatte ich blanken Hass in ihren Augen gesehen, doch bevor ich nach weiteren Einzelheiten fragen konnte – auch wenn ich ihr versprochen hatte, das nicht zu tun –, ging die Tür auf.

Dr. Thompson trat ein, gefolgt von einem Mann, den ich nicht kannte. Beide musterten mich. Mir war klar, dass Dr. Thompson während der Geburt einen falschen Eindruck bekommen hatte. Ganz offensichtlich musste ich ihnen beweisen, dass meine Frau keinen Grund hatte, Angst vor mir zu haben. Das war leichter gesagt als getan.

»Dr. Gilroy ist da«, verkündete Thompson. »Er würde sich gern das Baby ansehen.«

Widerwillig überließ Clara das Baby der Fürsorge des Arztes, unablässig glitt ihr Blick zwischen dem Baby und ihm hin und her. Ich wusste nicht, wie ich ihr die Angst nehmen sollte. Ich war unachtsam gewesen, und dieser Fehler

hatte uns fast alles gekostet. Ich war der Grund, warum sie jetzt Angst hatte. Wie konnte ich sie jemals davon überzeugen, dass ich so etwas nie wieder zulassen würde?

»Bleib bei ihm«, drängte Clara, allmählich zeigte sich, wie erschöpft sie war.

»Eigentlich würde ich gern mit Ihrem Mann sprechen.« Dr. Thompson interessierte nicht, dass ich der König war – so viel war klar. Sie hatte ein Hühnchen mit mir zu rupfen.

»Ich hole Belle«, versprach ich Clara.

Belle eilte herbei, kaum dass ich nach ihr gefragt hatte. Niemand von meinem Team hatte sich aus dem Flur fortbewegt. Wir mussten im Krankenhaus für einige Unruhe gesorgt haben, denn die meisten von uns sahen aus, als kämen wir geradewegs aus einem Kriegsgebiet. Und wir wichen nicht von der Stelle, die Anspannung vor dem Zimmer war deutlich zu spüren. Kein Wunder, dass die Ärztin nervös war.

»Sie will, dass jemand bei dem Baby bleibt«, erklärte ich Belle leise. »Sie hat Angst, dass es ihr jemand wegnimmt, aber ich muss mit Dr. Thompson sprechen.«

Bei dieser Nachricht schluckte Belle heftig. Ich wusste nicht, wie viel Smith ihr von den heutigen Ereignissen berichtet hatte, aber es gab eine Menge, von dem mein Team nichts wusste. Jetzt war nicht der Zeitpunkt, es ihnen zu sagen.

»Edward ist unterwegs«, informierte mich Belle, als wir wieder hineingingen. »Er kann David nicht erreichen.«

Die Schuld lastete schwer auf meiner Brust. Ich wusste, was sie und mein Bruder nicht wussten – er würde David nie wieder erreichen. Clara mochte mich von meiner Schuld an seinem Tod freigesprochen haben, ich selbst hatte das nicht getan.

Ich hatte keine Ahnung, ob mein Bruder es jemals tun würde.

Ich nickte angespannt und hoffte, dass sie das Thema nicht vor Clara aufbrachte.

Belle strahlte ihre beste Freundin an und eilte zu dem Chirurgen, der das Baby auf einem Rollwagen untersuchte. Ich musste Clara jetzt in ihre Obhut

geben. Sie wusste, dass alles schrecklich schiefgelaufen war, aber sie hielt sich von uns allen am besten.

»Doktor«, wandte ich mich an Thompson und bedeutete ihr, mit mir in die Zimmerecke zu gehen. Dort waren wir nicht gerade unter uns, aber vor Clara mussten wir nichts verbergen, und meine Frau fühlte sich besser, wenn sie wusste, dass ich da war.

»Ich nehme an, Sie ahnen, worüber wir sprechen müssen. Normalerweise würde ich eine Frau direkt fragen, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich von Ihrer Frau eine ehrliche Antwort erhalte. Sie hat ganz offensichtlich Angst.« Sie musterte mich mit durchdringendem Blick.

Es erforderte meine gesamte Selbstbeherrschung, jetzt nicht auszurasen. Ihr Misstrauen war verständlich. Sie hatte die Situation falsch gedeutet. Da wir die Nachricht von Claras Entführung sorgfältig für uns behalten hatten, konnte ich ihr das nicht verübeln. »Es ist nicht so, wie Sie denken.«

»Das höre ich häufig.« Sie verschränkte die Arme und rüstete sich offenbar für einen Streit.

Wenn sie mir nicht zuhörte, würde es schwer, einen kühlen Kopf zu bewahren. »Meine Männer. Das.« Ich zeigte auf meine merkwürdige Aufmachung. »Jemand hat versucht, das Baby zu entführen.«

»Aber das Baby ...« Sie verstummte, als sie zu begreifen begann.

»Clara hatte Wehen, als wir sie gefunden haben.« Ich sprach leise. »Ich nehme an, ich falle unter die Schweigepflicht.«

Daran hätte ich gleich denken sollen.

Sie nickte, und ein freudloses Lächeln spielte um ihre Lippen. »Sie können mir auch befehlen zu schweigen.«

»Sie wirken nicht wie jemand, der auf Befehle hört«, gab ich zu.

»Ihre Frau auch nicht.« Sie blickte zu Clara, die uns vom Bett aus beobachtete. »Sie wird therapeutische Begleitung brauchen.«

»Ja.« Ich würde alles in meiner Macht Stehende tun, um sie von diesem Erlebnis zu heilen, und ich würde dafür sorgen, dass so etwas niemals wieder passierte.

»Ich wünschte, es wäre nicht nötig, ihr das Baby wegzunehmen, aber ich

halte es für erforderlich, die Operation noch heute durchzuführen.« Es schien ihr aufrichtig leidzutun, dass sie mir einen weiteren Schlag versetzte.

»Verstehe.« Ich deutete mit dem Kopf auf das Krankenhausbett. »Ich würde jetzt gern nach ihr sehen.«

»Natürlich.« Sie zögerte. »Und ... es tut mir leid, Majestät.«

»Alexander«, korrigierte ich. »Sie müssen sich nicht entschuldigen. Ich werde es nie jemandem übel nehmen, wenn er Clara zu schützen versucht.«

Als ich zu Clara zurückkehrte, umklammerte sie meine Hand.

»Keine Sorge.« Ich strich über ihre Hand und wünschte, ich könnte sie noch mehr beruhigen. »Ich bin da. Ich gehe nirgendwohin.«

Clara riss die Augen auf. »Auf keinen Fall. Du musst bei dem Baby bleiben. Es muss operiert werden, oder?«

Ich nickte.

»Dann musst du bei ihm bleiben. Lass ihn nicht aus den Augen.« Aus ihren Worten sprach Panik, und ich wusste, dass sie sich nicht entspannen würde, wenn ich ihrem Wunsch nicht entsprach.

Das brachte mich in eine schreckliche Lage. Nach Tagen, die ich versucht hatte, sie zu finden, wollte ich Clara nicht aus den Augen lassen. Es fühlte sich an, als könnte sie sich jederzeit wieder in Luft auflösen. Aber ich wusste auch, dass ich für sie jetzt dort sein musste, wo sie selbst nicht sein konnte. Wenn ich bei ihr blieb, mochte ich mich besser fühlen, aber sie würde ein Nervenbündel sein, und das konnte ich ihr kaum verübeln.

»Ich komme klar«, sagte sie und schien mein Dilemma zu spüren. »Belle ist bei mir.«

Als sie ihren Namen hörte, drehte Belle sich um und nickte. Ich fragte mich, wie viel sie von unserem Gespräch gehört hatte.

»Versprich es mir, X«, forderte Clara.

Das konnte ich ihr nicht abschlagen.

Aus hygienischen Gründen dürfte ich nicht mit in den eigentlichen OP, aber es gab eine Tribüne, von der aus normalerweise Studenten die Eingriffe verfolgen konnten. Ich hatte Clara versprochen, dass ich jede Sekunde auf unser Kind

aufpassen würde. Darum hatte ich es bis zur Tür begleitet, Brex davor positioniert und war sofort auf die Tribüne gegangen. Ich konnte den Anblick meines erst wenige Stunden alten Sohnes, der schlaff auf dem OP-Tisch lag, während die Ärzte an seinem Herzen arbeiteten, nur schwer ertragen.

Dies war nicht der natürliche Gang der Dinge. Ich sollte dort liegen, nicht mein Kind.

»Darf ich mich zu dir gesellen?«, fragte Norris vom Eingang aus.

Solange er weg gewesen war, hatte ich den Gedanken an Norris verdrängt. Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, dass beide zu mir zurückkehren würden. Jetzt hatte ich ein schlechtes Gewissen, dass ich mich ausschließlich auf die Suche nach Clara konzentriert hatte. Ich war mir nicht sicher, ob ich es verdient hatte, beide heil wiederzuhaben.

In geselligem Schweigen beobachteten wir die Operation, beide beruhigt und überwältigt von der Gegenwart des anderen.

»Ich dachte, du wärest tot«, sagte ich schließlich mit einer Stimme, die nicht wie meine eigene klang. Ich hatte zwar den Gedanken gehabt, das Gefühl jedoch nicht zugelassen. Das führte jetzt zu einer seltsam gedrückten Stimmung.

»Das sollte ich wohl auch sein«, gab er zu. »Es war der MI-18.«

Ich nickte. »Das haben wir herausgefunden.«

Ich wollte ihm alles erzählen, was ich wusste, aber etwas hielt mich zurück. Ich hatte Fragen an Norris. Nicht dass ich ihn auch nur eine Minute verdächtigte, aber ich musste alles klarer sehen, und das konnte ich nur mit seinen Augen.

»Ich weiß nicht, was Clara dir erzählt hat«, begann er.

»Ich habe sie vom Reden abgehalten. Sie muss sich ausruhen.« Zu dieser Entscheidung stand ich. Wir konnten nicht so tun, als wäre all das Furchtbare nicht passiert, aber momentan gab es wichtigere Dinge. Zum Beispiel den Monitor, der den Herzschlag meines Kindes wiedergab. Ich ließ ihn nicht aus den Augen, während ich sprach.

»Es war ein Hinterhalt«, erklärte Norris und berichtete mir von den nächtlichen Ereignissen. Seine Geschichte passte zu unseren Vermutungen.

»Ich habe sie nie gesehen, ich bin unvorsichtig geworden. Es tut mir leid, Alexander. Vergib mir.«

»Es gibt nichts zu vergeben.« Meine Stimme war belegt. Ich hatte nicht damit gerechnet, jemals wieder mit meinem alten Freund zu sprechen. Jetzt hatte er das Gefühl, er müsste sich entschuldigen. »Ich wusste, dass du sie mit deinem Leben schützen würdest.«

»Ich habe nicht gut genug aufgepasst.« Er schüttelte den Kopf, offensichtlich konnte er sich nicht so leicht vergeben. »Ich habe versucht, sie zu warnen. Als ich aufgewacht bin, wollten sie mir weismachen, man hätte mich ins Krankenhaus gebracht, und ich befände mich wegen ihres Verschwindens in Untersuchungshaft. Die haben behauptet, du hättest das angeordnet.«

Meine Augenbrauen schossen nach oben. »Die können mich nicht sehr gut kennen.«

»Oder mich«, stimmte er zu. »Ich wusste, dass es eine Lüge war. Aber ich wusste dadurch auch, dass sie Clara hatten. Es war sowieso alles ein Trick. Die waren hinter etwas anderem her.«

Durch die Scheibe starrte ich auf das, worauf sie es abgesehen hatten – ein unschuldiges Leben. Warum? Zu welchem Zweck? Um mich zu verletzen? Um mich in die Knie zu zwingen? Wie konnte ich mit dem Wissen leben, dass ich meine Familie in diese Gefahr gebracht hatte? Wie sollte ich jemals nach vorn schauen?

»Das Baby«, murmelte ich. »Clara sagte, sie wollten das Baby. Ich verstehe nicht, warum.«

»Ich glaube, ich schon«, sagte er langsam, »Aber es ist nur eine Vermutung.«

»Warum?« Norris' Vermutungen waren fast immer Tatsachen. Darum hatte man ihn während dieser Aktion von mir ferngehalten. Wäre er an meiner Seite gewesen, hätte die Fahndung Stunden gedauert, nicht Tage.

»Als ich zufällig auf etwas gestoßen bin, hatte ich eine Vermutung, doch erst, als ich David gesehen habe, war ich mir sicher. Ich nehme an, du weißt das von deiner Schwester.«

Ich nickte. Wir hatten herausgefunden, dass Sarah jahrelang in ihren Händen gewesen war, während wir dachten, sie liege im Koma. Aber wie das

genau hatte funktionieren können, verstand ich nicht, über die tote Frau wahrscheinlich, die ihr so ähnlich gesehen hatte. »Sie sagt, sie hätte keinen Kontakt zu ihnen. Wir überprüfen noch, ob man ihr trauen kann oder ob sie als Maulwurf agiert.«

»Sie ist kein Maulwurf«, sagte Norris grimmig. »Möglicherweise dachten die ursprünglich, sie könnten sie für ihre Sache gewinnen, dich absetzen und sie auf den Thron bringen.«

Das klang erschreckend logisch. »Aber warum haben sie Clara entführt? Warum haben sie mich nicht einfach umgebracht?«

»Das haben sie versucht, und du hast überlebt. Wir wussten seit Langem, dass mehr hinter dem Attentatsversuch gesteckt hat. Ich fürchte, das war nur der Anfang.«

»War das hier das Ende?«, fragte ich und wusste, dass er mir keine beruhigende Antwort darauf geben konnte.

Norris versuchte nicht, mich zu beschwichtigen. »Das bezweifle ich, aber jetzt wissen wir, womit wir es zu tun haben. Mit wem wir es zu tun haben.«

»Dann haben sie Sarah aufgegeben, weil Clara Elizabeth bekommen hat«, sagte ich. Das erklärte nicht, warum sie sie jetzt entführt hatten und warum sie meinen Sohn wollten.

»Ich glaube, sie haben mitgekriegt, dass Sarah mittlerweile zu alt war, um sie so vollständig manipulieren zu können. Darum haben sie David ins Spiel gebracht«, sagte er und sah mich an. »Ich muss dir etwas gestehen. Ich habe ihn getötet. Er hat versucht, Clara etwas anzutun.«

Mein Blick zuckte vom OP-Tisch zu seinem gequälten Gesicht. Zumindest von dieser Sünde konnte ich ihn freisprechen. »Nein, das hast du nicht. Ich habe ihn umgebracht.«

»Wie?«, fragte Norris schockiert.

»Er hat noch gelebt. Ich habe ihn gefunden, und als mir klar wurde ...« Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte unbedacht gehandelt, aber ich war mir noch immer nicht sicher, ob ich die falsche Entscheidung getroffen hatte.

»Das kann dir niemand vorwerfen«, sagte Norris fest.

»Edward schon.« Ich versuchte, mir vorzustellen, was ich tun würde, wenn

mein Bruder Clara umgebracht hätte. Ich könnte ihm nicht vergeben. Es würde keinen Frieden geben. Nichts würde mehr wie vorher sein, das war mir klar.

»Ich nehme die Schuld auf mich«, entschied Norris. »Ein Bruder sollte diese Last nicht tragen.«

»Ich trage sie ohnehin«, sagte ich. »Ich kann ihn nicht belügen. Ich muss es ihm sagen.« Ich hatte gelernt, dass es alles zerstören konnte, wenn man einen geliebten Menschen belog. Ich durfte ihm nichts vormachen. Ich musste reinen Tisch machen und mich den Konsequenzen stellen.

»Es gibt noch etwas, das du wissen solltest. Ich nehme an, es war Teil des Plans.« Norris räusperte sich und suchte vergeblich nach Worten.

Die Pause gab mir Zeit, mich an die Papiere zu erinnern, die ich während unserer Durchsuchung aus dem Bunker mitgenommen hatte. Ich zog die Akte heraus und schlug sie auf. »Ich habe das hier gefunden. Sieht aus, als hätte man Tests an dir durchgeführt. Sarah sagte, mit ihr hätten sie dasselbe gemacht. Clara habe ich noch nicht gefragt. Was machen die? Warum? Hast du eine Idee?«

»Das ergibt Sinn.« Er drehte den Kopf zu mir und lenkte meine Aufmerksamkeit einen Moment von meinem Kind ab. »Ich wollte nicht, dass du es jemals herausfindest. Ich habe ihr versprochen, das Geheimnis mit in den Tod zu nehmen. Es war unser Geheimnis – das kleine Stückchen Glück, das dein Vater uns nicht nehmen konnte.«

Mein Mund wurde trocken. Ich starrte auf die merkwürdigen Diagramme, auf denen sein Name stand, und verglich sie mit zwei anderen.

»Deine Mutter und ich ...« Er holte Luft, bevor er weitersprach. »Wir haben uns geliebt. Wir waren nicht sicher. Wir haben keine Tests machen lassen, aber Elizabeta glaubte, dass Sarah meine Tochter ist.«

Ich starrte ihn, an und von jetzt auf gleich verstummten alle meine Gedanken.

»Wir haben vermutet, dass Edward ebenfalls mein Kind ist. Diese Tests scheinen das zu bestätigen.« Er senkte den Kopf. Zum ersten Mal in meinem Leben konnte Norris mir nicht in die Augen sehen.

Aber ich war nicht wütend auf ihn. Schockiert? Ja. Voller Fragen? Natürlich. Dieser Mann war mir mehr ein Vater gewesen als mein leiblicher Vater. »Und ich?« Was war ich ihm?

Als er antwortete, wirkte er beinahe traurig. »Ich habe dich immer als einen Sohn betrachtet, aber ich habe deine Mutter erst kennengelernt, als du schon auf der Welt warst. Du bist das einzige von Alberts Kindern, das einen rechtlichen Anspruch auf den Thron hat.«

Ich empfand eine merkwürdige Mischung aus Enttäuschung und Verständnis. Plötzlich ergab so vieles einen Sinn. Dass mein Vater meine Geschwister so herzlos behandelt hatte. Sein Hass gegen mich. Es musste ihn fertiggemacht haben, mich mit dem Mann zu sehen, der ihm die Frau genommen hatte – allerdings nur, wenn er es wusste. »Wusste Albert ...?«

»Ja und nein. Er wusste von der Affäre. Er hatte selbst jede Menge Affären. Es störte ihn nicht, bis Sarah zur Welt kam. Er hat vermutet, was Elizabetha wusste«, sagte Norris schlicht. »Wir haben dieses Wissen mit unserem Leben bewacht.«

»Und irgendwie hat der MI-18 es herausgefunden.« Das waren eine Menge Informationen für einen Tag, der bereits voller überwältigender Ereignisse war.

»Ich werde morgen meine Kündigung einreichen. Heute würde ich gern auf deine Familie aufpassen«, sagte er leise.

»Auf gar keinen Fall«, rief ich aus. »Ich kann dir doch nicht vorwerfen, ein Mann zu sein. Du warst mir ein besserer Vater, als er es jemals war. Das ist kein Job. Einer Familie kann man nicht kündigen – und du gehörst zur Familie.«

Wir würden uns später damit auseinandersetzen müssen. Wir würden der harten Realität ins Auge sehen, was diese Neuigkeiten für uns und diejenigen, die wir liebten, bedeuteten. Aber nichts änderte etwas an der schlichten Tatsache, dass Familien durch Liebe entstanden, nicht durch Blutsbande. Ich trat auf ihn zu und umarmte ihn – als Vater, als Freund und als Familienmitglied.



27

Clara

Meine Verwandtschaft traf am nächsten Morgen mit derart viel Trara ein, dass ich sie bereits auf dem Flur hörte. Ich wusste nicht, wer ihnen gesagt hatte, dass wir hier waren – vermutlich BBC One. Ich hatte entschieden, die Nacht über hierzubleiben, um zusätzliche Infusionen zu erhalten und in Williams Nähe zu sein. Jetzt wünschte ich, ich wäre zu Hause gewesen, wo ich dem Spektakel hätte entgehen können. Selbst eine Madeline Bishop konnte nicht in den Palast gelangen, wenn ich es nicht wollte. Hier wäre ich meiner Mutter ausgeliefert.

»Mist«, murmelte Alexander, der auf einem Stuhl ein Nickerchen gehalten hatte und von dem Lärm aufgewacht war. Er hatte gerade einmal eine Stunde geschlafen, während Brex und Norris die Neugeborenen-Intensivstation überwachten. Das Krankenhaus arbeitete daran, ein Zimmer herzurichten, in dem wir alle drei zusammen sein konnten. Ich sehnte mich danach, William im Arm zu halten, nach der OP hatte ich ihn nur mit Schutzhandschuhen

berühren dürfen. Jetzt war ich froh, dass wir noch nicht in das andere Zimmer umgezogen waren. »Ist das deine Mutter?«

»Ich befürchte.« Alexander war so nah, dass ich nur die Hand ausstrecken musste, um ihm durchs Haar zu wuscheln. Wenn er nicht bei William war, war er immer nah genug bei mir, um mich berühren zu können. Er wollte mich in Armlänge bei sich haben, damit er mich bei Bedarf anfassen konnte.

»Soll ich sie wegschicken?« Alexander musterte mich mit besorgter Miene. Er beugte sich noch immer meinen Wünschen, was so untypisch für ihn war, dass es mich jedes Mal komplett verwirrte.

Er versuchte, mir das Gefühl wiederzugeben, die Kontrolle zu haben, aber hatten wir jemals die Kontrolle? Bestimmten wir über unsere Geschicke und die unserer Lieben? Die letzten paar Tage hatten mir gezeigt, dass das nicht der Fall war, und ganz gleich, wie er mich jetzt behandelte, ich hatte diese Lektion gelernt, leider auf die harte Tour.

»Süße?«, drängte er, als ich nicht antwortete.

»Ich kann es genauso gut gleich hinter mich bringen.« Durch manches musste man einfach durch. Ich hatte eine Geburt überlebt, also würde ich auch eine Begegnung mit meiner Familie überleben. Alexander stand auf, um zur Tür zu gehen, und ich geriet in Panik. »Sie sollen nicht wissen, was passiert ist!«

Ein Muskel in seinem Kiefer zuckte, doch er nickte. Er hatte der Ärztin angedeutet, was letzte Woche passiert war, weil sie ihn gezwungen hatte, ihre Fragen zu beantworten. Es gab keinen Grund, dass jemand anders davon erfahren musste.

Alexander hatte kaum die Tür einen Spalt geöffnet, als die Bishops hereinstürmten. Alles wirkte so normal – Ballons, Geschenke und lächelnde Gesichter –, dass ich in Tränen ausbrach.

Bei meiner Reaktion blieb meine Mutter wie angewurzelt stehen. Dann glitt ihr Blick aufmerksam durchs Zimmer. Ich wusste, wonach sie suchte, und dass sie es nicht finden würde. Ich hatte nicht die Kraft, es ihr zu erklären.

»Wo ist das Baby?«, fragte sie, wobei ihre Stimme eine Oktave in die Höhe schoss.

»Madeline«, schaltete Alexander sich ein, bevor die Situation aus dem Ruder lief. »Ich würde euch gern einen Moment sprechen. Vielleicht ist der Flur ...«

»Unsinn. Meine Tochter ist ja ganz außer sich. Man hat uns noch nicht einmal informiert, dass das Baby da ist.« Sie fächerte sich Luft zu und musterte mich besorgt, in ihren Augen schimmerten beunruhigenderweise ebenfalls Tränen. »Was ist hier los? Ich gehe hier nicht weg. Ich will das jetzt wissen.«

»Das Baby brauchte eine spezielle Operation«, sagte Alexander in leisem Ton, um sie dazu zu bringen, ebenfalls die Stimme zu senken. Ich bezweifelte, dass das funktionierte. »Er befindet sich auf der Neugeborenen-Intensiv und darf keinen Besuch haben.«

»Ich darf meinen Enkel nicht sehen?« Madeline blieb vor Entsetzen der Mund offen stehen. Mein Vater zeigte so wenig Gefühle, dass er hinter ihr wie ein Kleiderständer wirkte. »Moment! Es ist ein Junge?«

Sofort änderte sich ihre Stimmung, und sie wandte sich mit erfreutem Blick an ihren Mann. »Ein Junge, Harold!«

»Ich habe es gehört«, sagte er ausdruckslos und sah zu mir. »Sollen wir wieder gehen?«

Mein Vater besaß ein gutes Gespür dafür, wann seine Frau das rechte Maß verlor und ihre Umgebung nervte. Er verwöhnte sie und lenkte sie, so gut er konnte.

»Bleibt.« Ich wischte mir die Augen und fügte dann rasch hinzu: »Fünf Minuten.«

Solange wir nicht über den Zustand des Babys sprachen, war mir eine kleine Auszeit recht.

Entweder verstand meine Mutter das, oder sie ließ sich leicht ablenken, denn anstatt auf weiteren Details zu bestehen, fing sie an, Namen vorzuschlagen.

»Er hat schon einen Namen, Mom«, unterbrach ich sie. »William.«

»William«, wiederholte sie, als testete sie den Klang. Es war unmöglich zu sagen, ob er ihr gefiel. »Und die anderen Namen?«

Mein Mann, der spürte, dass dieses Thema sie vermutlich beschäftigen würde, ergriff die Chance. »Darüber haben wir noch nicht entschieden.«

»Oh, na dann, sehen wir mal.«

Alexander warf mir über ihre Schulter einen leidenden Blick zu, während sie begann, die in den Umfragen derzeit beliebtesten Namen herunterzurattern.

Als einige Minuten später die Tür aufging, steckte meine Schwester ihren dunklen Schopf herein. »Dürfen wir reinkommen?«

Ich nickte eilig. Lola konnte unsere Mutter besser in Schach halten als jeder andere. Doch zu meiner Überraschung war sie nicht allein. Hinter ihr kam, mit einem Blumenstrauß in der Hand, Anders herein.

»Gib ihr die Blumen«, wies Lola ihn an und stemmte die Hände auf die Hüften. Sie wirkte ziemlich autoritär in ihrem eindrucksvollen roten Etuikleid, niemand hätte gewagt, sich ihr zu widersetzen.

Doch Anders schien unbeeindruckt.

»Ich weiß, wie man einer Frau Blumen überreicht«, murmelte er und warf ihr einen wütenden Blick zu. Die Aktion, Anders von meiner Schwester auf die verstärkte Aufmerksamkeit, der er als Mitglied der königlichen Familie ausgesetzt sein würde, vorbereiten zu lassen, verlief offenbar wie ein schlechtes Date.

»Danke.« Alexander schaltete sich ein, bevor die Situation peinlich wurde.

»Können wir das Baby sehen?«, fragte Madeline.

»Nur von der Scheibe aus.« Ich wusste, dass Alexander in diesem Punkt unnachgiebig sein würde. Wir wollten beide, dass William so wenig Aufregung wie möglich ausgesetzt war, solange er sich erholte.

»Okay.« Meine Mutter hakte sich bei meinem Vater ein und marschierte auf die Tür zu. »Lola?«

Meine Schwester blickte von mir zu Anders, als hoffte sie auf eine Chance zu entkommen. Doch ich wollte, dass sie mitging, um dafür zu sorgen, dass unsere Mutter kein Aufsehen erregte.

»Ich sollte ...« Alexander wirkte hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, den Besuch zu beaufsichtigen, und bei mir zu bleiben.

»Anders bleibt hier«, sagte ich. Die Vorstellung, dass ihn das vermutlich beruhigen würde, war merkwürdig, wenn man sich überlegte, wie eifersüchtig er einst auf seinen Halbbruder gewesen war.

»Georgia ist im Flur«, erinnerte Alexander mich und folgte den anderen.

»Wie geht es dir?«, fragte Anders sanft und legte die Blumen auf den Tisch neben meinem Bett.

»Ich will nicht darüber reden.« Sicher hatte er sich eine etwas ausführlichere Erklärung erhofft, aber er bedrängte mich nicht. »Wie geht es dir?«

»Willst du das wirklich wissen?« Er verzog missmutig den Mund. »Deine Schwester treibt mich in den Wahnsinn!«

Ich unterdrückte ein Lachen und versuchte, mitfühlend auszusehen.

»Sie hat meinen halben Kleiderschrank entsorgt und besteht darauf, mich zu schicken Abendessen auszuführen, damit ich an meinen Manieren arbeite.« Er sah stinkwütend aus. »Ständig redet sie von einer pflanzenbasierten Diät. Ich habe nichts gegen ein bisschen Gemüse zu meinem Speck, aber ich werde kein verdammter Veganer.«

Lola ging ihm eindeutig auf die Nerven, und obwohl ich ein schlechtes Gewissen hatte, dass ich mich darüber amüsierte, war mir seit Tagen nicht so leicht ums Herz gewesen. Ich ließ ihn weiterschimpfen und freute mich, die Welt ein paar Minuten mit seinen Augen zu sehen.

Als Alexander mit meiner Familie im Schlepptau wieder auftauchte, verkündete er, dass die Besuchszeit vorüber sei. »Clara muss das Baby stillen und ..., nun ja, offensichtlich ...«

Ich hatte keine Ahnung, welchen Zauberspruch er bei meiner Mutter angewandt hatte, aber sie nickte ehrerbietig, eilte zu mir und umarmte mich schnell.

»Wir kommen morgen wieder«, versprach sie.

Ich versuchte, nicht das Gesicht zu verziehen. Lola und mein Vater schüttelten hinter ihrem Rücken wie wild die Köpfe. Nachdem sie jetzt wussten, wie ernst die Lage war, würden sie sie im Zaum halten. Nach all den Umarmungen stand ich auf, zog meinen Bademantel fest und schlüpfte in ein Paar Krankenhausschlappen, um den langen Weg zur Neugeborenen-Intensivstation anzutreten. Die Leichtigkeit, die ich bei Anders' Schimpferei empfunden hatte, verflüchtigte sich allmählich wieder, und die Schwere kehrte zurück.

Alexander streckte mir die Hand hin, und sofort ging es mir besser. Es gab nichts, was wir nicht zusammen schaffen konnten. Wir waren am Leben und in Sicherheit, und wir würden das durchstehen.

Im Gang blickte Georgia mit selbstgefälligem Blick von einer Zeitschrift auf. »Ihr habt es schon in die Zeitung geschafft.« Sie machte eine Geste zu mir. »Es heißt, du bist noch hier, weil du dir den Bauch straffen und die Brüste richten lässt.«

Von allen Menschen, die mich gestern gerettet hatten, schaffte sie es am besten, so zu tun, als wäre alles normal. Ich fragte mich, ob sie sich überhaupt Mühe geben musste, so zu tun. Doch zwischen uns hatte sich etwas verändert.

Sie war freundlich, aber distanziert. Die Nähe, die ich zu ihr empfunden hatte, war verschwunden.

»Da werden sie aber enttäuscht sein«, sagte ich trocken. Ich blickte zu Alexander. »Gib mir eine Minute.«

Er nickte und ging einige Schritte den Flur hinunter.

»Können wir reden?«, fragte ich sie.

Sie zuckte die Schultern und warf die Zeitschrift auf einen Tisch.

»Schieß los.« Kaum hatte sie es ausgesprochen, ließ sie die lässige Fassade fallen. »Tut mir leid. Falsche Wortwahl.«

»Du hast selbst gesagt, dass du nicht sehr gut in diesen Freundschaftsdingen bist«, erinnerte ich sie. »Hör zu, ich wollte mich gern bei dir bedanken.«

»Bedanken?«, wiederholte sie. »Clara, nichts von alledem wäre passiert, wenn ich bei dir geblieben wäre, wie es mein Auftrag war.«

»Du warst wütend.« Und das zu Recht. Aber sie setzte sich zu sehr unter Druck. »Sie haben es an Norris vorbei geschafft. Ich meine ...«

»Willst du sagen, sie wären auch an mir vorbeigekommen?« Sie machte einen perfekten Schmollmund. »Jetzt bist *du* aber eine schlechte Freundin.«

»Ich bin nur froh, dass dir nichts passiert ist«, sagte ich ruhig. Ich wollte mein Glück nicht weiter herausfordern. Sie machte sich Vorwürfe und verbarg sie hinter ihrem harten Auftreten. Langsam begann ich, Georgia Kincaid zu verstehen, auch wenn ich das Gefühl hatte, sie kaum zu kennen.

Sie blinzelte und richtete den Blick auf den Boden, dann stand sie auf.

»Ebenso.«

Die Umarmung war ungenau, aber es war ein Anfang.

»Geh zu deinem Kind«, sagte sie und wischte sich die Augen, als sie sich abwandte.

Alexander wartete am Ende des Flurs, und zu meiner Überraschung gingen wir in die entgegengesetzte Richtung und nicht zur Neugeborenen-Station. »Das Zimmer ist fertig«, erklärte er, als wir eine Tür erreichten.

Es war uns nicht wichtig gewesen, aus dem Gebärmutterraum von gestern auszugehen, weil wir wussten, dass wir ohnehin vermutlich noch einmal umziehen müssen. Darum hatten wir es nicht sehr bequem gehabt, aber das hatte uns nicht gestört. Das neue Zimmer war deutlich komfortabler, insbesondere weil in der einen Hälfte eine kleine Station für unser Fröhen aufgebaut worden war.

Norris saß neben dem Brutkasten, die Hände im Schoß und den Blick auf unseren Sohn gerichtet. Sobald er mich sah, stand er auf, damit ich seinen Stuhl nehmen konnte.

»Ich lasse euch allein.«

Angesichts der ganzen Schläuche und Monitore, an die William angeschlossen war, brauchte ich beim Stillen die Hilfe einer Schwester, doch trotz seiner frühen Geburt begann er gleich zu saugen.

Alexander stand abseits und beobachtete uns mit undurchdringlicher Miene. Mein Blick tanzte zwischen unserem zarten Kind und meinem Mann hin und her, bis ich die Stille nicht länger ertrug. »Woran denkst du?«, fragte ich.

Er kam nicht näher, und als er sprach, begann mein Herz wie wild zu schlagen. Etwas stimmte nicht. Was er zu sagen hatte, würde mir nicht gefallen.

»Ich frage mich, wie ich für deine Sicherheit sorgen soll. Ich dachte, ich wüsste es, und jetzt ...« Ich hörte, wie er scharf die Luft einsog. »Ich kann nicht für deine Sicherheit sorgen. Trotz all der Mittel, die mir zur Verfügung stehen, trotz der ganzen Security habe ich dich verloren.«

»Du hast mich nicht verloren«, erinnerte ich ihn. Das musste er doch sehen.

Er durfte nicht zulassen, dass die Dunkelheit ihn wieder in ihren Bann zog.

»Ich bin hier.«

»Es gibt einen Weg, Süße, aber der wird dir nicht gefallen.« Er sprach so leise, dass ich hoffte, ich würde mir seine Worte nur einbilden.

»Nicht«, befahl ich. Ich konnte dieses Gespräch jetzt nicht führen.

Aber die Lösung lautete anders als erwartet.

»Ich muss abdanken«, sagte er schließlich.



28

Alexander

Elizabeth spähte aus Claras Bett herüber und kippte bei dem Versuch, einen Blick auf ihren kleinen Bruder zu erhaschen, beinahe um. Näher ließen wir sie momentan nicht an ihn heran, aber sie sollte bei uns sein. Ich brauchte jetzt meine Familie um mich. Ich musste rund um die Uhr vor mir sehen, was mir am wichtigsten war.

Clara wollte mir nicht sagen, was sie von meinem Vorhaben hielt. Sie hatte überwiegend geschwiegen, seit ich ihr gesagt hatte, dass ich abdanken wollte. Es gab keine andere Möglichkeit. Der MI-18 hatte uns in die Ecke gedrängt, und trotz der Informationen von Norris und Clara hatten wir nicht viel in der Hand.

Ich wollte das Krankenhaus nicht verlassen, solange mein Sohn sich noch von der OP erholte, darum musste ich die gründliche Durchsuchung von Windsmoor meinem Team überlassen.

Als Brex an die Tür klopfte, wirkte sein Gesicht erschöpft und ausgemergelt.

Ich trat zu ihnen auf den Gang, und er schüttelte den Kopf.

Das Krankenhaus war unglaublich entgegenkommend, man hatte quasi einen Flügel für uns geräumt, was allerdings kaum anders zu erwarten gewesen war. Derlei Vergünstigungen würde ich wohl nicht mehr lange genießen.

»Nichts«, sagte er finster. »Sie haben alles vernichtet.«

Ich ließ mich gegen die Wand sinken. Damit hatte ich zwar gerechnet, aber das machte es nicht erträglicher. Nicht nach dem, was sie Clara angetan hatten.

»Und David?«, fragte ich leise. Mein Bruder war zu Besuch hier gewesen, aber wieder verschwunden, nachdem er uns erzählt hatte, dass sein Mann nicht zu erreichen war.

»Seine Leiche ist verschwunden«, erklärte Smith. »Wenn Sie möchten, können wir ein Team hinschicken, um noch mal nach menschlichen Überresten zu suchen. Aber da war nicht mehr viel.«

Ich dachte an das Mädchen, das ich gefunden hatte. Wer auch immer sie gewesen war, ich hoffte, wir konnten sie irgendwie identifizieren und es ihrer Familie ermöglichen, sich zu verabschieden. Natürlich konnten wir ihren Verwandten nicht die Wahrheit sagen.

»Und das Gelände ist gesichert?«, fragte ich.

Die drei verstummten.

Man konnte kaum hoffen, dass das Niederbrennen eines königlichen Anwesens unbemerkt geblieben war.

»Wir haben zusätzlich ein absolutes Flugverbot für die ganze Region verhängt. Aber bei den strengen Bestimmungen zum Überfliegen von Privatanwesen ist es ohnehin unwahrscheinlich, dass das jemand wagt«, sagte Brex. Irgendwie war mir klar, dass das die einzig gute Nachricht war.

»Die Presse belagert das Gelände«, fügte Georgia hinzu. »Wir sollten eine Erklärung dazu abgeben – auch zu dem hier.«

Das war ihre einfühlsame Art, mir zu sagen, dass das Krankenhaus ebenfalls Ground Zero für die Presse war.

Das war nicht überraschend. Wir hatten keine Pressemeldung zur Geburt des Babys herausgegeben. Die Tatsache, dass Claras erste Geburt ein Kaiserschnitt gewesen war, verschaffte uns etwas Zeit. Niemand erwartete, dass

sie sich jetzt schon zeigte. Doch diesmal würden wir das Baby nicht präsentieren, es würde kein Tamtam geben. Das Wohlergehen unseres Sohnes stand über dem öffentlichen Interesse.

»Es gibt etwas, worüber wir reden sollten.« Ich senkte die Stimme. Trotz der Abgeschiedenheit, die man uns gewährte, wusste ich besser als die meisten, dass man sich nie sicher sein konnte, nicht belauscht zu werden. »Ich habe darüber nachgedacht, was ich tun kann, um das aufzuhalten, und da wir nichts in der Hand haben ...«

»Wir suchen weiter«, sagte Georgia mit Nachdruck. Sie stieß mit dem Ellbogen Brex an, und er nickte zustimmend.

»Das weiß ich, aber es könnte eine einfachere Lösung geben.« Ich holte tief Luft, ich wusste nicht, wie sie reagieren würden. »Die interessieren sich nur für mich, weil ich König bin.«

Aus allen Hinweisen, die wir gesammelt hatten, war das offensichtlich geworden.

»Dagegen können wir nichts tun.« Brex sah mich an, als wäre ich nicht ganz bei Verstand.

»Nicht?«, fragte ich düster.

»Wollen Sie abdanken?« Smith kam direkt zum Punkt. »Ich bin kein Freund der Krone – von der derzeitigen Besetzung mal abgesehen –, aber ich verstehe nicht, wie das unsere Probleme löst.«

»Wer sollte dir auf den Thron folgen?«, fragte Georgia. »Sarah? Das schafft sie nicht.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte ihnen noch nicht die Wahrheit über ihren Vater gesagt.

»Edward?«, fragte Brex. »Das wäre ein Sprung ins kalte Wasser für ihn.«

Über dieses Problem hatte ich noch nicht wirklich nachgedacht. Wenn Clara und ich auf unser Anrecht und das unserer Kinder auf den Thron verzichteten, musste er an jemand anders gehen. Aber der MI-18 wusste, dass Albert nicht Sarahs oder Edwards leiblicher Vater war, und ich hatte keinen Zweifel, dass diese Tatsache nicht mehr lange ein Geheimnis bleiben würde.

Damit blieb nur noch Henry. Ich war mir nicht sicher, ob ihm das gefallen

würde. Man konnte auch Anders legitimieren, der mich dann allerdings auf ewig hasSEN würde.

»Ich glaube, es gibt eine Menge Dinge, über die Sie nachdenken müssen«, sagte Smith. »Wir kümmern uns derweil um Windsmoor.«

Zumindest das sollte ich ihnen tatsächlich überlassen.

Als ich ins Zimmer zurückkehrte, lag Clara mit Elizabeth zusammengerollt auf dem Bett, und beide schliefen. Einen Moment lang betrachtete ich meine Frau und meine Tochter. Wollte ich sie schützen, indem ich die Krone aufgab? Das war alles, was mir wichtig war. Sollte sich doch das Parlament darum kümmern, wer zum verdamnten Monarchen gekrönt wurde.

Das Problem war nur, so einfach war das nicht.

Norris hielt neben Williams Brutkasten Wache, und ich gesellte mich zu ihm.

»Was beschäftigt dich?« Er kannte mich zu gut, was bedeutete, es hatte keinen Zweck, um den heißen Brei herumzureden.

»Ich habe Clara gesagt, dass ich abdanken will. Mir fällt keine andere Möglichkeit ein, sie zu schützen.« Ich sah zu meiner schlafenden Frau und meiner Tochter.

»Aber du bist dir nicht sicher, ob das genügt«, mutmaßte Norris, der immer den Kern eines Problems erkannte. In Wahrheit ließ mich nicht die Erbfolge zögern.

Ich nickte. »Ich verfüge jetzt über Mittel, die ich nicht mehr habe, wenn ...«

»Aber diese Mittel haben versagt«, fügte Norris leise hinzu.

»Ich bin nicht wütend.« Das war ich wirklich nicht. Nicht auf mein Team. Nicht auf meine Leute. Nicht einmal auf mich selbst. Man hatte uns überlistet. Das war eine schlichte Tatsache, der ich ins Auge sehen musste. Ich hatte nicht die Kraft, wütend zu sein, ich war zu müde.

»Ich weiß, aber das bringt dich in eine unmögliche Lage.« Er musterte mich einen Moment lang, dann sah er zu meinem Sohn. »Er wird ein Leben führen, wie du es führst. Deine Tochter ebenfalls. Ein Leben voller Pflichten, aber auch Privilegien.«

Das wusste ich besser als jeder andere. Ich hatte mich so lange dagegen

gewehrt, dass ich mich irgendwann gefragt hatte, ob ich jemals meine Rolle würde akzeptieren können.

»Viele Dinge im Leben können wir uns nicht aussuchen«, sagte er. »Unsere Eltern zum Beispiel. Deine Herkunft hat dir viel Entscheidungsspielraum genommen. Ich glaube nicht, dass du deinen Eltern das jemals vergeben hast.«

»Vielleicht nicht.« Meine Zunge fühlte sich trocken an. War dies das eigentliche Hindernis, das all die Jahre zwischen meinem Vater und mir gestanden hatte? Hatte ich ihm die Schuld für etwas gegeben, das keiner von uns in der Hand hatte? »Werden meine Kinder genauso empfinden?«

»Nur, wenn du sie dazu verurteilst.« Norris schüttelte den Kopf. »Albert war ein strenger Mann. Er hat die Leute geschützt, indem er sich von ihnen abgeschottet hat. Er hat Mauern errichtet, anstatt Brücken zu bauen.«

»Kommt mir irgendwie bekannt vor«, murmelte ich. Ich war ihm ähnlicher, als ich zugeben mochte. Immer wieder hatte ich Clara von mir fortgestoßen, indem ich entschieden hatte, was das Beste für sie war. Ich hatte gehandelt, ohne mich mit meiner Familie zu beraten. Ich hatte mich genauso abgeschottet wie er.

»Du hast etwas, was dein Vater niemals hatte.« Norris schaute zu Clara. »Eine Frau, die dich mehr liebt, als du dich selbst lieben kannst.«

Genauso empfand ich für sie. »Ich verdiene sie nicht. Hat mein Vater so meine Mutter verloren?«

Mein Vater hatte meine Mutter aufrichtig geliebt, daran hatte ich nie gezweifelt, aber ich hatte ihre Beziehung nicht verstanden. Ich kam mir dreist vor, Norris zu fragen, aber es schien ihm nichts auszumachen.

»Er hat sie verloren, weil er sie nicht genug geschätzt hat. Er hat sie betrogen und belogen. Vielleicht, um sie zu schützen, aber Tatsache ist: Er hat sie nicht an sich herangelassen.« Norris beugte sich vor und sah mich durchdringend an. »Deine Liebe für Clara ist ganz anders. Stell die wahre Liebe nicht infrage. Vertrau auf sie.«

»Und das wird mich retten?«, fragte ich. Ich musste wissen, ob das möglich war. Ganz gleich wie ich mich entschied, ich musste wissen, ob ich mit meinen Kindern einen anderen Weg einschlagen konnte.

Er lächelte schwach, und in seine Augen schlich sich ein trauriger Ausdruck.
»Es hat *mich* gerettet.«

»Hey.« Die Stimme meines Bruders erschreckte mich, und fast ließ ich den Teebeutel fallen, den ich gerade in der Hand hielt. Clara brauchte einen Wachmacher, und trotz ihrer starken Vorliebe für Kaffee wusste ich, dass sie jetzt einen Tee brauchte.

Ich war nicht darauf vorbereitet, mit Edward allein zu sprechen. Bislang waren immer eine Menge Leute dabei gewesen, wenn er vorbeigeschaut hatte. Das hatte Clara und mich davor bewahrt, ihm in die Augen blicken zu müssen, geschweige denn mit ihm reden. »Tee?«

»Hast du mich erwartet?« Er blickte auf den Becher und verzog das Gesicht.
»Ganz offensichtlich nicht. Ich trinke keinen Darjeeling – und deine Frau auch nicht.«

Mit mürrischem Gesicht warf ich den Teebeutel zur Seite. »Gut zu wissen.«

»Sie hätte bestimmt lieber einen Kaffee, auch wenn sie mit dem König verheiratet ist und man bei Hofe traditionell Tee bevorzugt«, bemerkte er trocken. Edwards Sinn für Humor war ihm geblieben, hatte allerdings etwas gelitten. Normalerweise sah er aus, als wäre er einer Illustrierten entstiegen. Heute war sein Hemd zerknittert, die Ärmel waren hochgekrempelt, und sein Haar sah zerzaust aus. Er bemerkte meinen Blick und seufzte. »Ich sehe ziemlich schlimm aus, oder?«

Ich musste eine Entscheidung treffen. Es wäre leicht, nach David zu fragen und so zu tun, als wüsste ich von nichts. Doch das änderte nichts an dem, was geschehen war. »David?«

»Ich habe immer noch nichts von ihm gehört.« Edward schlenderte zu einem bequemen Sessel und ließ sich hineinsinken. Er sah niedergeschlagen aus.

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, mit dir zu sprechen«, hob ich vorsichtig an und fragte mich, wie sich das Gespräch entwickeln würde.

»Du hattest eine Menge um die Ohren. David wird wieder auftauchen. Das Wichtigste ist, dass Clara in Sicherheit ist.« Was er sagte, passte nicht ganz zu

dem Beben in seiner Stimme.

»Edward?« Wie sollte ich ihm das sagen? Wo sollte ich anfangen?

Er vergrub den Kopf in den Händen, doch das erstickte nicht ganz sein leises Schluchzen. Ich wünschte, ich könnte ihn irgendwie trösten, aber das war heute nicht meine Aufgabe.

»Als Clara entführt wurde«, sagte ich leise, »haben wir nur ein paar ihrer Entführer identifizieren können.«

Edward wandte mir sein Gesicht zu, in seinen tränennassen Augen stand Verwirrung, doch dann sah ich, wie er allmählich begriff. »Was hat das mit David zu tun?«

»Alles«, gestand ich.

»Oh, Gott.« Edward umklammerte seine Knie und begann zu zittern. Er stand auf, schüttelte den Kopf und sagte vorwurfsvoll: »Du täuschst dich.«

»Nein. Ich habe ihn gesehen. Er hat es mir gesagt.« Ich war mir nicht sicher, ob das der schlimmere Teil der Nachricht war. Was ich ihm als Nächstes zu sagen hatte, müsste eigentlich schlimmer sein, aber irgendwie wusste ich, dass es das nicht war. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie es war, wenn man herausfand, dass der Mensch, den man liebte, einen selbst und die ganze Familie verraten und ans Messer geliefert hatte.

Clara hatte mir weitere Einzelheiten erzählt und die Gründe bestätigt, die David für sein Handeln genannt hatte. Sie war überzeugt, dass er Edward geliebt hatte, doch keiner von uns hatte das Gefühl, dass das seine Tat irgendwie aufwog.

»Wo ist er?« Edward klang hohl, als würde er automatisch antworten. »Im Gefängnis? In Untersuchungshaft?«

Ich konnte mich nicht überwinden zu antworten, konnte ihn nicht ansehen.

»Alex.« Edwards Stimme schnellte nach oben, sein Atem beschleunigte sich.

»Wo ist er?«

Ich zwang mich, ihm in die Augen zu sehen und mich dem zu stellen, was ich getan hatte. »Es tut mir leid. Ich habe ihn getötet.«

Edward rührte sich nicht. Er starrte mich nur an.

Ich wollte ihm erklären, dass ich keine andere Wahl gehabt hatte, aber das

wäre eine Lüge gewesen. Ich hatte beschlossen, zu meinem Handeln zu stehen.
»Er hat ihr das angetan, er hat uns hintergangen.«

Das mochte als Erklärung nicht genügen, doch es war alles, was ich ihm jetzt bieten konnte.

Und Edward stellte keine Fragen. Er schrie nicht, er starrte mich nur mit leerem Blick an, was irgendwie noch schlimmer war. Dann stand er auf und ging hinaus, ließ mich mit meiner Schuld und einem leeren Becher zurück.

»Wo ist mein Tee?«, fragte Clara, als ich ins Zimmer zurückkehrte. Vorerst waren wir mit William allein. Tante Belle hatte Elizabeth ein paar Stunden mit zu sich genommen, damit wir uns auf das Baby konzentrieren konnten. Auch ohne ein aufgedrehtes Kleinkind, das um einen herumtobte, war es schwierig genug, sich um einen Säugling zu kümmern.

»Mir wurde gesagt, du magst keinen Darjeeling«, sagte ich und warf den Becher an der Tür in den Müll. Ich hatte keine Ahnung, warum ich ihn den ganzen Weg mit zurückgenommen hatte. Vielleicht konnte man manche Dinge schwerer loslassen als andere.

»Was ist passiert?« Clara setzte sich auf und musterte mich besorgt.

»Ich habe mit Edward gesprochen.« Mehr brauchte ich nicht zu sagen.

Clara schlug sich die Hand vor den Mund. »Oh, mein Gott. Wo ist er? Ist er hier? Ich muss ihn suchen.«

»Er ist gegangen. Ich weiß es nicht.« Ich strich mir durchs Haar und versuchte, mein plötzliches Bedürfnis nach brutaler Ehrlichkeit zu verstehen. Wozu war es gut gewesen, ihm die Wahrheit zu sagen? »Warum habe ich nicht gelogen? Warum habe ich nicht so getan, als sei es ein Unfall gewesen?«

»Weil es das ist, was dein Vater getan hätte«, sagte sie sanft.

»Ich habe ihm das Herz gebrochen.« Ich verurteilte mich zutiefst dafür, dass ich meinem Bruder so wehgetan hatte. Warum hatte Smith mir diese Waffe gegeben? Warum hatte ich nicht vorausgesehen, was passieren würde?

»David hat ihm das Herz gebrochen. Er wusste, was er tat«, korrigierte sie mich.

»Ich habe abgedrückt.« Nichts konnte daran etwas ändern.

»Und er ist in dieses Zimmer gegangen.« Clara schüttelte den Kopf. »Ich

bitte dich nicht, das hinter dir zu lassen. Ich weiß nicht, ob du das kannst. Oder ich. Aber er hatte sich entschieden. Glaub mir, ich habe ihm die Chance gegeben, seine Meinung zu ändern. Hast du mit ihm über die Abdankung gesprochen?»

»Nein. Das schien mir nicht wichtig.« Nachdem wir die letzten zwei Tage über nichts anderes gesprochen hatten, war das irgendwie verrückt. »Außerdem wirft das nur neue Fragen auf.«

Ich konnte den Thron nicht aufgeben, ohne mit meinen Geschwistern zu sprechen, aber das bedeutete, dass ich ihnen die Wahrheit über Norris sagen musste. Ich war mir nicht sicher, ob jetzt der richtige Zeitpunkt dafür war.

»Vielleicht ist es nicht wichtig.« Clara hatte überwiegend mich darüber reden lassen, was es bedeutete, wenn wir zurücktraten. Zum ersten Mal äußerte sie sich nun selbst dazu.

»Was heißt das, Süße?«, fragte ich.

»Es ist nicht meine Entscheidung, X.«

»Doch, ist es. Wir meistern das schließlich zusammen, oder?« Dieses Leben. Diese Aufgabe. Nichts davon bedeutete mir etwas, wenn sie nicht an meiner Seite war.

»Ja, und wir machen das weiter zusammen, egal, wie du dich entscheidest.« Das war keine befriedigende Antwort.

»Was soll ich tun?« Ich hatte meine Frau von zu vielen Entscheidungen ausgeschlossen, immer hatte ich gemeint zu wissen, was das Beste für sie war. Diese Entscheidung würde ich nicht treffen, ohne ihre Meinung zu berücksichtigen.

»Was dich glücklich macht«, antwortete sie schlicht.

Ich nahm ihre Hand, und die Berührung sandte mir ein elektrisierendes Kribbeln über den Körper. »Du. Du machst mich glücklich.«

»Nun ja, mich hast du so oder so«, versprach sie und beließ es dabei.



29

Clara

Es entsprach nicht dem Protokoll, mit der offiziellen Vorstellung des königlichen Nachwuchses so lange zu warten. Eine von Alexanders Großmüttern hatte die Verkündung bekanntermaßen zwei Monate hinausgezögert, um ihren Mann zu ärgern, doch das war Jahrzehnte her. In den Zeiten von Social Media führte unsere Entscheidung, Einzelheiten über Williams Geburt für fast einen Monat für uns zu behalten, zu wilden Spekulationen.

Ich tat mein Bestes, nicht darauf zu hören. Ich hatte genug damit zu tun, mich um ein Neugeborenes zu kümmern, das erst langsam zu Kräften kam, und zugleich ein Kleinkind zu betreuen.

Seit fast einem Monat hatte ich keinen Kontakt mehr zu Edward gehabt. Ich hatte es versucht, doch als Belle sagte, ich solle sein Bedürfnis nach Abstand respektieren, nahm ich ihren Rat an. Zumindest mit ihr sprach er.

Vor drei Wochen war Sarah in den Kensington Palast gezogen, wo Henry

ein strenges Auge auf sie hatte – zusammen mit einem ziemlich umfangreichen Sicherheitsteam. Sie war gekommen, um das Baby zu sehen, konnte mir jedoch nicht in die Augen schauen und war weinend wieder abgezogen.

Es kam mir vor, als würde meine Familie auseinanderbrechen, und zugleich fühlte sich der Zusammenhalt stärker an als je zuvor.

Als ich mich gerade setzte, um William zu stillen, kam Alexander mit einem Handtuch um die Hüften aus der Dusche.

»Du bist noch nicht angezogen«, sagte er und taxierte mich.

Das stimmte, ich zögerte es hinaus, am liebsten hätte ich mich für immer hier verkrochen. Ich hatte mich zu anderen Gelegenheiten schon den Fragen der Journalisten gestellt, aber dies heute war etwas ganz anderes. Nichts konnte mich darauf vorbereiten, wie es würde, heute, nach allem, was passiert war, vor die Presse zu treten. »Du auch nicht, aber ich beklage mich nicht.«

Ich betrachtete seinen festen Oberkörper, die Muskeln und Narben darauf waren sehr verführerisch. Alexander schien meine schmutzigen Gedanken zu errahnen. Er schlich raubkatzenleich auf mich zu, schüttelte sich das Wasser aus dem Haar und beugte sich herunter, um mich zu küssen.

»Ich glaube, noch zwei Wochen, hat der Arzt gesagt.« Für uns fühlte sich das wie eine Ewigkeit an. Nicht, dass Alexander nicht andere Wege gefunden hätte, sich mit meinem Körper zu amüsieren. Nachdem ich ihn endlich davon überzeugt hatte, dass ich nicht zusammenbrechen würde, hatten wir uns mit anderen Aktivitäten vergnügt als purem Sex, was auch dringend notwendig gewesen war. »Es sei denn, du bist bereit für Nummer drei.«

»Schluss, X.« Ich schob ihn mit der freien Hand weg. »Lassen wir uns diesmal etwas mehr Zeit.«

»Zwei Wochen zum Beispiel?« Grinsend richtete er sich auf und ließ das Handtuch auf den Boden fallen.

»Das sind ganz miese Tricks«, rief ich ihm zu, als er zum Kleiderschrank schlenderte und mir dabei die ganze Zeit seinen knackigen Hintern präsentierte.

»So bin ich eben.«

Dass er angesichts des heutigen Programms guter Laune war, machte mich

etwas nervös. Andererseits hatte er mich seit Wochen zu Hause, keiner von uns hatte Lust wegzugehen. Ein neues Baby war die perfekte Ausrede, nicht vor die Tür zu treten, und das hatten wir vollauf genossen.

Doch obwohl etwas Zeit vergangen war, hatten wir gerade erst begonnen, uns zu erholen. Diesmal würden die Narben nicht verblassen, wir würden sie für den Rest unseres Lebens mit uns herumtragen.

In wenigen Stunden würde eine neue Phase in unserem Leben beginnen. Wir hatten lange darüber diskutiert, was wir sagen wollten, jedes Wort genau geplant, doch jetzt, da es so weit war, war ich mir nicht sicher, ob ich das schaffen konnte.

Wir hatten zu der Pressekonferenz weniger Journalisten als üblich zugelassen und diejenigen ausgewählt, die uns in der Vergangenheit wohlgesonnen gewesen waren.

Ich strich das Wickelkleid aus Baumwolle glatt, das ich für das Ereignis ausgewählt hatte. Ob mein Bauch jemals wieder flach werden würde? Training schien momentan nicht gerade das Wichtigste zu sein, und Alexander würde sich mit Sicherheit nicht beklagen. Wieder fragte ich mich, ob ich mir die Haare hätte hochstecken sollen. Dann dachte ich, dass es ziemlich egal war, wie ich aussah, die Leute interessierten sich nur für das Baby.

Bevor wir den White Room erreichten, stellte sich uns ein älterer Herr, der mir vage bekannt vorkam, in den Weg.

Alexander schien diese Dreistigkeit nicht zu überraschen, er schien ihn zu kennen. Er nahm meine Hand und führte uns in ein Zimmer.

»Vielleicht wäre es am besten ...« Der Mann verstummte und ließ den Rest des Satzes offen.

Ich war nicht erwünscht, doch ehe ich mich entschuldigen und Norris oder Georgia suchen konnte – einer von beiden lauerte mit Sicherheit in der Nähe –, verstärkte Alexander den Griff um meine Hand.

»Ich habe keine Geheimnisse vor meiner Frau. Sie weiß von dem Rat.«

Ich tat mein Bestes, mein Erstaunen zu verbergen, und scheiterte kläglich. Nachdem ich von dem Geisterrat gehört hatte, hatte ich irgendwie keinen Mann aus Fleisch und Blut erwartet. Das klang alles zu sehr nach

Gruselgeschichte.

»Clara, das ist Minister Clark«, stellte Alexander uns vor.

Ich ignorierte Clarks missmutigen Blick und lächelte ihn herzlich an – so herzlich wie eine Frau den Mann anlächeln konnte, der womöglich demnächst ein Attentat auf ihren Ehemann planen würde.

»Im Parlament kursieren beunruhigende Gerüchte«, sagte Clark und hielt sich nicht mit Höflichkeiten auf. »Es heißt, Sie wollen heute etwas verkünden.«

»Das stimmt«, sagte Alexander heiter.

»Und worum geht es?«

»Das werden Sie schon noch erfahren. Wenn Sie uns jetzt entschuldigen wollen.« Alexander führte uns in den Flur, doch bevor wir hinaustreten konnten, schlug Clark ihm eine Hand auf die Schulter.

»Überlegen Sie gut, was Sie tun«, riet er barsch. »Sie werden sich Feinde machen. Das ist ein gefährliches Spiel, das Sie da spielen.«

Alexander machte sich von ihm frei und dachte einen Moment nach. »Ich spiele keine Spiele mehr.«

Ich konnte kaum mit seinen großen Schritten mithalten, als wir hinaus zu den Journalisten gingen. Ich spürte Alexanders Entschlossenheit, und auf einmal löste sich meine Ängstlichkeit auf und machte Stolz Platz.

Das war der Mann, in den ich mich verliebt hatte. Er hatte sich seiner dunkelsten Seite gestellt und sie willkommen geheißen. Er hatte sich für einen Weg entschieden, den die meisten Menschen nicht gehen würden. Doch Alexander glaubte nicht daran, dass er sich mit dem abfinden musste, was das Schicksal für ihn vorgesehen hatte. Er weigerte sich schon lange, diese Lüge zu glauben. Heute würde er der Welt zeigen, dass er sich nicht einschüchtern ließ.

Bevor wir den Raum betraten, blieb er stehen und zog mich an sich. Er strich mit einem Finger über meine Lippen und sah mir tief in die Augen, und ich schmolz dahin. »Bist du bereit?«

»Immer«, hauchte ich.

So war es zwischen uns, das würde sich niemals ändern.

Alexander beugte sich zu mir herab, legte seine Lippen auf meine, raubte

mir den Atem und ersetzte ihn durch seinen eigenen. Einen verrückten Moment lang vergaß ich, wo wir waren und was wir vorhatten – und in diesem Moment ergab alles einen Sinn.

Das Gefühl blieb, auch als er sich schließlich von mir löste, es war, als hätte er mir seine Zuversicht eingeflößt.

Norris stand ein wenig abseits und ließ, stets wachsam, den Blick über die Menge gleiten. Ich hoffte, dass er sich irgendwann vergeben würde, was passiert war. Fürs Erste war ich froh, dass er da war.

Seit Windsmoor war ich nicht unter so vielen Fremden gewesen, und mir war flau im Magen. Ich spürte, wie meine Hand zu schwitzen begann, doch als ich versuchte, sie fortzuziehen, ließ Alexander mich nicht los. Die Botschaft war klar: Wir zogen das zusammen durch.

Sobald wir unsere Plätze auf dem Podium eingenommen hatten, wurden die ersten Fragen laut.

»Majestät, warum stellen Sie uns Prinz William erst so spät vor?«

»Majestät, stimmt es, dass das Kind fast gestorben wäre?«

»Majestät ...«

»Majestät ...«

»Majestät ...«

Sie fielen sich gegenseitig ins Wort, und jede Frage erinnerte mich daran, dass unser Leben nicht uns gehörte.

Alexander hob die freie Hand und wartete, bis sich der Lärm legte. »Unser Sohn ist mit einem Herzfehler auf die Welt gekommen, der sofort operiert werden musste. Wir wussten von diesem Problem und waren vorbereitet. Aus Rücksicht auf sein Wohlergehen und auf ärztlichen Rat hin haben wir uns entschieden, mit der Verkündung seiner Geburt zu warten.«

Diese Aussage setzte einem Großteil der Spekulationen ein Ende, führte jedoch zu einem Schwall neuer Fragen. Alexander ging über sie hinweg. »Wir werden Ihnen heute keine weiteren Details über William mitteilen. Clara und ich möchten Ihnen jedoch etwas verkünden.«

Er sah zu mir, das war mein Part. Ich hatte gedacht, ich könnte es, aber jetzt, wo der Zeitpunkt gekommen war ... Ich schloss die Augen und

versuchte, noch mehr Kraft von ihm auf mich zu übertragen.

Alexander beugte sich herüber und flüsterte mir ins Ohr: »Ich bin da, Süße.«

Die Kameras um uns herum klickten und hielten den Moment fest. Wir galten nicht ohne Grund als das innigste Königspaar der Geschichte.

Ich drückte Alexanders Hand und zwang mich zu sprechen. »Im Mai, einen Monat, bevor unser Sohn auf die Welt kommen sollte, wurde ich entführt. Die Entführer wollten unser Kind in ihre Gewalt bringen. Ich habe es einigen mutigen Personen und meiner Familie zu verdanken, dass man mich rechtzeitig gefunden hat und William die lebensnotwendige Operation erhalten konnte.«

Auf einmal war es totenstill im Raum, niemand wagte, etwas zu sagen. Es war ein Risiko gewesen, es ihnen zu erzählen, doch nachdem wir nun ihre Aufmerksamkeit hatten, war es Zeit für den nächsten Schritt.

Ich sah zu Alexander und übergab ihm den Staffelstab.

»Diese beispiellose Tat hat uns gezwungen, mit Zustimmung und Unterstützung des Premierministers neue Strategien zu ersinnen, um das Wohlergehen unserer Familie zu sichern. Dies ist nicht länger eine private Angelegenheit, es geht um unser Leben.

Heute wurde die gefährliche Organisation, bekannt als MI-18 und bislang von der britischen Regierung geleugnet, ganz oben auf die Liste der von Interpol verfolgten terroristischen Vereinigungen gesetzt. Durch die Zusammenarbeit mit Geheimdiensten auf der ganzen Welt hoffen wir, diese Kriminellen vor Gericht zu bringen.

Ich habe mich nicht freiwillig dazu entschlossen, Ihr König zu sein. Diese Pflicht kommt mir aufgrund meiner Geburt zu. Ich bin stolz auf England – darauf, wofür es steht –, und so trete ich heute vor Sie, nicht als Ihr Monarch, sondern als Brite. Und ich bitte Sie, sich gemeinsam mit mir gegen jene aufzulehnen, die uns tyrannisieren und manipulieren wollen. Wir sind ein kleines Land, aber wir sind nicht ohnmächtig. Ich bin stolz, Ihr König zu sein und werde alles mir Mögliche tun, um meine und Ihre Familien zu schützen.«

Die Stille hielt noch einen Moment an, und als sie schließlich jemand brach, tat er es nicht mit einer Frage. Ich hatte keine Ahnung, wer es zuerst ausrief,

doch die Worte ertönten laut und klar.

»Lang lebe der König! Lang lebe die Königin!«

Innerhalb von Sekunden schallte es uns aus dem ganzen Raum entgegen. Alexander lächelte mich an. Wir waren uns nicht sicher gewesen, ob wir das Richtige taten, doch es gab eine Wahrheit, an der ich niemals zweifeln würde:

Ich hatte mich nicht für ein einfaches Leben entschieden, sondern für ihn.



Epilog

Nachdem wir vier Monate gewartet hatten, folgte sanfter Sex, immerhin etwas, aber allmählich drehte ich durch. Es gab noch andere Veränderungen – die Kinder und ich wurden stärker bewacht, was mir nichts mehr ausmachte, sowie ein gesteigertes Medieninteresse, was ich nicht für möglich gehalten hatte. Seit unserer Entscheidung, weitestgehend publik zu machen, was mir zugestoßen war, hatte ich das Gefühl, auf rohen Eiern zu gehen. Das, zusammen mit Alexanders vorsichtigem Umgang mit mir, brachte mich um den Verstand. Ich musste mich frei fühlen, und es gab nur einen Weg, dieses Gefühl garantiert zu haben – in seinen Armen. Genauer gesagt, an sein Bett gefesselt.

Während ich im Bett lag und mich über dieses Thema erregte, schnarchte Alexander leise neben mir, bis aus dem Stubenwagen am Fußende des Bettes ein leiser Schrei ertönte.

Sofort setzte sich mein Mann auf, er war es gewohnt, jederzeit zu reagieren, wenn sich unser Sohn meldete, doch ich war bereits aufgestanden und nahm

William hoch.

Alexander verfolgte mit den Blicken, wie ich die morgendliche Routine durchführte, die er normalerweise übernahm. Wenn ich mich umdrehte, würde ich entweder Gereiztheit oder Lust auf seinem Gesicht sehen.

»Ich war schon wach, X«, erklärte ich, als ich Williams Windel wechselte und ihn in eine Decke wickelte.

»Du tust mehr als genug. Das kann ich doch machen.« Er hasste es, wenn ich seine Aufgaben übernahm. Da meine Pflichten hauptsächlich aus Stillen, Kuscheln mit dem Baby und Teegesellschaften mit Elizabeth bestand, war ich mir sicher, dass ich besser davonkam als er.

Normalerweise hätte ich mich mit dem Baby in einen Sessel gesetzt und es gestillt, aber heute Morgen nahm ich William mit zu uns ins Bett. Alexander hatte sich mit müden Augen aufgesetzt und sich gegen das Kopfbrett gelehnt, die Decke verbarg lediglich seine Lenden. Mein Blick glitt gierig über die festen Muskeln, die sich nach unten hin einladend verjüngten. Das war wirklich unfair. Mein eigener Körper war weicher denn je, mein Bauch nach der Geburt immer noch etwas zu rund, meine Hüften irgendwie breiter. An ihm hatte sich nichts verändert, außer dass er vielleicht noch attraktiver geworden war.

»Was war das?«, fragte er, nahm ein Kissen, das ihn von uns trennte, und warf es auf den Boden.

»Nichts«, log ich.

»Ich habe eindeutig eine Falte auf deiner Stirn gesehen, als du mich angesehen hast.« Er blickte an sich herunter und strich sich mit der Hand über die Bauchmuskeln, als erwarte er, dort einen Makel zu finden. »Gefällt dir nicht, was du siehst, Süße?«

»Doch.« Es gefiel mir etwas zu sehr, ganz unabhängig davon, wie ich mich selbst momentan fühlte. Es gefiel mir so sehr, dass ich bereit war, mich selbst an den Handgelenken zu fesseln und mich ihm als Opfer darzubieten – wenn ich nur irgendwie hoffen konnte, dass er es annehmen würde.

»Ich könnte dir befehlen, es mir zu sagen.« Er verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen. Er wusste, dass er nicht zu solch drastischen Maßnahmen

greifen musste, aber er liebte es, mich zu necken.

»Das zieht bei mir nicht, X.« Ich verlagerte das Gewicht des Babys, das bereits müde und zufrieden blinzelte. Das war alles, was es kannte: seine Mutter, sein Vater, Sicherheit und Wärme. Wie konnte ich nach allem, was geschehen war, mehr wollen als das? Mich nach mehr sehnen?

»Dann sag es mir, weil ich dich liebe«, murmelte er und strich mit einem Finger über meine Schulter, während er seine Frau und sein Kind betrachtete.

»Du bist so ...« Anerkennend musterte ich ihn von oben bis unten und ließ meine Blicke sprechen. »Aber es ist vier Monate her ... und sieh mich an.«

»Glaub mir, das tue ich.« Unüberhörbar sprach Verlangen aus seinen Worten. Was ein weiterer Grund war, warum ich mich schlecht fühlte, das Thema aufzubringen. Unser Sexleben hatte nicht gerade gelitten, seit wir wieder zur Normalität hatten zurückkehren dürfen. Das Problem war nur, dass wir nicht zur Normalität zurückgekehrt waren.

Stattdessen hatte Alexander mich auf ein Podest gestellt und behandelte mich wie ein kostbares Objekt. Das hatten wir schon einmal durchgemacht, und ich hatte gedacht, das hätten wir hinter uns. Jetzt kam es mir vor, als hätte jemand einen Knopf gedrückt und uns wieder an den Anfang zurückbefördert.

Und es gab nur eine Möglichkeit, das zu ändern.

»Warum vögelst du mich dann nicht?«, fragte ich und empfand einen Anflug von schlechtem Gewissen, dass ich das Thema aufbrachte, während ich meinen Sohn in den Armen hielt.

Alexander blinzelte und verharrte mit seinem Finger auf einer Sommersprosse. »Ich glaube, das habe ich, Süße. Gestern Abend. Und vorgestern Abend.«

»Das meine ich nicht«, erwiderte ich scharf. »Jeden Abend miteinander zu schlafen ist nicht dasselbe wie ... andere Dinge.«

Alexander rückte von mir ab, auf seinem Gesicht erschien ein verletzter Ausdruck, doch er überspielte ihn. In seinen Augen war die Kränkung jedoch noch zu sehen. »Ich war mir nicht sicher, ob nach dem, was passiert ist ...«

Ich kam mir wie eine Idiotin vor. Natürlich, hier ging es nicht darum, dass ich zu zart war. Es ging um die Entführung – eine Erinnerung, mit der wir

beide noch rangen.

»Die haben mir nichts dergleichen angetan«, sagte ich leise. Wir waren die Einzelheiten sowohl offiziell als auch privat diverse Male durchgegangen, aber vermutlich dachte Alexander, ich wollte ihn vor einigen Dingen schützen.

»Aber es ist gegen deinen Willen geschehen und ...« Er verstummte und wirkte innerlich zerrissen.

»Alexander, ich lebe wie in einem Aquarium«, sagte ich ruhig und fuhr fort, ehe er abwehren konnte, »und das ist zu meinem Schutz, das ist uns beiden klar. Aber es gibt nur einen Ort, an dem ich mich sicher und ganz frei fühle – und es gibt auch nur einen Ort, an dem du die Kontrolle haben kannst, die du brauchst.«

Bei meinem Vorschlag wurden seine Augen dunkler, und er senkte leicht die Lider, doch dann fasste er sich wieder. »Ich will dir nicht wehtun.«

»Das wirst du nicht.« In unserem Leben hatte sich so viel verändert, aber diese Tatsache blieb. Mir würde niemals etwas Schlimmes geschehen, solange Alexander die Kontrolle über meinen Körper hatte.

Einen Moment schwieg Alexander, doch er strich sich mit der Zunge über die Unterlippe, als würde er die Möglichkeiten durchgehen. Das war ein sehr gutes Zeichen. Dann sagte er die Worte, nach denen ich mich sehnte. »Heute Abend.«

Den Rest des Tages verrichtete ich mit großer innerer Unruhe meine täglichen Aufgaben, während ich erwartungsvoll dem Abend entgegenfieberte. Alexander und ich waren uns näher als jemals zuvor, insbesondere seit wir beschlossen hatten, unsere Titel zu behalten. Doch etwas fehlte – eine Verbindung, die so innig war, dass sie sich wie ein Teil von mir anfühlte. Zu wissen, dass ich diese Verbindung gleich aufs Neue zum Leben erwecken würde, ließ mich immer wieder zur Uhr blicken.

Doch es gab einige Ablenkungen. Am Nachmittag drehte sich William zum ersten Mal um, und ich saß ungeduldig mit der Kamera da und wartete, dass er es noch einmal tat.

»Schlauer Junge«, lockte ich ihn und erhielt dafür ein fröhliches Glucksen,

doch anstatt sich umzudrehen, fasste er seine Zehen und versuchte, sie sich in den Mund zu stecken.

Es bestand die Sorge, dass sich Williams Entwicklung aufgrund der Operation verzögern könnte, doch er bewies ständig, dass die Ärzte sich in diesem Punkt täuschten. Dies war der jüngste Beweis, dass er kräftig und gesund war. Als Elizabeth, gefolgt von ihrer Tante Belle, ins Kinderzimmer tappte, wollte ich gerade aufgeben, doch ihr Auftauchen weckte Wills Neugier, und er drehte sich um, wollte sehen, wer in sein Reich eindrang.

»Oh!« Belle klatschte, und Elizabeth beobachtete sie aufmerksam und tat es ihr gleich. Meine Tochter vergötterte meine beste Freundin.

Belle hatte uns in den letzten Monaten, in denen William sich erholen musste und wir uns an unser neues Leben zu viert gewöhnten, sehr geholfen. Wir hatten gemeinsam entschieden, Penny zu entlassen und keine neue Nanny für die Kinder einzustellen. Dass der MI-18 es auf sie abgesehen hatte, machte es schwer, jemandem zu vertrauen. Aber da wir uns um ein aufgewecktes Kleinkind und ein Neugeborenes kümmern mussten, das eine besondere medizinische Versorgung brauchte, waren wir mehr denn je auf die Unterstützung unserer Freunde angewiesen. Selbst Georgia war eingesprungen und hatte ein paarmal ausgeholfen.

Doch als ich von meinem Sohn zu Belles rundem Gesicht und dem Babybauch hochsah, wusste ich, dass diese Zeit bald vorbei war. Sie war bereits eine Woche mit ihrer Tochter überfällig.

»Ich war mir nicht sicher, ob wir dich heute sehen würden«, gab ich zu. Jeden Abend rechnete ich mit dem Anruf, dass sie endlich Wehen hatte.

»Ich werde dem Baby kündigen.« Sie stapfte durchs Zimmer und ließ sich mit einem dankbaren Seufzer in einen Sessel sinken. »Ich komme mir vor wie eine überfüllte Wohnung.«

»Du siehst umwerfend aus.« Das sagte ich nicht nur, um sie aufzumuntern. Die Schwangerschaft stand Belle. Abgesehen von volleren Wangen und einem runden Bauch sah sie noch genauso aus wie immer, nur dass ein besonderer Glanz von ihr ausging.

Sie tätschelte sich den Bauch. »Ich bin einfach bereit, die Kleine hier

kennenzulernen.«

Das verstand ich. Ich sah mir noch einmal das Video von Williams Drehung an und schickte es seufzend an seinen Vater.

»Du solltest es ihm schicken«, sagte Belle leise.

»Alexander will nichts verpassen.« Doch wir wussten beide, dass ich jetzt nicht an meinen Mann dachte.

»Du weißt, wen ich meine«, sagte Belle bedeutungsvoll. Wenn ich mit Belle zusammen war, fehlte mir Edward am meisten. Obwohl ich ihn erst Jahre nach ihr kennengelernt hatte, hatte ich mich daran gewöhnt, dass wir alle drei so oft wie möglich zusammen waren. Ich hatte Edward seit fast vier Monaten nicht gesehen.

»Hast du mit ihm gesprochen?«, fragte ich. Edward schien uns alle zu meiden, seit sein Mann tot war, vor allem aber Alexander und mich.

»Ein paar Minuten«, sagte sie. »Er hat angerufen, um mir zu sagen, dass er in Italien ist.«

»In Italien?« Ich hob eine Augenbraue. Edward reiste seit Wochen von Land zu Land.

»Er sagte, er isst die ganze Zeit Nudeln und wird dick.« Belle lächelte traurig.

»Er wird mir niemals vergeben«, murmelte ich. Meinetwegen war David tot – ich war der Grund, warum er sich nicht von ihm hatte verabschieden können.

»Es geht nicht darum, dass er dir vergeben muss«, erinnerte mich Belle. »Er braucht Zeit zu verarbeiten, was David getan hat und was ...«

Sie verstummte, aber ich wusste, was sie dachte: *was Alexander getan hat*. Mein Mann hatte aus einem Reflex heraus gehandelt und gab sich die Schuld an Edwards selbstgewähltem Exil.

Doch ich wusste nicht, ob ich nicht dasselbe getan hätte, wenn ich eine Waffe gehabt hätte.

»Er wird zurückkommen«, sagte Belle fest und ließ keinen Platz für Zweifel. »Schick ihm das Video.«

Ich überlegte einen Moment, dann folgte ich ihrem Rat. Ich rechnete nicht

mit einer Antwort, aber vielleicht brauchte Edward eine Erinnerung daran, dass seine Familie noch da war. Vielleicht war es das Einzige, was ich für ihn tun konnte.

Als ich an jenem Abend ins Schlafzimmer kam, um William vor dem Schlafen zu stillen, stand der Stubenwagen auf der anderen Seite des Raums. Bei dem Anblick tat mein Herz einen kleinen Sprung. Es passierte wirklich. Elizabeth schlief bereits in ihrem Bett. Beim Abendessen hatten Alexander und ich uns immer wieder schüchtern zugelächelt und Zweideutigkeiten ausgetauscht. Nachdem wir als Familie zusammen gegessen hatten, war Alexander zu einem letzten Briefing mit Norris verschwunden und tauchte erst wieder auf, als William schon erschöpft war und nur noch träge saugte.

Ich hatte gehofft, noch ein paar Minuten Zeit zu haben, um mir etwas Schärferes als den Bademantel anzuziehen, den ich vorhin übergeworfen hatte, aber das schien Alexander nicht zu interessieren. Er tauchte im Türrahmen auf und taxierte mich mit einem Blick, der mich innerlich schmelzen ließ. Wortlos blieb er einige Minuten so stehen, dann kam er schließlich zu uns, nahm mir unseren schlafenden Sohn aus den Armen und trug ihn zum Stubenwagen. Ich nutzte die Gelegenheit, um im Bad zu verschwinden und mich im Spiegel zu begutachten. Einen Moment spielte ich mit dem Bademantel – ließ ihn offen und von einer Schulter rutschen –, gab dann jedoch auf und schnürte ihn fest zusammen, bevor ich ins Schlafzimmer zurückkehrte.

Alexander stand mit freiem Oberkörper vor der Tür und hielt einen Gürtel in der Hand. Überrascht von den heftigen Gefühlen, die mich überkamen, zögerte ich einen Moment. Ich sehnte mich danach, vor ihm auf die Knie zu gehen und seine Befehle entgegenzunehmen. Sehnte mich, zu ihm zu gehen und ihn zu küssen, seine Hände auf mir zu fühlen. Ich zitterte vor Erwartung, was als Nächstes kam.

»Den brauchst du nicht«, sagte er mit leiser Stimme, die über meinen Körper strich und mir eine Gänsehaut über die Haut trieb. Wie konnte er mich mit so einfachen Worten erregen?

Ich löste den Gürtel und ließ den Bademantel auf den Boden gleiten.

Alexanders Blick wanderte langsam über mich und vertrieb mit seinem Begehren jeden Zweifel, den ich wegen meines veränderten Körpers haben mochte.

»Komm her«, befahl er. Ich machte einen Schritt auf ihn zu, und er schüttelte den Kopf und deutete nach unten.

Ich wusste, was er wollte, und folgte seiner Aufforderung, ohne zu zögern. Ich ging auf die Knie und schlängelte mich auf allen vieren zu ihm, wobei meine Brüste schwer und voll unter mir schwangen. Als ich ihn erreichte, beugte ich mich hinunter und küsste ohne nachzudenken seinen Fuß.

Alexander sog lautstark die Luft ein. »Meine Hübsche weiß, wo ihr Platz ist, und er gefällt ihr, stimmt's?«

Ich sah zu ihm hoch, Liebe durchströmte mich, und ich nickte. Ja, ich liebte das hier. Ich liebte ihn.

Ich überließ ihm liebend gern die Kontrolle und hielt es aus, wenn er mich an Orte brachte, die ich nicht mutig genug war, allein zu betreten. Das war die Magie – die Wahrheit. Die Freiheit lag in der Beschränkung.

»Davor hast du einmal Angst gehabt.« Er strich mit der Schnalle des Gürtels über meine Wange. »Jetzt blinzelst du noch nicht einmal mehr. Warum?«

»Weil ich dich liebe. Weil ich dir vertraue«, lautete meine schlichte Antwort. So vieles hatte sich zwischen uns geändert. Die Wurzeln unserer Liebe waren so tief, dass kein Sturm uns erschüttern konnte.

Alexander blähte die Nasenflügel, und ich wusste, dass er mich mit dem Gürtel züchtigen wollte. Dass er sich die roten Striemen vorstellte, die er auf meinem Hinterteil hinterlassen würde, doch er drehte den Kopf zum Stubenwagen. »Bald.«

Ich zählte die Minuten bis dahin und wollte ihn ein wenig provozieren. Also setzte ich mich auf die Fersen zurück und strich mit den Lippen über die Wölbung in seiner Hose.

»Da will mich wohl jemand auf die Probe stellen«, knurrte er. »Ich verspreche dir, es gibt andere Wege, deinen Körper zu markieren.«

Die Erinnerung an seine Zähne schoss mir durch den Kopf, und ich spannte die Muskeln an.

»Du willst das hier.« Er streichelte durch den Stoff der Hose seinen Schwanz und ging im Kreis um mich herum. »Vielleicht lasse ich dich warten. Vielleicht bringe ich dich auf alle erdenklichen Arten zum Höhepunkt, ohne ihn.«

Als Reaktion auf seine Drohung schob ich die Unterlippe vor. Ich wollte nicht warten. Ich wollte, dass er mir seinen Schwanz in den Mund schob. Dass er mich aufs Bett warf und in mich eindrang. Kurzum: Ich wollte ihn.

»Du wirkst verärgert«, bemerkte er. »Ich schlage vor, du benimmst dich.«

Ich nickte.

»Gut. Kriech zum Bett, Süße.« Er zeigte auf das Bettende.

Ich tat, was er sagte, und spürte seinen Blick auf mir, während ich auf allen vieren über den Boden kroch. Er ließ mich einige Minuten warten, erst dann schlenderte er herüber und ging neben mir in die Hocke.

»Nun, ich weiß, wie schwer es dir fällt, all diese wundervollen kleinen Schreie für dich zu behalten«, murmelte er und strich mit dem Finger über meine Halsbeuge, »aber wir haben Gesellschaft, darum fürchte ich, das wirst du müssen. Kannst du das?«

Ich biss mir auf die Lippe, das konnte ich ihm unmöglich versprechen. Wenn wir miteinander schliefen, dämpfte er die Laute mit seinem Mund, doch ich hatte den Eindruck, dass sein Mund heute Abend anderweitig beschäftigt sein würde.

»Ich glaube nicht.« Das schien ihn zufrieden zu stimmen. »Knie dich auf die Bettkante.«

Ich gehorchte und kauerte mich atemlos vor Erregung auf die Matratze. Alexander strich mir die Haare über die Schultern und flocht sie zu einem Zopf. Als er fertig war, zog er etwas aus der Tasche und setzte sich neben mich.

»Öffne den Mund.« Willig öffnete ich die Lippen und spürte, wie er mir einen weichen, aber festen Ball in den Mund schob.

»Das wird dir helfen, leise zu sein, Süße«, erklärte er, als er den Knebel um meinen Kopf befestigte. Nachdem er fertig war, strich er mir mit dem Finger über die Wange. Alexanders Blick brannte, und ich spürte die Hitze auf meiner Haut. Ich war bereit für alles, was er sich für mich ausgedacht hatte.

Er nahm den Gürtel, den er über die Matratze gelegt hatte und bedeutete

mir, die Arme auszustrecken. Erwartungsvoll kreuzte ich die Handgelenke und spürte, wie sich meine Mitte jedes Mal zusammenzog, wenn er den Riemen um sie schlang. Als er die Schnalle fest verschloss, merkte ich, wie er mir etwas Seidiges in die Hand schob.

»Halt das fest«, sagte er. »Mit dem Knebel kannst du nicht sprechen. Wenn es dir zu viel wird, lass das Taschentuch fallen, dann höre ich auf.«

Auch wenn er seiner primitiven, urwüchsigen Seite nachgab, dachte er immer noch an mich. Ich hielt das Seidentuch fest in der Hand und hoffte, dass ich es nicht versehentlich fallen ließ und ihn auf falsche Gedanken brachte. Ich hatte nicht vor, es heute Abend loszulassen, egal was er sich für Sorgen machte.

Alexander trat hinter mich, ließ mich zusammengekauert, gefesselt und geknebelt auf dem Bett liegen, und ich fragte mich, was für eine köstliche Überraschung als Nächstes kam. Dann hörte ich das metallische Klappern der Spreizstange auf dem Vorleger. Geschickt befestigte er sie um meine Knöchel, bis ich mit gespreizten Beinen vor ihm lag.

»Ich weiß, was du willst«, raunte er und strich mit der Hand meinen Rücken hinunter, dann packte er meinen Hintern. »Aber ich weiß auch, was du brauchst. Ich will dich weich und bereit und nass, darum denke ich, dass wir hiermit anfangen sollten.«

Er schob die Hand zwischen meine Beine, ließ einen Finger in mich hineingleiten und begann, leicht zu pumpen. Dann schob er einen zweiten in mich und strich mit dem Daumen über meine geschwollene Klitoris, woraufhin ich die Zähne in den Ballknebel stieß.

»Das ist kein Vorspiel, Süße«, warnte er mich. »Ich erwarte, dass du schnell kommst. Lass los.«

Es war natürlich, dass ich das intensive Gefühl, das sich in mir bildete, länger hinauszögern wollte, bevor es sich in Lust ergoss. Doch ich kannte Alexander, und ich wusste, dass mich im Laufe des Abends noch mehr Lust erwartete. Ich entspannte mich, gab mich seiner Berührung hin und ließ zu, dass seine Finger mich schnell erregten. Dann veränderte er seine Bewegung und krümmte die Finger, bis sich mein ganzer Körper verkrampfte und ich

überraschend heftig in seiner Hand kam.

»Das war verdammt scharf.« Er beugte sich vor, küsste mich und flüsterte mir ins Ohr: »Du wirst die ganze Nacht vor Lust triefen. Du wirst bereit für meinen Schwanz sein, wenn ich endlich entscheide, ihn dir zu geben.«

Der Knebel unterdrückte mein Wimmern, aber ich wand mich und schob ihm mein Hinterteil entgegen. Alexander ließ ein tiefes Lachen ertönen, zog die Hand zurück und ließ mich darben.

»Nachdem du jetzt entspannt bist, sehen wir mal, wie wir dich entflammen können.« Er stand auf, ließ mich erneut gefesselt und nackt auf dem Bett zurück und ging durchs Zimmer. Als er zurückkehrte, hielt er einen samtbezogenen Kleiderbügel in der Hand. Mit großen Augen betrachtete ich ihn, und wieder lachte er. »Vertrau mir. Wenn nicht ...«

Er blickte auf meine Hände, in denen ich noch das seidene Taschentuch hielt.

»Das hinterlässt nicht solche Zeichen, wie du sie magst, Süße, aber mir gefällt es, wie makellos dein Hintern aussieht, und es ist deutlich leiser.« Er ging um mich herum, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. »Stell dir nur vor, ich könnte das hier jederzeit benutzen, überall könnte ich dich leise versohlen, ohne dass es jemand hört. Ist das nicht ein wundervoller Gedanke?«

Ich stöhnte in den Knebel und hoffte, dass das stimmte. Er strich liebevoll mit der Hand über meinen Hintern, dann verschwand er. Kurz darauf erfolgte ein sanfter Schlag, und Wärme breitete sich auf beiden Pobacken aus. Das Gefühl war sanft und fest zugleich. Ohne das Klatschen, an das ich mich gewöhnt hatte, war jeder Schlag eine himmlische Überraschung. Es erforderte Anstrengung, den Körper nicht erwartungsvoll anzuspannen. Ich zwang mich, locker zu lassen und mich den Schlägen hinzugeben, so wie Alexander sie mir versetzte.

»Sehr gut«, sagte er lobend. »Ich spüre, dass du willst, dass ich weitermache. Die Schläge verleihen deinem Arsch ein hinreißendes Rosa.«

Ich spürte die Hitze und wusste, dass das stimmte. Es war anders als die anderen Schläge, die ich erhalten hatte, aber irgendwie durch die Stille noch erotischer. Wobei ich bestimmt nicht Nein sagen würde, wenn Alexander mich

das nächste Mal übers Knie legen würde, aber es war genussvoller als erwartet.

Ich verlor das Gefühl für die Zeit, meine Glieder wurden weich, während er meinen Körper befreite, bis ich willenlos in die Matratze sank. Ich merkte kaum, dass er aufhörte, bis seine Hand zu meiner Scham glitt.

»Noch immer bereit für mich«, stellte er mit tiefer Stimme fest. »Ich kann mich aber irgendwie nicht entscheiden, wie ich dich nehmen will. Was für ein hübsches Bild. Ich würde dich gern so ficken, aber ich glaube ...«

Es war mir egal, was er tat. Ich würde alles zulassen. Etwas überrascht spürte ich, wie er den Gürtel um meine Handgelenke löste und ihn fortnahm. Alexander rieb über die Abdrücke, die das Leder auf meiner Haut hinterlassen hatte, ich hörte sein angestrenktes Atmen. Er liebte die kleinen Markierungen – die Erinnerung daran, dass mein Körper ihm ganz und gar gehörte. Ich hätte ihm gern gesagt, dass er mir den Riemen wieder umlegen sollte. Ich war noch nicht bereit, frei zu sein, doch der Knebel steckte noch in meinem Mund.

Vorsichtig half er mir aufzustehen, ohne die Stange zu entfernen, die meine Beine spreizte. »Einen Moment nur.«

Er legte die Hand auf meinen Rücken und stieß mich ohne Vorwarnung auf die Matratze, dann drang er in mich ein. Ich schrie auf, aber der Laut wurde gedämpft. Ich würde niemals genug davon bekommen. Ich würde ihn immer begehren.

»Das ist genauso schön, wie ich es mir vorgestellt habe.« Er strich mit den Händen über mein warmes Gesäß, und zog sich Zentimeter für Zentimeter aus mir zurück, bis sein seidiger Schwanz mit der Spitze über meine geschwollene Scham strich. Ich wand mich, drückte mich gegen ihn und versuchte, ihn wieder in mich hineinzuziehen, doch er hielt mich fest. »Was für eine gierige kleine Muschi. Ich wollte nur sehen, wie schön du aussiehst, wenn mein Schwanz ganz in deinem kleinen roten Hintern steckt. Jetzt bin ich bereit. Du auch?«

Ich stieß ein verzweifelteres Schluchzen aus und nickte. Alexander beugte sich hinunter und nahm mich in die Arme, er küsste meine Schultern, drehte mich um und legte mich aufs Bett. Er griff nach unten und hob meine Beine, bis die Stange zwischen seinen breiten Schultern lag. »Dein Hintern ist hübsch, aber

ich will sehen, wie du kommst.«

Ich nickte und versuchte, die Beine weiter zu spreizen, als bräuchte er noch eine deutlichere Einladung. Doch das nutzte nichts.

»Nur eine Minute.« Er führte seine Rute über meine nasse Scham, ohne in mich einzudringen. »Ich sehe es gern, wenn du dich windest, und eigentlich habe ich die hier viel zu sehr vernachlässigt.«

Mit der linken Hand griff er nach meiner Brust, umfasste sie und massierte meinen Nippel, woraufhin ein kleiner Tropfen Milch herausfloss. Gebannt verfolgte ich, wie er die Finger an den Mund führte und sie ableckte. »Ich liebe jeden Tropfen von dir«, erinnerte er mich.

Ich ließ den Kopf zurücksinken, ich hielt es nicht länger aus, noch weiter hingehalten zu werden. Er musste es gespürt haben, denn ich fühlte, wie er langsam seinen Schwanz in mich schob. Zu sagen, es fühlte sich gut an, wäre die Untertreibung schlechthin. Er hatte mich entflammt, und jetzt nährte er die Flamme. Ich wollte gegen ihn stoßen, aber dank der sorgfältigen Position der Stange, hatte er die komplette Kontrolle über jeden Stoß. Das wusste er und hielt mich hin.

»Ich liebe dich«, sagte er leise, dann ließ er jede Zurückhaltung fahren und stieß heftig in mich, bis ich noch einmal kam und spürte, wie er sich in mich ergoss.

Als er sich schließlich aus mir zurückzog, strich er sanft und zufrieden mit dem Finger über mein schmerzendes Geschlecht. Er brauchte einige Minuten, um Knebel und Stange zu entfernen, doch dann lag ich in seinen Armen, wo er mich fest an sich zog und mir lobende und liebevolle Worte zuflüsterte. Ich hatte das Gefühl zu schweben, und er war mein Anker.

So war die Liebe. Freiheit und Abhängigkeit. Schönheit und Schmerz. Freude und Leid. Liebe umfasste alles. Liebe machte uns stark, indem sie uns auf die Knie zwang. Liebe brachte uns bei, nicht nach Antworten, sondern nach der Wahrheit zu suchen – und Alexander war die einzige Wahrheit, die ich jemals zu kennen brauchte.

DANK

Dieses Buch zu schreiben ist mir am schwersten gefallen – körperlich und geistig. Als ich mitten in der Arbeit steckte, hat mich das Leben vor eine Riesenherausforderung gestellt, und während ich hier zitternd und bebend sitze, frage ich mich, wie zum Teufel ich das geschafft habe. Dafür möchte ich euch danken.

Ihr, die ihr diese Bücher mögt, fiebert mit den Figuren mit und habt mich angespornt.

Ich habe das Glück, ein großartiges Team hinter mir zu haben, das genau weiß, warum ich es hier jetzt kurz und schmerzlos mache. Ohne euch hätte ich das nicht geschafft – nichts von alledem.

Danke. Auf ewig.

Die Royals-Saga



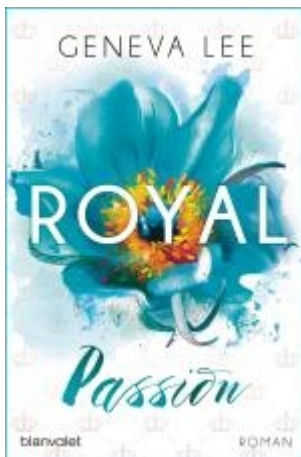
Geneva Lee

Die Royals-Saga 1-3: - Royal Passion / Royal Desire / Royal Love

Drei Romane in einem Band

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)



Geneva Lee

Royal Passion

Roman

Die Royals-Saga 1

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)

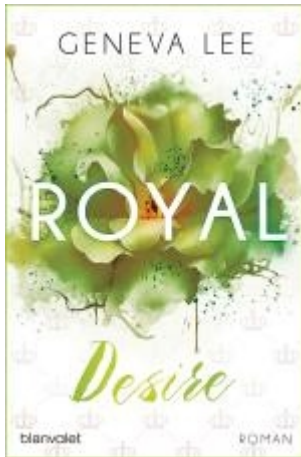
Geneva Lee

Royal Desire

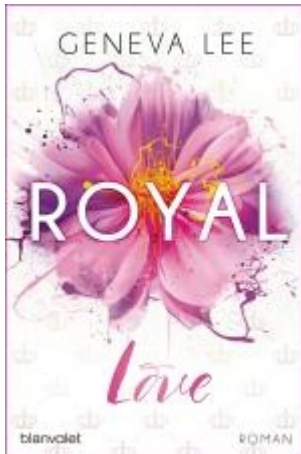
Roman

Die Royals-Saga 2

Blanvalet Taschenbuch Verlag



[Zum Shop](#)



Geneva Lee
Royal Love

Roman

Die Royals-Saga 3

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)



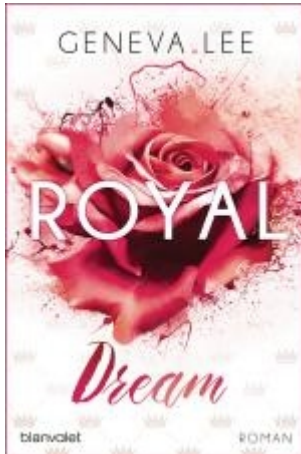
Geneva Lee

**Die Royals-Saga 4-6: - Royal
Dream / Royal Kiss / Royal
Forever**

Drei Romane in einem Band

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)



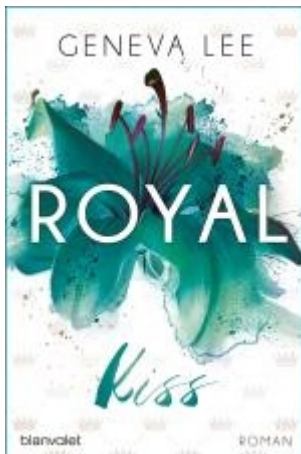
Geneva Lee
Royal Dream

Roman

Die Royals-Saga 4

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)



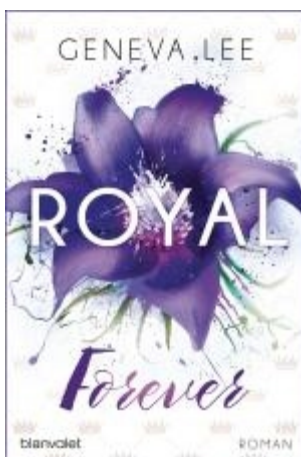
Geneva Lee
Royal Kiss

Roman

Die Royals-Saga 5

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)



Geneva Lee
Royal Forever

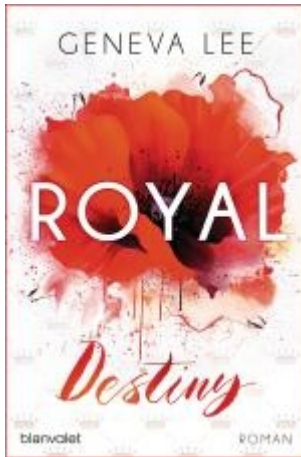
Roman

Die Royals-Saga 6

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)

Geneva Lee



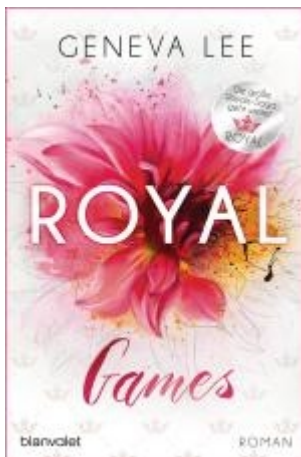
Royal Destiny

Roman

Die Royals-Saga 7

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)



Geneva Lee

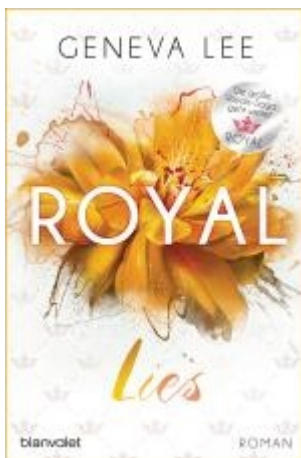
Royal Games

Roman - Ein brandneuer Roman der
Bestsellersaga

Die Royals-Saga 8

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)



Geneva Lee

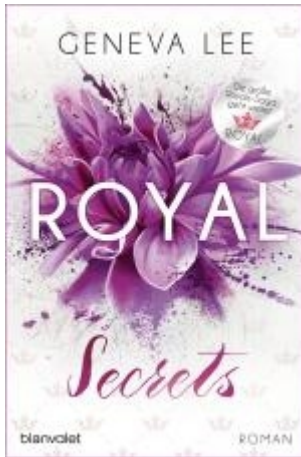
Royal Lies

Roman - Ein brandneuer Roman der
Bestsellersaga

Die Royals-Saga 9

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)



Geneva Lee

Royal Secrets

Roman - Ein brandneuer Roman der
Bestsellersaga

Die Royals-Saga 10

Blanvalet Taschenbuch Verlag

[Zum Shop](#)

Buchentdecker Service

NUTZEN & **GEWINNEN!**

Bestellen Sie unseren Newsletter und erhalten Sie exklusive Informationen über:

- **Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps**
- **attraktive Gewinnspiele & Aktionen**
- **tolle Preisaktionen & Schnäppchen**

**UNTER ALLEN NEWSLETTER-NEUANMELDUNGEN
VERLOSEN WIR MONATLICH LESESTOFF!**

Jetzt anmelden

[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)